AGB
D.
15
—
6

Vermiſchte Schriften

von

Friedrich Jacobs.

Sechſter Theil.

Zerſtreute Blätter.

Leipzig,
in der Dyk'ſchen Buchhandlung.

1837.

Zerſtreute Blätter.

Von

Friedrich Jacobs.

Leipzig,
in der Dyk'ſchen Buchhandlung.

1837.

Zerſtreute Blätter.

Friedrich Jacobs.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Leipzig,
in der Dyk'ſchen Buchhandlung.

1837.

Seinen hochverehrten Freunden

dem

S. Coburg-Gothaiſchen Geheimen-Conferenzrathe und Ober-Conſiſtorial-Director

Herrn

Carl Adolf von Hoff,

Ritter des Großherzogl. Weimariſchen Falken- und des Erneſtiniſchen Hausordens, der wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen auf Friedenſtein Director ꝛc.

und

dem Königlich Bairiſchen Geheimenrathe

Herrn

Carl Ehrenbert Freiherrn v. Moll,

des bairiſchen Civil=Verdienſt=Ordens Ritter,
vieler gelehrten Geſellſchaften Mitgliede ꝛc.

widmet

dieſe Sammlung zerſtreuter Blätter

zum Zeichen inniger Hochachtung und Freundſchaft

der Verfaſſer.

und

Dem Königlich Baieriſchen Geheimenrathe,

Herrn

Carl Ehrenbert Freyherrn v. Moll,

des königlichen Civil-Verdienſt-Ordens Ritter,
vieler gelehrten Geſellſchaften Mitgliede ꝛc.

widmet

dieſe Sammlung zerſtreuter Blätter

zum Zeichen inniger Hochachtung und Freundſchaft

der Verfaſſer.

Zuſchrift

an den

Herrn Geheimen Conferenzrath v. Hoff.

Ein Jahr iſt heute verfloſſen, als Sie, mein innig verehrter Freund, in Verbindung mit einigen Gleichgeſinnten mir die Ehre erzeigten, eine höchſt ſinnvolle Vorfeier des Tages zu veranſtalten, an dem ich vor funfzig Jahren als Lehrer des Gymnaſiums in den Dienſt unſers gemeinſamen Vaterlandes getreten war. In dem zu dieſem Zwecke verſammelten Kreiſe von Freunden, aus welchem ſeitdem der von uns Allen tief betrauerte Adolf Stieler abgerufen worden iſt, waren Sie der Einzige, welcher Zeuge meines Eintrittes in das Lehramt geweſen war, und der Einzige, bei dem ich früher, während einer Krankheit Ihres damaligen Lehrers, einen Verſuch des Unterrichtens gemacht hatte. Seit jener Zeit, wo mich der Zufall Ihrem verehrten Hauſe be-

kannt machte, habe ich von allen Gliedern Ihrer Familie, am meiſten von Ihnen ſelbſt, die zahlreichſten Beweiſe der Freundſchaft und des Wohlwollens erhalten, die ſich, ſeitdem die Gnade des Herzogs mich in der Direction der Sammlungen des Friedenſteins an Ihre Seite geſtellt hat, ſo vervielfältigt haben, daß faſt jeder Tag die alte Schuld durch neue Beweiſe der freundſchaftlichſten Geſinnungen vermehrt hat. Wie freudig ich dieſes erkenne, iſt keinem unſerer nähern Freunde unbekannt; da ich aber wünſche, daß es auch die entfernteren wiſſen, ſo habe ich dieſe Gelegenheit ergriffen, das Gefühl meiner Achtung und Dankbarkeit öffentlich auszuſprechen.

Nicht ohne tiefe Bewegung durchlaufe ich im Geiſte die lange Reihe der Jahre, die ſeit unſrer erſten Bekanntſchaft bis zu dem heutigen Tage verfloſſen ſind, indem mir das Bild derer, die mir Gutes erzeigt, der Lehrer, die meine Jugend geleitet, der Freunde, welche gute und ſchlimme, heitre und trübe Tage mit mir durchlebt haben, aus der Ferne der Vergangenheit vor die Seele tritt. Einige dieſer Lehrer und Freunde ſind auch die Ihrigen geweſen, und ich kann nicht zweifeln, ja ich weiß, daß die Erinnerung an dieſe verehr-

ten und geliebten Schatten in Ihrem Herzen dieſelben Saiten des Gefühls, wie in dem meinigen anregt. Sie haben den unvergeßlichen Stroth gekannt, deſſen geiſtreiches freundliches Auge, wie das Aug' eines Lebenden, aus tiefer Bruſt zu mir aufſchaut [1]); Heynen, den viel verkannten, der nur kurze Zeit mein Lehrer, dann aber, bis an ſeinen Tod, ohne Unterbrechung, ein wohlgeſinnter Freund und treuer Förderer meiner Arbeiten geweſen iſt [2]); den trefflichen, auch unter körperlichen Leiden immer heitern Schütz [3]); Gottern endlich, Ihren Oheim, der mir und dem Freunde meiner Jugend, Georg Schatz [4]), ſeine Gunſt frühzeitig zugewendet hatte, und durch ſeinen erheiternden Umgang auf meine geſellſchaftlichen Verhältniſſe und meine Bildung einen wirkſamen Einfluß gehabt hat. In jener Zeit tiefen Friedens, wo eine bedeutende Schrift eine Begebenheit war, entging keine ausgezeichnete Erſcheinung auf dem Gebiete der Dichtkunſt ſeiner Aufmerkſamkeit, und wie jede für ihn ein Feſt war, ſo wurde ſie es auch für ſeine Freunde durch ihn. Von ihm vorgeleſen mochte auch wohl das minder Bedeutende Reiz gewinnen; das wahrhaft Schöne aber trat durch den ſeelen=

vollen Ausdruck des tiefſühlenden Vorleſers, durch die vollendete Kunſt ſeiner Declamation und die Kraft ſeines geſchmeidigen und geübten Organ's in voller Herrlichkeit vor. Nie werd' ich des heitern Morgens vergeſſen, wo wir in einer Laube des Studnitziſchen Gartens die lang erſehnte Iphigenie in Tauris von ihm leſen hörten, und in dem unvergleichlichen Werke die gemüthvollen Töne eines verjüngten und veredelten Euripides zu vernehmen glaubten; oder der Abende, wo uns Egmont, die Mitſchuldigen und ſo manches andre Werk des unſterblichen Dichters erfreute. Auch Sie, mein vortrefflicher Freund, erinnern ſich ſolcher Abende, wo auch Frauen an dem edeln Genuſſe Theil nahmen, und ihn durch ihre Theilnahme erhöhten. Dieſe Frauen ſind nicht mehr; kaum daß noch Eine unter uns lebt, die das Andenken jener genußreichen Stunden, und ihr freundliches Bild bewahrt, das mir oft in den Träumen meiner Tage und Nächte vor die Seele tritt. Da erſcheint mir vor allen die edle Geſtalt Ihrer hochgebildeten und doch ſo beſcheidnen Schweſter, die unter dem Namen Amöne die Erſtlinge meiner lallenden Muſe anzunehmen würdigte; neben ihr Amalie Reichard, die, wo ſie

in ihrer heitern Anmuth erſchien, Augen und Herzen an ſich zog; und mit dieſen noch manche andre, jeder Achtung werthe Freundin, die ich nicht nenne, um nicht vernarbte Wunden wieder aufzureißen, oder die noch blutenden ſchmerzhaft zu erweitern.

Der befreundete Kreis, dem ich in jener erſten Epoche meiner Jugend angehörte, erfuhr ſchon früh mehr als eine, zum Theil ſchmerzliche Verminderung. Stroth ſtarb während der ſchönſten Entwickelung ſeiner Kraft; Manſo wurde in einen höhern und weitern Wirkungskreis fern von uns verſetzt 5); wenige Jahre nachher ſtarb auch Schatz in der Blüthe der Jugend; ihm folgte Gotter nach kurzer Friſt. So war der Kreis zerrüttet, in welchem ich, der jüngſte von Allen, zum innigern Bewußtſeyn meiner ſelbſt erweckt worden war.

Ich hatte mich in dieſer Zeit verheirathet, und an die alten Freunde, ſo viele mir deren noch übrig waren, ſchloſſen ſich neue an. Von Amtsgenoſſen mehr als Einer. Zu dieſen war früher ſchon Kries getreten, der uns allen bald ein lieber Freund wurde. Mit Schlichtegroll war ich von Kindheit an vertraut, und das alte Band wurde durch Gemeinſchaft

der Aemter, zuerſt am Gymnaſium, ſpäter bei der Bibliothek, noch feſter geknüpft. Sein Haus war durch die ausgebreiteten Verbindungen, in denen er ſtand, und durch die Mitwirkung ſeiner ſehr unterrichteten und geiſtreichen Frau ein Sammelplatz heitrer Geſelligkeit für Einheimiſche und Fremde; mit ihm ſtand das Haus des trefflichen Becker, und der vielſeitig gebildeten Männer, Geißler und Lenz, in der engſten Verbindung. In allen dieſen Familien, denen auch die Ettingeriſche zuzuzählen iſt, fanden auswärtige Gelehrte und Künſtler die freundlichſte Aufnahme und mannichfaltige Unterhaltung. Die Verhältniſſe, in denen ich zu jeder von ihnen ſtand, ließen nichts zu wünſchen übrig. Wir bildeten gleichſam nur Eine Familie.

Es iſt nicht meine Abſicht, die Geſchichte aller Zuſtände meines Lebens in ihren mannichfaltigen Phaſen vor Ihren Augen aufzurollen; nur Erinnerung an einzelne ſeiner Erſcheinungen ſollen dieſe Zeilen ſeyn; Grabſchriften gleichſam der Wohlthäter und Freunde, deren heilige Gräber ſich an dem von mir durchlaufnen Wege erheben. Um jene Zeit beſchloß Ernſt der Zweite ſein edles Leben, und vererbte die freundlichen Geſinnungen, die

er mir, vorzüglich in den letzten Jahren deſſelben, bewieſen hatte, auf ſeinen Nachfolger, der nun auch, und wie lange ſchon! unter dem Schatten der Todteninſel neben dem beſcheidnen Grabe ſeines Vaters ruht. Was mich wenige Jahre nachher, während denen mir der Tod eine theure Verwandte und Freundin, die auch die Ihrige war, entriß, aus meiner Vaterſtadt entfernte, was mich bewog, in einem mir fremden Lande eine neue Laufbahn zu beginnen, iſt Ihnen nicht unbekannt. Ich ließ Vieles zurück, was mir theuer war, einen bejahrten Vater, einen geliebten Bruder und zahlreiche Freunde; aber die ſchwankenden Zuſtände der Zeit, die Ausſicht einer günſtigen Zukunft in dem Süden von Deutſchland und Mehreres in meinen eignen Verhältniſſen nöthigte mich faſt, Alles zu vergeſſen, und die mir von dorther gemachten Erbietungen anzunehmen. Die Hoffnung, in Baiern einen feſtern Boden zu gewinnen, wurde getäuſcht. Nur allzubald erhob ſich in der Mitte des Vereins, der dem friedlichen Anbau der Wiſſenſchaften gewidmet war, ein widerwärtiger Kampf, in den ich, wie fremd mir auch ſeine Veranlaſſungen perſönlich waren, durch Verbindungen der Freundſchaft

verflochten wurde; und dieſer Kampf erhielt durch den Krieg, der zu derſelben Zeit im Süden entbrannte, eine Wichtigkeit für uns, die ihm urſprünglich gänzlich mangelte. Und als, nach wiederhergeſtelltem Frieden der Völker, die innere, durch die Geſchicklichkeit der Gegner weit verbreitete Aufregung und die Zerwürfniß der Parteien fortdauerte, und mir dadurch die Hoffnung entſchwand, in der Stellung, in die ich gerathen war, den wohlthätigen Abſichten der erleuchteten Regierung, welche die aufgeregten Gemüther zu beruhigen nicht vermochte, ferner Genüge zu thun, kehrte ich, folgſam dem Rufe Auguſt Emils, deſſen Geſinnungen gegen mich unverändert geblieben waren, ärmer als zuvor, aber an Erfahrung bereichert, in die alte Heimath zurück.

Auch in der ſturmbewegten Zeit, die meiner Rückkehr vorausging, leuchtete mir das wohlthätige Geſtirn der Freundſchaft, und mehr als eine Geſtalt erhebt ſich vor mir, auf der ich mit Liebe verweilen darf. Vor allen Friedrich Heinrich Jacobi's edles Bild, des Mannes von reichem Gemüthe und reinem Herzen, wie wenige andre [6]); zunächſt Sömmerring und We-

ſtenrieder, beide in ihrem Weſen und ihrer wiſſenſchaftlichen Richtung nicht wenig verſchieden, in Tüchtigkeit aber, edeln Willen und Biederkeit von gleichem Gehalte; das Bild des geiſtreichen, immer lebendig aufgeregten Feuerbachs; Schlichtegroll's endlich, der vor mir nach Baiern gezogen war, und an gebrochnem Herzen dort geſtorben iſt. Und was könnte mich abhalten, neben dieſen Würdigen, die nun ſchon längſt einer andern Welt angehören, mit der dankbarſten Erinnerung auch den zu nennen, den ſein ſchönes Gemüth noch mehr als ſeine Krone ſchmückte, Maximilian Joſeph, den Vielgeliebten, deſſen heiliges Andenken noch jetzt bei dem Volke, deſſen Wohlthäter er war, ſo wie in dem Herzen aller lebt, die ihm jemals genaht haben? Zu jeder Zeit iſt er mir ein huldreicher König geweſen; und wie er mich, als ich ſeinen Dienſt verließ, mit den Worten verabſchiedete, daß, wenn ich je zu ihm zurückkehren wollte, ſeine Arme mir offen ſtehen würden: ſo hat er mich jedesmal, wenn ich ihm, bei wiederholten Beſuchen in München, auf ſeinen Befehl meine Ehrfurcht bezeigte, und noch wenige Monate vor ſeinem Abſcheiden, nicht mit der Huld eines Königs, ſon-

dern mit der Freundlichkeit und Liebe eines Vaters aufgenommen.

Noch mehr als ein verehrter und theurer Name drängt ſich mir zu; aber ich will blos von den Todten ſprechen; die Lebenden ſind meines dankbaren Andenkens gewiß. Möge die Vorſehung die Zahl meiner Tage nicht um ſo viel vermehren, daß ich den kleinen Kreis der Theuern, die mir übrig ſind, noch mehr vermindert ſähe; möge Ihnen insbeſondre, mein hochverehrter Freund, noch viele Jahre hindurch die lebendige Kraft erhalten bleiben, die Sie eben ſowohl in den mannichfaltigen ſegenreichen Geſchäften Ihres Amtes, als in den gelehrten und ſcharfſinnigen Forſchungen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften entwickeln; und möge ich, bis zu dem Ziele hin, das mich mit den abgeſchiednen Freunden, mit der geliebten Mutter meiner Kinder, und mit der mir vorlängſt entrißnen theuern Gefährtin meines Alters, die auch Ihnen eine geachtete Freundin war, vereinigen wird, ſo wie bisher, durch Ihr Wohlwollen und Ihre Freundſchaft beglückt werden!

Gotha, den 19. Auguſt 1836.

Zuſchrift
an den Freiherrn von Moll.

Von dem mir zunächſt ſtehenden Freunde wende ich mich zu dem entfernteren, zu Ihnen, Verehrteſter, deſſen Wohlwollen gewonnen zu haben, ich zu den glücklichen Ereigniſſen meines Aufenthaltes in München rechne. Als ich nach Baiern kam, wo Sie ſeit einigen Jahren in dem Schooße der Akademie der Wiſſenſchaften wirkſam waren, freute ich mich der Verbindung mit einem Manne, deſſen Namen ich längſt ſchon mit vorzüglicher Achtung zu nennen gewohnt war; und dieſe Verbindung konnte nicht lange dauern, ohne daß mir kund wurde, wie dieſer Mann, der einem benachbarten Lande in einer ſtürmiſchen und bedrohten Zeit ein wohlthätiger Schutzgeiſt geweſen war, mit der umfaſſendeſten Kenntniß der Natur eine ſeltene Geſchäftskunde und die edelſten Geſinnungen vereinigte.

Frühzeitig brachten die Geſchäfte der Akademie Sie mit Schlichtegroll in die engſte Berührung, und die alte Freundſchaft, durch die ich mit dieſem verbunden war, kam mir bei Ihnen zu Statten. Durch ihn wurde ich Ihnen näher bekannt; von ihm wurde ich in Fürſtenfeldbruck, wo Sie damals Ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatten, eingeführt; ihm verdanke ich das Wohlwollen, das Sie mir nicht nur während meines Aufenthaltes in München, ſondern auch nach meiner Entfernung bewieſen, und vor kurzem noch durch die ehrenvolle Zueignung eines Bandes Ihrer reichhaltigen Mittheilungen dem weitern Kreiſe Ihrer Verehrer und Freunde kund gegeben haben. Welche Freude mir dieſes Zeichen Ihres Andenkens verurſacht, wie es jede Erinnerung an unſer kurzes, oft unterbrochnes Zuſammenſeyn in mir aufgeregt hat, dieß haben Ihnen meine Briefe geſagt, und gern wiederhole ich Ihnen hier den Dank für die mannichfaltigen, wenn gleich oft ſchmerzlichen Gefühle, die in mir durch dieſe Mittheilungen erregt worden ſind. Dem Schmerzlichſten indeß, woran ſie, vornemlich in Beziehung auf unſern gemeinſchaftlichen Freund, erinnern, hat die Zeit einen

Theil ſeiner Bitterkeit genommen, und iſt es nicht auf der andern Seite tröſtlich, daß Freunde im Ungewitter ſich näher rücken, und Wohlgeſinnte zu ihnen treten, um Beiſtand zu leiſten? In jener trüben Zeit, in welcher Beſchuldigungen der gefährlichſten Art, an die ihre Urheber ſelbſt nicht glaubten, auf meine Freunde gehäuft wurden, ſtanden Sie mit wenigen andern auf unſrer Seite, und belebten unſern ſinkenden Muth durch ihre Theilnahme und weiſe Berathung. Dieſe Zeit iſt ſpurlos vorüber gegangen; die Anklagen ſind verſtummt, und die Meiſten von denen, auf die ſie gerichtet waren, ſchlummern ſchon längſt den Schlaf der Gerechten; ich aber, einer der Uebriggebliebenen, preiſe mich glücklich, Ihnen hier öffentlich für alles Gute zu danken, das Sie meinem älteſten Freunde, der aber aus einem ſprödern Stoffe hätte gebildet ſeyn müſſen, um den Bedrängniſſen ſeiner Stellung nicht unterzuliegen, durch Ihren Beiſtand, und durch das Vertrauen, das ihm die Sicherheit Ihrer Freundſchaft verlieh, erwieſen haben. Dieſes rühmte er, hievon ſprach er mit der ihm eigenthümlichen gemüthvollen Wärme, als er zum letztenmale mein Haus in dem Sommer beſuchte, der ſeinem Tode voraus-

ging, in der letzten ſeiner Hoffnungen getäuſcht, durch den Genuß der vaterländiſchen Luft und das Wiederſehn theurer Verwandten und alter Freunde die geſunkene Kraft ſeines leidenden Körpers zu beleben. So wie ihn aber das Gefühl der Dankbarkeit und Liebe bis an den Rand des Grabes begleitet hat, ſo möge Sie, mein edler Freund, noch an dem letzten Ziele das Bewußtſeyn erheitern, den oft rauhen und mühſamen Pfad unſers verewigten Freundes durch Ihre Hülfe, ſo weit dieſes möglich war, geebnet zu haben! Möchte dieſes Ziel noch fern ſeyn; möchten Sie in Ihrer würdevollen Muße, wie einſt unſer Sömmerring, mit ungeſchwächter Geſundheit auf die zurückgelegte Bahn heitern Muthes zurückſehn, die von Ihren zahlreichen Freunden ſehnſuchtsvoll erwartete Geſchichte Ihres Lebens vollenden, und, nach vollbrachtem Tagewerke, müde vom Leben und ſchmerzlos dem Engel des Todes in die Arme fallen.

Gotha den 29. Auguſt, am Jahrestage meines funfzigjährigen Amts-Jubiläums. 1836.

1) Von Stroth, ſeinem Leben und ſeiner Wirkſamkeit ſ. Schulze in der Geſch. des Goth. Gymnaſiums S. 282 bis 286. in meinen Vermiſchten Schriften I Th. S. 92 f. Vgl. Epistola ad Doeringium p. 17. 19.

2) Ich kam nach Göttingen d. 1ſten Mai 1784. und betrat d. 3ten Mai Heynens Schwelle zum erſtenmale. Das Jahr darauf zu Oſtern verließ ich Göttingen, höchſt ungern, aber durch äußere Verhältniſſe zur Abkürzung meiner Studirzeit genöthigt. Ich habe alſo die Vorleſungen des verehrten Lehrers nur Ein Jahr lang benutzen können, und während dieſer Zeit war er mehrere Monate krank, ſo daß er die Vollendung eines Collegii über die Iliade dem Profeſſor Tychſen übertrug, welcher kurz vorher von ſeinen Reiſen zurückgekehrt war. Ob ich nun gleich nur ſo kurze Zeit Heynens Zuhörer, und im philologiſchen Seminario ſein Zögling geweſen war,

und nach meinem Abgange von Göttingen ihn nur zweimal (im Sommer 1787 und 1800) wiedergeſehn habe, iſt er mir doch bis zu ſeinem Tode (den 14ten Juli 1812) ſtets ein väterlicher Freund und wohlwollender Beförderer meiner Arbeiten geweſen. Sein letzter Brief an mich war vom 1ſten Mai 1812. und kam an demſelben Tage in meine Hände, an welchem ich mich 28 Jahre vorher bei ihm eingeführt hatte.

3) Ueber meine Verbindung mit Schütz gibt der von ſeinem Sohne herausgegebene Briefwechſel (I Th. S. 197—356) Zeugniß.

4) Das litterariſche Leben von Georg Schatz, mit dem ich von meinem vierzehnten Jahre an bis zu ſeinem Tode (1795) in der engſten Verbindung gelebt habe, und durch deſſen Tod mir die erſte Wunde dieſer Art geſchlagen wurde, hab' ich in der N. Bibliothek der ſch. W. 60 Bd. S. 159 ff. beſchrieben. Dieſer Aufſatz iſt in Schlichtegroll's Nekrolog (1795. 6r Jahrg. 2 Bd. von S. 197 an) benutzt. Am beſten hat er ſich ſelbſt in einer Grabſchrift geſchildert, welche die Sammlung ſeiner Gedichte ſchließt, und einer bis in die kleinſten Züge wahrhaften Weiſſagung gleicht.

5) Ueber F. H. Jacobi iſt vorzüglich leſenswerth die kleine, zu München 1819 erſchienene Schrift

von Schlichtegroll, Weiller und Thierſch; ferner des Ober-Conſiſtorialraths Stiller Rede an Jacobi's Grabe; und eine andre von Profeſſor Kopp im Lyceum zu München gehalten, welche in der Eos (April 1819) abgedruckt iſt. Zu dem, was dieſe Männer über Jacobi und ſein Leben geſagt haben, noch etwas hinzuzuſetzen, würde auf jeden Fall überflüſſig ſeyn. Nur in Beziehung auf mich erlaube ich mir hier dasjenige anzuwenden, was Plutarch vom Plato erzählt, daß, als er die Nähe des Todes gefühlt, er Gott geprieſen habe, daß ſein Leben mit dem Leben des Sokrates zuſammengetroffen ſey. — So preiße auch ich mein Loos, das mich nach München geführt hat, als Jacobi dort lebte, um an ihm einen väterlichen Freund und in ſeinem Umgange zugleich Anregung und Beruhigung zu finden.

6) Manſo ſtarb 1826 als Director der Magdalenenſchule zu Breslau, wohin er 1790 zu Oſtern gekommen war. Ueber ihn ſ. die Rede zu ſeinem Andenken von Ernſt Fr. Glocker gehalten; ferner: Carl Caspar Friedrich Manſo als Schulmann und Gelehrter von Fr. Wilh. Klug. Breslau 1826. und vorzüglich Fr. Passow's Narratio de Mansone. Vratislaviae. 1826. 4. wo es unter andern heißt: Gravissimo hoc munere per triginta et quod excurrit annos sine ulla intermissione functus, meritorum magnitudini, id quod paucis concessum est, diutur-

nitatem addidit, et quas severat arbores alteri aevo profuturas adultas vidit. Uberrima inde benefactorum praemia, quamquam non horum, sed conscientiae causa tot exantlaverat labores, discipulorum summa observantia, eximius civium favor, bonorum omnium amicitia, insignis ab ipso rege honor.

Inhalt

des ſechſten Bandes.

Erſtes Buch.

1. **Ueber Horaz.** I Sermon. I. 29. Perfidus hic caupo. S. 3—12. Anmerkungen S. 13—22. Metaphoriſche Bedeutung von *κάπηλος*, *καπηλεύειν*. caupo. cauponari. 15. [Dio Chrys. Or. XXXI. p. 585. *ἀλλὰ τοὺς μὲν καπήλους, τοὺς ἐν τοῖς μέτροις κακουργοῦντας, οἷς ὁ βίος ἐστὶν αὐτόθεν, ἀπὸ αἰσχροκερδείας, μισεῖτε καὶ κολάζετε· τὴν δὲ πόλιν, εἰ δόξει περὶ τοὺς ἐπαίνους τῶν ἀγαθῶν ἀνδρῶν πανουργεῖν, καὶ τὰς δωρεὰς καπηλεύειν, οὐκ αἰσχύνεσθε;*] 17. von Philoſophen und Sophiſten. 20.

2. **Ueber eine Stelle beim Herodot.** I. 196. 199. Brautſchau. S. 23—25. Freiwilliges Preisgeben der babyloniſchen Frauen. S. 25—38. Erklärung des erſten (S. 29) und des von jenem unabhängigen Gebrauches. S. 31 ff. *θῶμιγξ*. S. 35. *σχοινίον*. S. 37. 51. Anmerkungen. S. 39—53. Hierodulen. S. 44. f. Der Gürtel, Symbol der Knechtſchaft. S. 48. ff. Gebrauch der Kleie bei Weihungen. S. 52.

3. **Xenophon oder Themiſtogenes?** S. 54—72. Matthiä's Meinung über den Verfaſſer der Anabaſis. S. 58. f. Vereinigung der beiden Angaben. S. 60—63. Die Anabaſis iſt eine indirecte

Apologie Xenophons gegen mancherlei Beſchuldigungen. S. 64 — 72. Proxenus, Xenophon's Gaſtfreund. S. 74. f. le Jouvencel von Jean de Bueil. S. 75. f. Beziehung der Cyropädie auf den jüngern Cyrus. S. 78.

4. Die Epiſode des Therſites. (Gedruckt in der Bibl. der Alten Litterat. u. Kunſt. 4tes Stück. 1789.) S. 81 — 92. Zuſatz. S. 91. f. Anmerkungen. S. 93 — 106. Geſchichte des Therſites aus ſpätern Dichtern. S. 93 — 103.

5. Ueber den Kottabus. Nach Athenäus (XV. p. 666. ff.). Gedruckt in Wieland's attiſchem Muſeum 3. Bd. 3. Heft. Jetzt durchaus verbeſſert und mit Zuſätzen wiederholt. S. 107— 117. Anmerkungen. S. 118—144.

6. Ueber den Mythus des Geryones. Hesiodi Theog. 287 — 294. (Umgearbeitete Wiederholung des Aufſatzes in der Bibl. der a. Litt. u. Kunſt. 9tes Stück.) Geryones iſt urſprünglich nicht verſchieden vom Hades. S. 147. Unterſtützung dieſer Vermuthung. S. 151. ff. Rinderheerden beider. S. 153. 166. Anmerkungen. S. 155 —167. [Ueber die Beſchaffenheit der Theogonie ſ. Creuzer in dem Allgem. Theile der Symbolik. 3te Ausg. I. S. 70. f.] Der König Aidoneus in der Theſeusfabel entſpricht genau dem Hades der Herakleen. S. 164. f.

7. Rede eines Ungenannten über den Oſtracismus. S. 168—186. [Montesquieu Esprit des Loix XXVI. 17. Aristote nous dit qu'il est convenu de tout le monde que cette pratique (l'Ostracisme) a quelque chose d'humain et de populaire. Si dans les tems et dans les lieux où l'on exerçait ce jugement, on ne le trouvait point odieux, est-ce à nous qui voyons les choses de si loin, de penser autrement que les Accusateurs, les Juges, et l'Accusé même? Ebendaſ. XXIX. 7. à Athènes — l'Ostracisme fut une chose admirable: on n'y soumettait

jamais qu'une seule personne, et il fallait un si grand nombre de ſuffrages, qu'il était difficile qu'on exilât quelqu'un dont l'absence ne fût pas nécessaire. Demetrius Phalereus hatte in einer ſeiner Schriften behauptet, es ſey nie ein armer Mann, ſondern nur Männer aus großen und reichen Häuſern oſtraciſirt worden, vielleicht, um den Oſtracismus als die Wirkung niedriger Misgunſt zu verurtheilen. Dagegen bemerkt Plutarch im Leben des Ariſtides, daß der Reichthum auf den Oſtracismus keinen Einfluß gehabt, ſondern gedient habe, den Neid gegen ſolche zu verſöhnen, deren Anſehn und Macht außer Verhältniß mit der demokratiſchen Gleichheit getreten war (Vit. Themist. c. 22. Vita Aristid. c. 7.). Ariſtoteles (Polit. III. 13) ſagt, „es liege im Oſtracismus eine gewiſſe politiſche Gerechtigkeit; doch wäre es beſſer geweſen, der Geſetzgeber hätte den Staat vom Anfang an ſo eingerichtet, daß es eines ſolchen Heilmittels nicht bedurft hätte." Auf dieſen Ausſpruch iſt in unſrer Rede Rückſicht genommen].

8. Griechenſinn. S. 189—190.

Zweites Buch.

1. Die Erbſünde. S. 195—206. Anmerkungen. Verbot der Erkenntniß. S. 207. Rechtfertigung des φθονερὸν τὸ θεῖον. S. 208. f. Der Menſch wird als Gottes Ebenbild gedacht, weil Gott als ein Menſch gedacht iſt. S. 212.

2. Indifferentismus durch die Diplomatik gefördert. S. 214—217.

3. Concordia discors. Schreiender Widerſpruch des Religions-Unterrichtes, vorzüglich in den Volksſchulen, mit der antiſymboliſchen Lehre einer zahlreichen Claſſe proteſtantiſcher Theologen. S. 218—225. Ob dem Geiſte der Lüge, welcher die

religiöſe Erziehung bedroht, abgeholfen werden könne? S. 225—228.

4. Heidenthum und Chriſtenthum. S. 229—253. Der Glaube an Gott und an die Nothwendigkeit ſich dem Willen Gottes zu unterwerfen, durchdringt das ganze Alterthum. 230. Langſame Verbreitung des Chriſtenthums. 233—236. Einwirkung der Kunſt auf das Chriſtenthum und die Religion überhaupt. 237—240. [S. Grüneisens vortreffliche Abhandlung über das Sittliche der bildenden Kunſt bei den Griechen. Leipzig. 1833.] Heidniſche Gebete von Chriſten, chriſtliche Gebete von Heiden ausgeſprochen. 245—253.

5. Prieſterthum. S. 254—273. Verketzerung der Frömmigkeit. 258—262. Befeindung der Wahrheit um der Herrſchaft willen. 263. Gregorius I. ſtreng und grauſam gegen Niedrige, nachſichtig und freundlich gegen Mächtige. 264—272.

6. Die Reiſe nach dem Orient. S. 274—305.

Drittes Buch.

1. Die Conſtitutionen. S. 309—323.

2. Altes und Neues. S. 324—382. Plato ein Prophet. 327. Die Kunſt einen Staat zu verwirren. 330. Die höchſte Kunſt in Anordnung eines monarchiſchen Staates. 333. Weisheit und Frömmigkeit der alten Geſetzgeber. 335. Perikles. 339. Geſinnung des Alterthums über den Selbſtmord. 342. Die Meeresherrſchaft, eine Quelle des Böſen. 346. Wettſtreit der Ehre. 348. Speculative Philoſophie. S. 349. Hofleute. 354. Lobrede auf das Hofleben. S. 355—361. In wie fern iſt die Geſchichte eine Lehrerin? S. 363. Schickſale der Schauſpielkunſt in alter und neuer Zeit. 365—378. Wirkung der Muſik auf die Thiere. S. 378—382. Anmerkungen. S. 383—390.

3. Der Büchernachdruck. (Gedruckt im Allgem. Anzeiger. 1823. no. 149. ff.) S. 391—414. Anmerkungen. S. 415—419.

4. Taubheit und Blindheit. (im Gothaiſchen Taſchenkalender. 1801.) S. 420—426.

Viertes Buch.

1. Zu Göthes Nachlaß. Frühere Geſtalt der Iphigenie in Tauris. S. 429—440.

2. Dichterloos. S. 441—450. Seltne Beiſpiele reicher Dichter. 445. f. Jean Chapelain. S. 448.

3. Allotria. S. 451—463. Beſchäftigung mit Nebendingen, ein Beförderungsmittel der Zufriedenheit. 452—456. Romantiſche Studien des Herzogs Auguſt Emil. 456. Erklärung einer Inſchrift. 458—463.

4. Auguſt Emil als Schriftſteller. S. 464—473. Das Kyllenion. 464. Polyneon. 466. Roman ohne Titel. 467. Emilianiſche Briefe. 468—470. Briefe eines Kartheuſers. 471—473. Anmerkungen. S. 474—492. Sonnette durch das Kyllenion veranlaßt. 475—479. Terzinen auf ein Gemählde von Graſſi. 480. Sonnette und Elegien. S. 485—491.

5. Die Ana und ihre Glaubwürdigkeit. S. 493—508. Nachweiſung der Fortpflanzung gewiſſer Geſchichten, durch einen Zeitungsartikel veranlaßt. 495. Kallimachus und Kynägirus. 503—506.

6. Mundus alter et idem. Auszug aus einer allegoriſchen Reiſe des Biſchofs von Norwich, Joſeph Hall, die dieſen Namen führt. S. 509—516.

7. Mezzofanti in Bologna. S. 517—527.

8. Die Sternwarte des Seebergs bei Gotha. S. 528—541. von Zach. 529. de la Lande. 532—539. Inſchrift auf Olbers. 540.

9. Bielefeld oder Sonnenberg? S. 541—545.
10. Aurum inrepertum. S. 546—551. Julius Löſer. 548. Goldgruben im Fürſtenthum Salfeld. 550.
11. Miscellaneen. S. 552—590. Pascal 552. f. ſeine Miſanthropie. 554. Rouſſeau's Paradoxie. 555. ff. die Brüder Rainold, die ſich gegenſeitig bekehren. 557. f. Türgot und Franklin. 559. f. Männerwochen. 460. Ronſard, Nachahmer Pindars. 562. Muretus. 563. Aufſchneiderei. 566. Schriftſteller-Troſt. 566. f. Taſſo und Arioſto. 567—570. Bojardo. 570—572. Brechung der Wörter. 573. Höflichkeit. 573—576. traduttori traditori. 576—579. Kleine Anecdoten. 580. Heyne. 583—590.

Zerſtreute Blåtter.

Erſtes Buch.

I. Perfidus caupo.

Horat. I. Serm. I. 29.

In der vielbeſprochenen Stelle der erſten Satire, in welcher der perfidus caupo als ein ſchamloſer Eindringling einen Schwarm von Gegnern aufgeregt hat, halte ich, nach wiederholter Ueberlegung, im Weſentlichen an Wolf's Meinung feſt [1]). Das, was ich hier zu ſagen gedenke, ſoll nur dazu dienen, dieſe Meinung etwas mehr in das Licht zu ſetzen.

Das was ſeit Markland — denn von dieſem wurden jene Worte ohne Anſtoß geleſen — eine ſo lebhafte Bewegung verurſacht hat [2]), iſt bekanntlich der Umſtand, daß man die Verſe 28 bis 30 als parallel laufend mit V. 4—12 im Eingange der Satire betrachtet, und da in der einen ein Soldat, ein Kaufmann, ein Rechtsgelehrter und ein Landmann, in der andern ein Landmann, ein Caupo, ein Soldat und ein Schiffer aufgeführt werden, der unerwartet an die Stelle des Rechtsgelehrten eintretende Schenk=

wirth und Höker 3) nicht zu dulden ſchien. Dieſer ſollte alſo hinweggeſchaft, der Rechtsgelehrte postliminii jure wieder zurückgeführt werden; und da dieſes durch leichte und ſprachgemäße Mittel nicht zu bewerkſtelligen ſchien, hat endlich ein Gelehrter, deſſen Stimme mit Recht für gewichtvoll gilt, den Rechtsgelehrten aus der Maske des Schenkwirths und Kleinhändlers herauszuziehn verſucht. Wolf hatte behauptet, der letztere ſtehe hier an ſeiner Stelle, der Rechtsgelehrte nicht, und zwar unter andern auch darum, weil ſein Geſchäft damals durchaus noch kein lucratives geweſen ſey. Dagegen ſagt Eichſtädt in einem gelehrten Programm (1833. Febr.), man habe Unrecht, erſtlich den Juris peritus von dem patronus caussarum und dem caussidicus zu trennen; eben ſo Unrecht aber auch zu glauben, daß rechtlicher Beiſtand zu Horazens Zeiten immer unentgeltlich, und immer von rechtlichen und achtungswerthen Perſonen gereicht worden ſey; auch in dieſer Claſſe habe es ſehr früh Rabuliſten und eigennützige Zungendreſcher gegeben, und dieſe wären es, die Horaz παρὰ προσδοκίαν, mit einer der Satire eigenthümlichen Zweideutigkeit, bezeichne. So ſey alſo der perfidus caupo an dieſer Stelle kein andrer, als der juris legumque peritus, der im Eingange der Satire von dem rechtsbedürftigen Landmanne in ſeiner Ruhe geſtört wird.

Bei dieſer neuen Erklärung 4), durch die das von Markland erregte Bedenken gehoben und jede Veränderung der Lesart unnöthig gemacht werden ſoll, iſt Alles, was ihr zur Grundlage dient, mit einer Fülle von gewählter Gelehrſamkeit ſo gut befeſtigt, daß man ſich, bei weiterm Prüfen und Nachdenken, faſt wundert, dem darauf gebauten Reſultate den Beifall entziehen zu müſſen.

Indem wir alſo ganz unbedenklich zugeben, daß es ſchon zu Horazens Zeit und früher unter den Rechtsgelehrten caupones juris gab, wie unter den Kaiſern (nach Claudian in Eutrop. I. 198.) institores imperii et caupones honorum, ſo können wir doch nicht umhin zu fragen, was unſern Venuſiner bewogen haben konnte, den, bei aller Veränderung der Zuſtände Roms, noch immer ſehr ehrenwerthen Stand der Rechtsgelehrten, ohne alle ſichtbare Veranlaſſung, durch ſeine ſchlechteſten Mitglieder in ſolcher Allgemeinheit zu characteriſiren, indem er ſie nicht nur mit einem verächtlichen Namen bezeichnet, ſondern dieſem auch ein Beiwort zugeſellt, das nicht leicht ſchlimmer gefunden werden konnte? Und wenn die beiden erwähnten Stellen, die im Eingange, in welcher der Rechtsgelehrte ohne Makel als juris legumque peritus auftritt, und die andre, die ihn mit einem unauslöſchlichen Brandmal aufſtellt, parallel laufen, wie konnte Horaz jener

erſten Erwähnung nicht wenigſtens eine leiſe Andeutung deſſen beifügen, was er gegen den Stand im Schilde führte? eine Andeutung, die, unſrer Einſicht nach, ganz unerlaßlich war, wenn der Leſer durch die ſpätere änigmatiſche Bezeichnung auf den Rechtsgelehrten zurück, und nicht, wie es ſämmtlichen Auslegern ergangen iſt, gänzlich in die Irre geführt werden ſollte.

So wie jetzt die Sachen ſtehn, war der Irrthum unvermeidlich. Keinem Leſer, wenn ihm auch die ganze Schlechtigkeit einzelner Rabuliſten vor Augen ſtand, konnte einfallen, in jener bittern Bezeichnung etwas anders zu ſuchen, als was eben das Wort beſagte, das heißt, er mußte bei dem caupo durchaus an einen, durch das begleitende Beiwort ſo beſtimmt bezeichneten caupo denken, verwundert vielleicht, dieſen an einem Platze zu finden, an welchem ihm vorher ein Mann von ganz andrer Farbe gezeigt worden war, von dem Dichter ſelbſt aber durchaus nur auf jenen, durch Namen, Beinamen und Geſellſchaft hingewieſen. Durch den Namen. Denn daß dieſem ſchon der Begriff kleinlicher Gewinnſucht durch Betrug und Verfälſchung auf das beſtimmteſte anhängt 5), bezweifelt niemand; daher Horaz in der Brunduſiniſchen Reiſe (I Sat. V. 3.), bei Erwähnung des **Forum** Appii, eines mit Schiffern und Schenkwirthen angefüllten Ortes, die caupones, eben als ob es ſich von

ſelbſt verſtände, mit dem Beiworte maligni, wie hier mit perfidi, beehrt. Dieſe Claſſe von Menſchen hatte Cicero in der bekannten Stelle (Offic. I. 42) vor Augen, in welcher er ſagt: sordidi putandi qui mercantur a mercatoribus quod statim vendant. Nihil enim proficiant, nisi admodum mentiantur. Durchaus wurden die caupones und κάπηλοι zu dem ſchlechteſten Theile der Bevölkerung gerechnet [6]), und es war dieß ſo allgemein anerkannt, daß es keinem Leſer auch nur einfallen konnte, dem Dichter die von ihm gebrauchte Bezeichnung als eine Ungerechtigkeit anzurechnen.

Wenn nun aber, troß dem Allen, nicht der betrügeriſche, ſchlechte Waare für gute aushökende Schenkwirth und Krämer, ſondern ein unredlicher Juriſt von dem Dichter gemeint wurde, mußte er da nicht ſeine Meinung durch den Zuſatz irgend eines, irriger Deutung vorbeugenden Wortes zu erkennen geben? Dieſe Nothwendigkeit hat der Gelehrte, gegen den wir ſtreiten, ohne Zweifel ſelbſt gefühlt, und wir können uns nicht überzeugen, daß das, was er hierüber am Schluſſe ſeiner Abhandlung ſagt, ihm ſelbſt Genüge gethan habe: Caeterum, heißt es hier, ne quis locos, quos attuli, alienos ab Horatiano censeat propterea, quia in hoc nullum verbo adjectum est substantivum ex eo genere, quod caeteri scriptores addiderunt [7]), non poterat poeta addere,

quod quaeſitam ex obscuritate quadam ambiguitatem tolleret, et vim dicti παρὰ προςδοκίαν elevaret.

Wir leugnen dieſes non poterat; wir leugnen, daß Horaz in den von ihm gebrauchten Worten eine Zweideutigkeit (ambiguitatem) beabſichtigt habe, indem dieſe ganz und gar in der Dunkelheit verſchwinden würde; wir leugnen endlich, daß hier ein den komiſchen Dichtern ſo geläufiges παρὰ προςδοκίαν Statt finde, oder daß dieſe auf eine ſolche Weiſe gebrauchte Redefigur, ein ſo durchaus räthſelhaftes inopinatum, die Zeitgenoſſen des Dichters als anmuthige Ironie zum Lachen bewogen haben würde [8]).

Aber es iſt doch unerwartet, daß da, wo man die Rückkehr des Rechtsgelehrten erwartet, ein Schenkwirth erſcheint.

Allerdings, wenn der Leſer zu dieſer Erwartung berechtigt iſt.

Nun ſind wir aber mit Wolf der Meinung, daß man kein Recht habe, die in Frage ſtehende Stelle als parallel mit der frühern anzunehmen, und das in dieſem Parallelismus Mangelnde durch künſtliche Auslegung oder durch Veränderung der Lesart gut zu machen. Beide Stellen ſind von einander unabhängig; jede bildet eine Scene für ſich, und wenn auch in der zweiten einige Perſonen der erſten wieder erſcheinen, ſo

erſcheinen ſie doch in einer andern Ordnung, und ſind überhaupt auch nicht auf eine ſolche Weiſe dieſelben, daß die Einmiſchung Andrer, früher nicht erwähnter, für durchaus unſtatthaft gehalten werden müßte.

Drei Scenen müſſen in dieſem horaziſchen Drama unterſchieden werden. In der erſten (V. 4—12) tritt zuerſt der Soldat auf, der nach einem beſchwerlichen Marſche, vielleicht mit dem Weg und der Witterung kämpfend, auf jeden Fall aber von der Laſt der Waffen faſt erdrückt 9), ſeinem Unmuthe durch eine Ausrufung Luft macht: und ihm gegenüber der Kaufmann, dem, bei ſtürmiſcher Fahrt, das Loos des Soldaten beneidenswerth ſcheint, der vor ihm wenigſtens die ſchnelle Entſcheidung des Schickſals voraus hat. Dieſen beiden, von Gefahr des Lebens bedrohten Perſonen ſteht ein zweites Paar von ganz verſchiedner Art entgegen, der Rechtsgelehrte, der nach alter Sitte, in dem Atrio ſeines Hauſes ſitzend, die Befragenden anhört und beräth 10), jetzt von dem Landmann ſchon vor Tages Anbruch in ſeiner Ruhe geſtört; und der Landmann ſelbſt, den ein Rechtshandel in die Stadt treibt, um hier, zu ſeinem Verdruſſe, das zu ſuchen, was der Städter, wie er meint, ohne alle Mühe hat.

In der zweiten Scene tritt unter dieſelben Perſonen ein Deus ex machina, gleichſam der

Impresario eines Schauſpiels, der, um den Wünſchen ſeiner unzufriednen Hiſtrionen zu genügen, Jedem die von ihm gewünſchte Rolle überträgt, dabei aber erfahren muß, daß ihre Unzufriedenheit eben nur der Ausbruch augenblicklichen Unmuthes geweſen, und Jeder gänzlich abgeneigt iſt, den gewohnten Zuſtand mit dem ſo eben gewünſchten im Ernſt zu vertauſchen.

Bis hierher hat der Dichter nur die Unbeſtändigkeit der Menſchen in ihren Wünſchen behandelt; in der dritten Scene rückt er ſeinem Ziele näher, welches die Rüge der unverſtändigen Habſucht iſt. Die Perſonen, die er in dieſer Scene aufführt, ſind nur ſolche, welche die anhaltenden Laſten ihres Standes mit Geduld und Beharrlichkeit in der Hoffnung ertragen, einſt das Erworbne ungeſtört und frei von Sorgen genießen zu können. Alle dieſe Perſonen gehören den am meiſten mit Arbeit belaſteten Ständen an. Der Pflüger, der mit eigner Hand den harten Boden umwühlt (gravem duro terram qui vertit aratro)[11]; der Schenkwirth und Höker, der um kleinen Gewinnes willen, ein höchſt unruhiges und dabei verachtetes Leben[12]) führt; der Lohnſchiffer[13]) endlich; Jeder mit mannichfaltiger Laſt gedrückt, aber durch die Ausſicht auf einen Erwerb, der am Ende nicht viel mehr als den nöthigen Unterhalt (cibaria) abwirft, in dem gewohnten Geleiſe erhalten. Hier

iſt alles in Uebereinſtimmung; der Stand der Perſonen, ihre Verhältniſſe, ihre Beſtrebungen; tritt der Rechtsgelehrte unter ſie, ſo iſt dieſe Harmonie aufgehoben; ſelbſt der Rabuliſt, der ſeine Kenntniſſe für Geld verhökert, paßt weder in dieſe Geſellſchaft, noch eigentlich zu der Abſicht des Dichters.

Wie hingegen der caupo zwiſchen dem Schiffer und dem Soldaten ſo recht an ſeinem Platze ſtehe, ſieht Jeder, der einmal in einem Hafen geweſen iſt. Schon oben haben wir aus unſerm Dichter das an einem ſchiffbaren Canal gelegene Forum Appi — diſtertum nautis cauponibus atque malignis erwähnt; und dieſe Stelle iſt nicht die einzige, in der uns dieſe Art von Menſchen im Vereine gezeigt wird. So verbindet Dio Chryſoſtomus Or. XXXV. p. 63, 31. ναύτας καὶ ὀρεωκόμους καὶ πανδοχεῖς. und Themiſtius Or. IV. p. 61. B. καὶ ἥξουσιν ὑμῖν ἐπὶ ταύτην τὴν ἐμπορίαν οὐ κάπηλοι καὶ ναῦται καὶ φορτικὸς ὄχλος. Ein Bild der wüſten Geſellſchaft, die an ſolchen Orten zuſammen kam, wo Alles ſich fand, was rohe Gäſte befriedigen konnte [14]), unter die ſich auch wohl bisweilen ein Vornehmer aus Liebe zur Gemeinheit verlor [15]), hat uns Juvenal (VIII. 170) in einer belebten Schilderung hinterlaſſen, mit der wir dieſen Aufſatz am Beſten beſchließen zu können glauben:

in magna legatum quaere popina.
Invenies aliquo cum percussore jacentem
Permixtum nautis et furibus ac fugitivis,
Inter carnifices et fabros sandapilarum,
Et resupinati cessantia tympana Galli:
Aequa ibi libertas, communia pocula, lectus
Non alius cuiquam, nec mensa remotior ulli.

Anmerkungen.

1) In der kleinen, ohne Wolf's Namen erſchienenen Schrift: Horatius' erste Satire lateinisch und deutsch mit einigen Scholien. Berlin. 1813. 4.

2) Die Conjecturen, die den caupo aus ſeinem uſurpirten Beſitz verdrängen ſollen, zerfallen in zwei Claſſen, indem die einen den juris legumque peritum wieder zur Stelle ſchaffen, die andern nur den caupo entfernen wollen. Ihre Menge erregt, wie dieſes oft der Fall iſt, ein günſtiges Vorurtheil für die mit ſo wenigem Erfolge angefochtne Lesart, und ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht eben die erſtaunenswürdige Sonderbarkeit der Marklandiſchen Conjectur, die uns zumuthet, eine Veränderung der Worte caussidicus vafer hic in perfidus hic caupo für möglich zu halten, den Wetteifer Andrer angeregt haben ſollte. Der anſprechendſte Verſuch von

allen möchte Schraders cantor ſeyn, was auch Porſon (Appendix ad Toupii Emendatt. Tom. IV. p. 506.) nicht wegwieß, wenn nur der abſolute Gebrauch des Wortes in dieſem Sinne nachzuweiſen wäre. Am wenigſten möchte ſich wohl der Dichter Fea's praeſidus hic campo gefallen laſſen, auch wenn praeſidus nicht der Latinität fremd wäre.

3) In Oberdeutſchland Fragner. S. Westenrieders Idiotikon.

4) Angedeutet war dieſer neue Weg von Toup in den Curis nov. ad Suidam (p. 295. ed. Lips. Vol. III. p. 189. Oxon.) wie ſchon Wolf p. 16. halbſcherzend bemerkt, indem er ſagt, „Toup ſchaffe durch figürliche Erklärung des caupo, wie er meine, den Juriſten leibhaftig zur Stelle"; und Eichſtädt p. 17. Jo. Toupius, qui unus sensum loci Horatiani divinavit magis quam demonstravit. Zu dieſer Andeutung Toup's macht Porſon Tom. IV. p. 506. Oxon. folgende Bemerkung: λόγων κάπηλος et caupo verborum pro causidico recte dicitur. Sed dubito an simplex κάπηλος vel caupo sensum eundem admittat. Quare proclivior sum in V. D. ap. Taylorum Jur. Civil. p. 220. Schraderi

Emendat. p. 70. et Valarti conjecturam: Perfidus hic cautor.

5) Dieſer Begriff tritt am deutlichſten in dem metaphoriſchen Gebrauche von caupo und cauponari hervor, wie ſchon in dem bekannten Verſe des Ennius, der mit Nachahmung des Aeſchyliſchen *καπηλεύειν μάχην* (VII c. Theb. 551), von dem, der das edle Kriegshandwerk zum gemeinen wucherlichen Handel erniedrigt, cauponari bellum gebrauchte. Daſſelbe gilt von *κάπηλος*. Schon beim Aeſchylus hieß alles Verfälſchte und Hinterliſtige *κάπηλον*. (*ὁ δὲ Αἰσχύλος τὰ δόλια πάντα καλεῖ κάπηλα.* Etym. M. p. 490. 10.) und *καπηλικῶς ἔχειν* iſt nichts Anderes als *πανουργικῶς*. Schol. Aristoph. Plut. 1064. Vergl. Blomfield Glossar. ad Aesch. VII c. Th. 541. Monk. ad Eurip. Hipp. 956. Ast ad Platon. Polit. p. 419.

6) Das öffentliche Urtheil wurde durch den Gebrauch und ſpäterhin ſelbſt durch Geſetze beſtätigt. So ſagt Dionyſ. v. Halikarn. IX. Antiqq. 25. *οὐδενὶ γὰρ ἐξῆν Ῥωμαίων οὔτε κάπηλον οὔτε χειροτέχνην βίον ἔχειν.* und der Cod. Theodos. L. VII. tit. XIII. (Tom. II. p. 383. ed. Ritt.) Inter optimas

lectissimorum militum turmas neminem e numero servorum dandum esse decernimus, neve ex caupona ductum, vel ex ſamosarum ministeriis tabernarum. Wenn der Kaiſer Julianus (Epist. XLII. p. 422. B.) von gewiſſenloſen Lehrern ſpricht, die das, was ſie ſelbſt nicht glauben, Andre lehren, ſagt er: πῶς οὐ τοῦτο ἐκεῖνο καπήλων ἐστίν, οὔ τι χρηστῶν ἀλλὰ παμπονήρων ἀνθρώπων. mit Anſpielung auf Plato, bei dem (Protag. p. 313. D.) der Sophiſt ein κάπηλος τῶν ἀγωγίμων ἀφ᾽ ὧν ἡ ψυχὴ τρέφεται heißt. Beim Suidas in Κορνοῦτος heißt es in dem Fragmente eines Ungenannten, wahrſcheinlich Aelians: μητ᾽ ἄλλῳ τῳ αἰσχρῷ καὶ κιβδήλῳ καὶ καπήλῳ. in bedeutender Zuſammenſtellung. Wenn Gregorius von Nazianz (Epist. VI. p. 770. C.) das Schlechteſte der Stadt nennen will (ὅσα αἱ πόλεις μοχθηρὰ φέρουσιν), nennt er vorzugsweiſe die καπήλους. In dem bei den Vätern der Kirche, die ſich gern platoniſche Ausdrücke aneignen, von eigennützigen Lehrern gebräuchlich gewordenen χριστοκάπηλος (S. Valcken. Annotatt. ad loca quaedam N. T. p. 411. f.) ſpricht ſich ebenfalls die tiefe Verachtung jenes Standes aus.

7) Zu den von E. angeführten Stellen können noch folgende bemerkt werden. Claudian. in Eutrop. I. 198. institor imperii, caupo famosus honorum. Demosth. Or. c. Aristogit. p. 784. 7. εἰ δὲ κάπηλός ἐστι πονηρίας καὶ παλιγκάπηλος καὶ μεταβολεύς. Liban. Epist. XVIII. p. 7. ἦν ἐν προςηγορίᾳ φιλοσοφίας κάπηλος. Clem. Alex. Paedag. III. p. 300. 1. τοὺς φιλαργύρους, τοὺς ψεύστας, τοὺς ὑποκριτάς, τοὺς καπηλεύοντας τὴν ἀλήθειαν.

8) Ausdrücke des Programms p. 17. si — festiva hac εἰρωνείᾳ, quae ad lepores orationis παρὰ προςδοκίαν mutatae pertinet, risum moveret aequalibus.

9) Die Vermuthung Bouhier's gravis armis wird auch von Huschke (z. Tibull I. 1. 3. p. 6.) dem handschriftlichen annis vorgezogen. Er vergleicht mit dem horazischen milite armis gravato, multoque labore membra fracto den homerischen Odysseus, der in kräftigem Alter οὐδέ τι ἥβης δεύεται, ἀλλὰ κακοῖσι συνέῤῥηκται πολέεσσιν.

10) Ich sehe nicht, was uns abhalten könnte, den horazischen juris legumque peritum mit der vollen alterthümlichen Würde bekleidet zu denken, die

etwa ein Mucius Scävola oder ein dieſem ähnlicher Senator beſaß, deſſen Haus das Orakel der Stadt war, und der, wie L. Craſſus beim Cicero (de Orat. I. 44.) durch das, allerdings zwar läſtige, aber ehrenvolle Geſchäfte der Rechtsauslegung ſeine Wohnung gegen traurige Verödung ſchützte. In dem Zeitalter unſers Dichters hatte ſich zwar die Neigung von jenem ehrenvollen Geſchäfte mehr auf Poeſie und andre ergötzlichere Studien gewendet (II Epist. 103—109); daß es aber in der Achtung geſunken ſey, berichtet Niemand.

11) In der erſten Scene (v. 9.) wird der alle Geſchäfte der Landwirthſchaft umfaſſende Begriff des agricola durch die Verbindung beſtimmt, in die er mit dem iuris peritus geſetzt iſt; denn da dieſer den Landmann glücklich preißt (laudat), ſo kann damit wohl ſchwerlich der gemeint ſeyn, der hier in der dritten Scene (v. 28.) die ſchwerſte Arbeit mit eigner Hand verrichtet. Denn wenn auch in einer längſt untergegangenen Zeit Männer wie Cincinnatus vom Pfluge (arantes. Cicer. de Senect. c. 16.) zur Dictatur berufen wurden, ſo war doch zu Horazens Zeit das Pflügen nur ein Geſchäft der Scla-

ven und derer, die zu arm waren, um Sclaven zu halten: panem quaerentes aratro, qui satis est mensis. Juven. XIV. 181. Wenn Horaz in der Geſchichte der Anfänge römiſcher Poeſie Landleute erwähnt, die an Feſttagen ſich von harter Arbeit erholten (levantes corpora festo), ſo ſind das die agricolae prisci fortes parvoque beati (II Epist. I. 139—141.), eben jene intonsi Curii, die man damals lächelnd bewunderte und rühmte, aber nicht nachahmte. Jetzt war der agricola der Oekonom, der ſeinen Landſitz mit Liebe und Sorgfalt beaufſichtigte, wie der König Deiotarus (optimus pater familias, et diligentissimus agricola et pecuarius. Cicer. Or. pro Dei. c. 10.); es iſt diejenige Claſſe, die Virgil (Georg. II. 458—474.) ſo glücklich preißt, sua si bona norint; nicht wie V. 28. der arator, der ſein Geſchäft, wie den Namen, mit dem Stiere theilt, den er vor ſich hertreibt (taurus arator. Ovid. Fast. I. 698. βοῦς ἀροτήρ. Hesiod. O. et D. 405).

12) Da das Haus des caupo zu jeder Stunde des Tages und der Nacht jedem Einkehrenden offen ſtehen mußte (daher pervigiles popinae. Juvenal. VIII. 158.), und wohl nicht leicht Jemand abgewie-

ſen werden durfte; ſo wendet dieſes Jamblichus (Vita Pythag. c. 34. 245. p. 196.) ſinnreich auf Sophiſten an, die mit der Weisheit Handel treiben: τὰ μαθήματα καπηλεύοντες, καὶ τὰς ψυχὰς ὡς πανδοχείου (i. e. καπηλείου) θύρας ἀνοίγοντες παντὶ τῷ προσιόντι. Auch darin hatte das Gewerbe beider eine Aehnlichkeit, daß die caupones die Kunden, die Sophiſten ihre Schüler durch mannichfaltige Reizmittel anlockten (S. Zell Ferienſchriften I. S. 49. Anm. 38.): daher Themiſtius (Or. XXIII. p. 299. C.) indem er ſich gegen den Verdacht wehrt, ein ἔμπορος oder κάπηλος oder αὐτοπώλης der Philoſophie zu ſeyn, hinzuſetzt: καὶ ταῦτα, ὥςπερ οἱ ἄγαν σοφιστεύοντες τῶν καπήλων, προδεικνύντες τὸν ἀρυστῆρα, κεκράγασι καὶ ἐκβοῶσιν ὅτι τοῦ νέκταρος ὄδωδε τὸ πῶμα.

13) Denjenigen, welche auf dem Parallelismus unſrer Stelle mit der im Anfange der Satire, und auf der Identität aller in beiden aufgeführten Perſonen beſtehn, müſſen die nautae hier mercatores ſeyn, nicht Lohnſchiffer. Hierüber hat auch Wolf geſprochen. Der Sprachgebrauch erlaubt beides; doch iſt die letzte Bedeutung bei nauta und navita bei

weitem gewöhnlicher. Mit zwei Perſonen der hier aufgeführten Geſellſchaft nennt ihn Properz II. 1. 43. navita de ventis, de tauris narrat arator; Enumerat miles vulnera. wo über den Stand der Leute kaum ein Zweifel obwalten kann; ſo wenig als in den für unſere Stelle den Ausſchlag gebenden Worten des Himerius (Eclog. XX. 6.): ὁ πλωτὴρ μακαρίζει γηπόνον, καὶ τὸν ναυτίλον ἀρότης ἡγεῖται πάλιν εὐδαίμονα. Or. XVII. 1. οὐδεὶς ἐπὶ μέγα πέλαγος πλωτὴρ ἄγεται, πρὶν ἔσω λιμένων ἀνακινῆσαι τὸ σκάφος, ἐπειδὰν δὲ στεγούσης τῆς νεὼς ὁ ναυτίλος τὴν ὀλίγην αἴσθηται θάλασσαν, τότε ἤδη θαῤῥῶν κατὰ τῆς πολλῆς ἀφίησι φέρεσθαι. Der Soldat und der Schiffer werden, wegen dergleichen Gefahr, nebeneinander genannt bei Horat. I Od. 28, 18. f. II. 13, 14 und 17.

14) Tacit. Annal. XIV. 15. exstructa apud nemus, quod navali stagno circumposuit Augustus, conventicula et cauponae, et posita veno irritamenta luxus. Vergl. Dio Cass. LXII. 15. p. 1013.

15) Vom Vitellius ſagt Dio Caſſius LXV. 2. ἦν μὲν γὰρ καὶ ἀπ' ἀρχῆς τοιοῦτος οἷος περί τε τὰ καπηλεῖα καὶ περὶ τὰ κυβευτήρια — ἐσπουδακέναι.

worinne Nero mit ſeinem Beiſpiele vorangegangen war. Ebend. LXII. 14. πάντα ὡς εἰπεῖν τὸν βίον ἐν καπηλικῇ διαίτῃ ποιούμενος. Dieſe Vorgänger übertraf, wie in allem Schlechten, ſo auch hierinne, Elagabalus: ἐς καπηλεῖα ἐςῄει νύκτωρ, περιθέτοις κόμαις χρώμενος, καὶ τὰ τῶν καπηλίδων εἰργάζετο.

---

2. Ueber eine Stelle beim Herodot. 1811.

Ich will hier die bekannte Stelle Herodot's (I. 196 und 199) über die im Babyloniſchen Lande theils vor, theils zu ſeiner Zeit beſtandenen, die Frauen betreffenden Gebräuche und Einrichtungen mit einigen Bemerkungen erläutern, da ich mit Demjenigen, der dieſen Gegenſtand am ſorgfältigſten behandelt hat [1]), nicht durchaus übereinſtimme.

Das eine dieſer Geſetze, welches Herodot für das weiſeſte erklärt, und von dem er ſagt, daß es auch bei den Henetern im Gebrauche geweſen, beſtand in einer Brautſchau [2]), welche alljährlich in jeder Gemeinde (κώμη) ſtatt fand. Sämmtliche mannbare Jungfrauen wurden auf Einen Platz zuſammengeführt; die Männer ſtehen um ſie her. Der Herold ruft eine nach der andern auf; zuerſt die Wohlgeſtalteſten, und wenn auf

dieſe viel Gold geboten worden, die minder Schö=nen. Zuletzt kömmt die Reihe an die Häßli=chen. Dieſe werden mit dem Gelde, das für die erſte Claſſe eingenommen worden iſt, ausgeſtattet. Auf dieſe Verſteigerung muß jedesmal die geſetz=mäßige Ehe folgen, als wofür der Käufer einen Bürgen ſtellt 3).

Dieſem Gebrauche war es gemäß, daß den Vätern nicht geſtattet war, ihre Töchter an wen ſie wollten und mit eigner Mitgabe zu verheira=then. Nachdem aber das Land unter Perſiſche Herrſchaft gekommen war, kam dieſer Gebrauch ab; und da die unterdrückten Einwohner fürchten mußten, daß ihre Töchter gemishandelt (ungerecht behandelt) oder in andre Städte abgeführt würden, gaben die gemeinen Leute, wenn es ihnen an Mitteln zum Unterhalte fehlte, ihre Töchter den Lüſten der Fremden Preis 4).

Dem von Herodot für weiſe erklärten Ge=brauche war ohne Zweifel am nächſten dasjenige verwandt, was Pomponius Mela II. 2, von den Geten erzählt: Virgines non a parentibus viris traduntur, sed publice aut locantur ducendae, aut veneunt. Utrum fiat, ex specie et moribus causa est. Probae formosaeque in pretio sunt: caeteras qui habeant mercede quaeruntur.

Das was der Geſchichtſchreiber als Grund der, nach der Perſiſchen Unterdrückung gebräuch=

lichen Proſtitution anführt, nemlich die Furcht, daß „die Jungfrauen (von den Siegern) gemishandelt oder in andre Städte abgeführt würden," und der Zuſammenhang, in welchem dieſe Furcht mit der geopferten Keuſchheit geſtanden habe, iſt nicht hinlänglich klar. Das Wahrſcheinlichſte dürfte ſeyn, daß die Eltern des Mädchens fürchteten, ihre Unterdrücker möchten, zur Befriedigung ihrer Lüſte, bei ihren Töchtern Herrenrecht *ohne Vergütung* üben, und ſie als Sclavinnen *ohne Kaufpreis* mit ſich davon führen. Dieſer Unbilde vorzubeugen, erfanden ſie jenes Mittel, was den Gewinn ſicherte. Denn das Wort, deſſen ſich Herodot bedient, kann nur von Feilmachen des Leibes für Lohn verſtanden werden.

Das zweite Geſetz, nach Herodot's Urtheil, ein höchſt ſchändliches (αἴσχιστος), ſtand mit dem Dienſte der Aphrodite-Mylitta in Zuſammenhang. „Jede Frau des Landes (πᾶσα γυνὴ ἐπιχωρίη), erzählt der Geſchichtſchreiber, iſt verpflichtet, einmal in ihrem Leben im Tempel der Aphrodite zu ſitzen, und einem Fremden beizuwohnen. Die Vornehmen fahren dahin mit einem großen Gefolge von Dienerſchaft, weil ſie ſich nicht unter die andern Weiber miſchen wollen. Die meiſten aber halten es ſo. Sie ſitzen in dem heiligen Bezirke (τέμενος) der Göttin, das Haupt mit einer Schnur (θώμιγξ) umſchlungen. Ihrer ſind Viele, indem die einen ankommen,

die andern abgehn. Schnurgerade Wege führen durch die Weiber, auf denen die Fremden ſich eine ausleſen. Sitzt eine Frau einmal hier, ſo kehrt ſie nicht eher nach Hauſe zurück, bis ihr ein Fremder ein Geldſtück auf den Schooß geworfen und ihr außerhalb des heiligen Bezirkes beigewohnt hat. Beim Hinwerfen des Geldes muß er ſagen: „Ich rufe die Göttin Mylitta an." Wie nun auch das Geldſtück ſey, groß oder klein, ſie darf es nicht verſchmähen; denn dieſes Geld iſt heilig. Auch muß ſie dem erſten folgen, der ihr etwas zuwirft, und darf keinen abweiſen. Hat ſie ihm beigewohnt und der Verpflichtung gegen die Göttin genügt (ἀποσιωσαμένη τῇ θεῷ), kehrt ſie nach Hauſe zurück. Und von jetzt an magſt du ihr das Größte bieten, ſie wird es nicht nehmen. Die Schönern und Anſehnlichern kommen ſchnell davon; die Ungeſtalteten aber warten lange Zeit, weil ſie dem Geſetze nicht genügen können. Manche harren drei bis vier Jahre. An einigen Orten in Cyprus herrſcht ein ähnlicher Gebrauch" [5].

Strabo ſtellt (XVI. p. 745) beide Gebräuche neben einander, ohne doch einen innern Zuſammenhang zwiſchen ihnen anzudeuten. Er ſagt: „Die Sitten der Aſſyrier gleichen im Uebrigen den Perſiſchen; eigen aber iſt ihnen, daß ſie *drei unbeſcholtene Männer* für jeden Stamm (φυλή) ernennen, welche die heirathba-

ren Mädchen zu der Menge führen, und ſie den Freiern durch Ausruf anbieten, die vorzüglichern (τὰς ἐντιμωτέρας) immer zuerſt. So werden die Ehen geſchloſſen."

„Alle Babyloniſchen Frauen befolgen, in Gemäsheit eines Orakels, die Sitte, einem Fremden beizuwohnen, indem ſie ſich mit vieler Dienerſchaft zu einem Tempel der Aphrodite begeben. Jede hat das Haupt mit einer Schnur umſchlungen. Der ihr nahende Mann legt ihr ein Stück Geld, ſo viel ihm gut dünkt, in den Schooß; führt ſie dann außer dem geweihten Bezirke, und wohnt ihr bei; das Geld aber iſt der Aphrodite heilig."

Aus der Vergleichung dieſer beiden Erzählungen mit Herodotus erhellt, daß dieſer zwar die erſte und Hauptquelle derſelben geweſen, Strabo aber nicht aus ihr unmittelbar, ſondern aus einem ſpätern, mit Zuſätzen verſehenen Berichte geſchöpft hat. Von den drei unbeſcholtenen Männern, die den Verkauf der Jungfrauen leiteten, weiß Herodotus nichts: ſo wenig als von dem Orakel, welches die Beiwohnung der Fremden veranlaßt haben ſoll. Daß Strabo dieſe beiden Umſtände erfunden und eigenmächtig hinzu gefügt habe, iſt auf keine Weiſe wahrſcheinlich.

Wir wenden uns jetzt zu der Heyniſchen Behandlung der berüchtigten Erzählung.

Zuerſt können wir Heynen nicht beiſtimmen, wenn er in den beiden erwähnten Gebräuchen, den von Herodot für höchſt weiſe, und den für ſchändlich geachteten, einen Zuſammenhang von Urſache und Wirkung findet; indem er meint, daß, nachdem jener durch die Verarmung des Volkes abgekommen ſey, und die Jungfrauen ſich genöthigt geſehen hatten, ihre Mitgabe mit ihrem Leibe zu verdienen, dieſe das an Feſttagen gewöhnliche Zuſammenſtrömen der Benachbarten für dieſen Erwerb benutzt hätten, und es ſey auf dieſe Weiſe, durch die Verbindung der Sache mit der Heiligkeit des Tempels das, was um des Gewinnes willen geſchah, zu einem religiöſen Gebrauche geworden. Die Mädchen hätten nun ihren Leib durch Preisgebung der Göttin zu weihen geſchienen, und indem ſie einen Theil des empfangenen Lohnes dem Tempel opferten, einen andern für ſich behielten, hätten ſie ſich eine Mitgabe erworben; die Ehe aber mit einem ſolchen, der Mylitta geweihten Mädchen habe dadurch eine gewiſſe Würde erhalten können. Allmählig ſey es vielleicht dahin gekommen, daß ſich die Babylonier nur mit ſolchen Mädchen hätten verheirathen wollen, die in dem Tempel der Mylitta ihren Leib Preis gegeben hatten, und daß dieſe ſich deshalb vor dem Tempel den hinzutretenden Männern dargeboten hätten.

Dieſe Erklärung des fremdartigen Gebrauches,

der dem Vater der Geſchichtkunde ein ſchändlicher ſchien, iſt, nach unſrer Ueberzeugung, weder den Worten des Geſchichtſchreibers angemeſſen, noch überhaupt wahrſcheinlich.

Die beiden Gebräuche, der zu Herodots Zeit abgekommene der Verſteigerung, und der andere, der ſich auf den Dienſt der Mylitta bezog, ſtanden in keinem Zuſammenhange.

Der erſtere hatte mit der Religion nichts gemein. Seine Abſicht war rein ökonomiſch, daß, ſo viel möglich, kein Mädchen unverheirathet bliebe, und die wohlgeſtalteten Jungfrauen das Unterkommen der Häßlichen förderten. Der zweite war durchaus religiös [6]) von ſeinem erſten Urſprunge an.

Nach unſrer Anſicht iſt es ſchlechterdings unmöglich, daß, wenn die Mädchen ſich in dem Bezirke des Tempels aus ſchnöder Gewinnſucht den Männern Preis gaben, eine Proſtitution dieſer Art durch das Local, in welchem ſie ſtatt fand, je eine ſolche Heiligung hätte erhalten können, daß ſich ſelbſt die Vornehmen und Reichen dem Gebrauche fügten. So etwas läuft gegen die Natur der Religion. Was nach der Anſicht aller Völker eine Profanation wäre, kann nie eine Würde religiöſer Heiligung bekommen. Wohl aber kann es geſchehn, daß der Begriff einer Gottheit und der Glaube an die ihr inwohnende Macht Handlungen und Gebräuche veranlaſſe,

die den herrſchenden Begriffen der Sittlichkeit und dem was die Geſetze des bürgerlichen Lebens fordern zuwider laufen. Solche Handlungen ſtehen dann aber auch für ſich allein und ohne Einfluß auf das übrige Leben; daher man ſich gar nicht zu wundern hat, wenn man hört, daß die Frauen der Babylonier, troz dem, daß ſie dem Gebote fremder Beiwohnung gehorchten, in ihren häuslichen Verhältniſſen treu und ehrbar blieben [7]). Dieſe Beiwohnung war ein Opfer [8]), um, wie Herodot ausdrücklich ſagt, der Verpflichtung gegen die Göttin Genüge zu leiſten, nicht ein Act der Wolluſt, als woran, wenn man nicht die niedrigſten Begriffe von der Weiblichkeit mitbringt, bei der gezwungnen Umarmung eines fremden Mannes, mit dem weder vorher noch nachher ein Verkehr Statt fand, gar nicht gedacht werden kann.

Warum aber jener Gebrauch an Fremde gebunden, warum jede Babylonierin verpflichtet war, einmal in ihrem Leben ihm Genüge zu thun [9]), geht aus der Heyniſchen Erklärung ſeines Urſprunges auf keine Weiſe hervor.

Dieſe Erklärung aber fällt gänzlich zuſammen, wenn man bedenkt, daß das Geſetz nicht die Jungfrauen, ſondern ſämmtliche Weiber in Anſpruch nahm. *Πᾶσαι γυναῖκες*, ſagt Herodot, nicht *κόραι*, nicht *παρθένοι* [10]). In

dem Berichte von der Verſteigerung der Töchter bedient er ſich immer des letzten Wortes.

Sollen wir nun über den Sinn und die Entſtehung des abnormen Gebrauches eine eigne Meinung ausſprechen, ſo wollen wir nur gleich zum Voraus erklären, daß wir auf eine entſcheidende, Allen genügende Erklärung Verzicht leiſten. Wir ſind zufrieden, wenn das, was wir darüber verſuchen werden, dem Geiſte des alten Götterglaubens angemeſſen gefunden wird, und, wenn auch nicht alle, doch einige Schwierigkeiten in dem Herodotiſchen Berichte hebt.

Hier wollen wir nun zuerſt an den Eifer erinnern, mit welcher die Götter die ihnen zugetheilten Aemter (τιμάς, munia) zu bewahren pflegten, ſo daß ſie kein Bedenken trugen, die Würde derſelben durch harte Beſtrafung derer, die ſie verachteten oder hintanſetzten, zu befeſtigen. Die Geſchlechte der Götter, läßt Euripides die Aphrodite ſagen (Hippol. 8.), freuen ſich der Ehre, die ihnen von Menſchen erwieſen wird; ſelbſt der Orkus begehrt ihrer (Alcest. 53); und ſo verbreitet war dieſer Glaube im Alterthum, daß die Kirchenlehrer kein Bedenken trugen, dem Gotte der Chriſten gleiche Geſinnung beizulegen [11]). Die Beweiſe der Verehrung aber, nach denen den Göttern verlangt, ſind zwiefacher Art; einmal Anbetung und Opfer; dann nicht weniger ſolche Handlungen, die dem Begriffe der Gott-

heit und der ihr verliehenen Wirkſamkeit angemeſſen ſind, von ihr ausgehn und unter ihrer Obhut vollbracht werden. Wie Sänger und Dichter den Muſen und dem Phöbus dienen, indem ſie ihr edles Geſchäfte üben: ſo ſind die Krieger Diener des Ares, indem ſie ihm auf dem Schlachtfelde blutige Opfer bringen; und wer die Werke der kunſtfertigen Pallas (Ἐργάνη) übt, dient ihr hierdurch. Die Babyloniſche Mylitta war, wie die Pontiſche Anaïtis, die Göttin der Zeugung, eine Venus genetrix; ihr Ehrenamt (ihre τιμὴ) war Beförderung jenes Geſchäftes [12]), und wie in dem Tempel der Phöniziſchen Aſtarte, oder der Armeniſchen Anaïtis [13]) oder der Korinthiſchen Urania eine beſtimmte Zahl von Hierodulen auch mit dem Leibe diente; ſo wurde in Babylon durch eine, der hohen Würde der Mylitta gemäße Fiction, die Verpflichtung des Tempeldienſtes auf die Geſammtzahl der Weiber ausgedehnt. Da nun die Erfüllung dieſer Pflicht in ihrem eigentlichen Sinn und Umfang nicht ausführbar war, ſo trat dafür, durch eine zweite Fiction, der Gebrauch ein, durch den jede Frau, ſie mochte vornehm oder gering, reich oder arm ſeyn, verpflichtet wurde, einmal in ihrem Leben die Abhängigkeit, in der ſie ſtand, durch eine unfreie Hingebung ihrer Perſon im Dienſte der Göttin, zu erkennen zu geben. Daß dieſes Selbſtopfer [14]) — denn ſo mußte jene Handlung

jedem ehrbaren Weibe erſcheinen, die größte Oeffentlichkeit hatte, war der Würde der Göttin gemäß; daher wir uns nicht wundern mögen, wenn die vornehmen Frauen einer Handlung, durch die ſie ſich von dem Dienſte der hochgefeierten Göttin loskauften, die größte Feierlichkeit zu geben ſuchten. In dieſem Sinne verſtanden, wird auch die Forderung begreiflich, daß die Hingebung an einen Fremden geſchehen ſoll. Hätte der Einheimiſche, der ja ſelbſt ſchon der Herrſchaft der großen Göttin unterworfen und zu ihrem Dienſte verpflichtet war [15]), ein Weib berührt, das ſich jetzt eben als leibeigne Dienerin der Göttin darſtellte, ſo hätte dieſes als ein ſtrafbarer Eingriff in ihr Eigenthum, als eine frevelhafte Beeinträchtigung des ihr allein zuſtehenden Rechtes erſcheinen müſſen. Den Fremden hemmten ſolche Rückſichten nicht. Dem Dienſte der Göttin wie dem Lande ſelbſt fremd, gewann er ihr durch einen rechtmäßigen Kauf eine Sclavin ab, die, indem ſie ſich ihm hingab, den Dienſt der Göttin ebenſowohl vollzog, als ſich von ihm entband [16]). Ob es vielleicht auch in Rückſicht auf die Keuſchheit der Frauen weniger bedenklich geſchienen habe, wenn das Recht des Mannes einem Fremden eingeräumt wurde, welcher ſich eben ſo ſchnell entfernte als er gekommen war, mag dahin geſtellt bleiben [17]).

Wenn das, was Strabo berichtet, daß der

Gebrauch durch ein Orakel eingeführt worden, auf einem beglaubigten Facto beruht, und nicht vielleicht ſpäter zur Rechtfertigung der ſeltſamen Sitte erfunden worden, ſo könnte ihre Entſtehung auch auf folgende Weiſe erklärt werden. Bis auf die neuſten Zeiten herab hat ſich in mehrern der ſüdlichen Reiche von Aſien, und auf den meiſten der oſtindiſchen Inſeln der Gebrauch erhalten, europäiſchen Ankömmlingen Mädchen und Weiber anzubieten, bald aus freiem Antrieb, bald aus Gewinnſucht für einen bedungenen Preis. Ein ſolcher Gebrauch hatte in der älteſten Zeit vielleicht auch bei den Chaldäern geherrſcht; er mochte eine Zeit lang, etwa weil man zu beſſerer Einſicht gelangt war, unterlaſſen worden ſeyn; irgend ein Unglück mochte ſich ereignet haben, und das befragte Orakel kündigte Verſöhnung der Göttin an, wenn man dem alten unterlaſſenen Gebrauche auf die Weiſe, wie Herodotus erzählt, Genüge thäte.

Ein ſolcher Fortgang der Dinge hat nichts unwahrſcheinliches; er iſt ähnlichen Begebenheiten vollkommen analog. Doch legen wir dieſer Erklärung keinen Werth bei, da ſie auf einer Verkettung von Möglichkeiten beruht, die ſich ſo oder anders geſtaltet haben können.

Wir wollen noch bei einigen Einzelheiten des hier beleuchteten Gebrauches verweilen.

Herodot ſagt, die Frauen, die um dem Geſetze Genüge zu thun, in dem heiligen Bezirke Platz genommen, hätten das Haupt mit einer Schnur umſchlungen gehabt: στέφανον περὶ κεφαλῇσι ἔχουσαι θώμιγγος. Die Bedeutung dieſer Worte iſt nicht zweifelhaft, wohl aber der Sinn des Gebrauches ſelbſt. Daß der Faden oder die dünne, um das Haupt gewundene Schnur [18]) zum Schmucke gedient habe, iſt kaum zu glauben; man fühlt ſich zu einer ſymboliſchen Bedeutung faſt gedrungen. Der Hauptſchmuck der morgenländiſchen Frauen war der Schleier, der kugelförmige Turban oder das Netz (ἐμπλόκια) [19]); Sclavinnen oder Leibeigne werden als ſichtbares Zeichen ihres Standes eine Schnur (θῶμιγξ, die ja auch als Geißel gebraucht werden konnte [20])) getragen haben; gewiß iſt, daß Sclaven einen Strick um den Leib trugen. Wenn Jeſaias den hoffärtigen Töchtern von Zion Schmach und Elend verkündigt (III. 16 — 26), ſagt er unter andern: „Der Herr wird wegnehmen den Schmuck der Fußſpangen und der Netze, die Schleier und den Kopfbund (Turban); ſtatt der Wohlgerüche aber wird er ſtinkenden Moder, ſtatt des Gürtels einen Strick geben.“ Es liegt alſo die Vermuthung nicht fern, daß die babyloniſchen Frauen, an dem Tage ihrer Hingebung, wo ſie ſich als Leibeigne der Göttin und zu ihrem Dienſte verpflichtete darſtell-

3 *

ten, ihren Hauptſchmuck abgelegt, und an ſeiner Stelle die Stirn mit dem Zeichen der Knechtſchaft umſchlungen haben[21]).

Ein helleniſcher Mythus ſcheint dieſer Vermuthung zu Hülfe zu kommen. Nachdem Prometheus durch Vermittelung des Herakles von den Banden befreit worden war, die ihn zur Strafe des Feuerraubes angeſchmiedet hielten, wurde ihm vom Zeus als leichtere Buße auferlegt, das Haupt mit dem Weidenzweig, zum Feſſeln eben ſowohl als zum Schlagen dienlich, zu umwinden[22]). Was aber dem Titanen zur Buße diente, wandelten, nach Aeſchylus Ausſpruch[23]), die Menſchen in ein Ehrenzeichen um, ohne Zweifel, damit „die alte Bekränzung, der Feſſeln beſte" (ἀρχαῖον στέφος, δεσμῶν ἄριστος) ein Zeichen dankbarer Erinnerung bliebe.

Das Zeichen der Unterwürfigkeit, wenn wir es recht gedeutet haben, wurde von den Babyloniſchen Weibern ohne Zweifel nur an dem Tage oder in der Zeit ihrer Hingebung getragen, ſo lange bis die geſetzmäßige Buße vollbracht war. Dieſes geht mit großer Beſtimmtheit aus dem für den hier behandelten Gebrauch und die Kenntniß der Sitten überhaupt ſo wichtigen (apokryphiſchen) Briefe des Jeremias hervor, der, in der Form einer Weiſſagung, gegen die falſchen Götter Babylons warnt. „Die Weiber, ſagt der Verfaſſer[24]), mit Stricken umfangen

ſitzen an den Wegen, mit Kleie räuchernd. Und wenn eine derſelben von einem der Vorübergehenden von ihrem Platze gezogen wird, und er mit ihr geſchlafen hat, ſo ſchilt ſie ihre Nachbarin, weil ſie nicht wie ſie werth gehalten, und ihr Strick nicht zerriſſen worden iſt"[25].

Heyne, welcher dieſe Stelle nicht überſehen hat, iſt über den Sinn der erſten und letzten Worte in Zweifel. Indem er (S. 31. not. d.) mit ihnen den Ausdruck Herodots *σχοινοτενέες διέξοδοι* vergleicht, von dem er meint, daß er von einem Einſchluſſe der Frauen zwiſchen umhergezogenen Stricken[26]) verſtanden werden könne, findet er in den Worten des Propheten eine nicht leicht zu hebende Zweideutigkeit. *Σχοινία* nemlich könnten die von Herodot durch *θώμιγγες* bezeichneten Kränze (corollae plexiles?) ſeyn, oder auch die Stricke, von denen die Harrenden umſchloſſen geweſen; er ziehe aber das letztere vor, weil es nachher heiße, *οὔτε τὸ σχοινίον αὐτῆς διεῤῥάγη*: disruptus itaque est funiculus, pone quem praetentum mulier sedebat.

Wir ſind der entgegengeſetzten Meinung. Der Strick (die Schnur), welcher zerriſſen wurde, iſt kein andrer als der, mit dem das Haupt der Ausgewählten umſchlungen war, und der, nach Erfüllung des Geſetzes, zerriſſen wurde. Dieß iſt der Natur der Sache, ſo wie auch dem Sprachgebrauche angemeſſen, welcher *τὸ αὐτῆς σχοι-*

νίον kaum anders als auf die beſagte Weiſe zu erklären geſtattet[27]). Auch der Ausdruck περιτεθέμεναι würde von einem Einſchließen durch Stricke wenigſtens unbequem ſeyn, während er von einer Bekränzung der herkömmliche iſt[28]).

Was endlich die Worte „mit Kleie räuchern" betrifft, ſo iſt Heyne der Meinung (p. 31. not. d.), daß ſie aus dem, was Herodot und Strabo von den Reinigungen der Weiber nach dem Beiſchlafe[29]) ſagen, erklärt, und nicht mit ἐγκάθηνται verbunden werden dürften[30]). Wäre dem wirklich ſo, ſo müßte man eingeſtehn, daß ſich der Verfaſſer des Briefes ſchlecht und undeutlich ausgedrückt hätte. Aber was zwingt uns zu dieſer Annahme? Warum ſollten nicht die des Befreiers harrenden Weiber während der Weile Kleie auf die Rauchpfanne geſtreut haben, entweder um jede feindſelige Hinderung des zu vollbringenden Geſchäftes abzuwehren, oder auch um ſich ſelbſt zur Vollbringung des Myſteriums zu reinigen[31]). Wäre aber auch keines von beiden der Grund des Gebrauches, ſo ſcheint es uns gerathner, in einer Sitte, die vielleicht ſelbſt denen, die ſie übten, dunkel war, unſre Unwiſſenheit zu bekennen, als eine Erklärung, gegen die ſich die Folge der Rede ſträubt, zuzulaſſen.

Anmerkungen.

1) Heyne de Babyloniorum instituto religioso, ut mulieres ad Veneris templum prostarent ad Herodot. I. 199. in den Commentat. Soc. Reg. Vol. XVI. p. 30—42.

2) Eine ähnliche Sitte beſteht auch jetzt noch in Rußland, wo die mannbaren Mädchen einer Stadt oder eines Ortes zu gewiſſen Zeiten auf einem öffentlichen Platze zuſammenkommen, jede von einer Verwandte oder Vermittlerin begleitet, die den ſich einſtellenden Werbern über die Mitgift und was er ſonſt zu wiſſen verlangt, Auskunft geben.

3) Daſſelbe ſagt Aelian. V. H. IV. 1. und Nicol. Damasc. bei Stobae. XLIV. p. 198.

4) πᾶς τις τοῦ δήμου, βίου σπανίζων, καταπορνεύει τὰ θήλεα τέκνα. So ſagt Herodot I. 94. von Lydiern, ſie hätten ähnliche Geſetze wie die Hel-

lenen, außer daß ſie ihre Töchter feil machten: χωρὶς ἢ ὅτι τὰ θήλεα τέκνα καταπορνεύουσι. Von demſelben Volke heißt es vorher c. 93. alle Töchter deſſelben (τοῦ Λυδῶν δήμου) gäben ſich der Wolluſt Preis, und ſammelten ſich auf dieſe Weiſe einen Brautſchatz, bis zu ihrer Verheirathung. Sie wählen aber ihre Männer ſelbſt (ἐκδιδόασι δὲ αὐταὶ ἑωϋτάς), wobei Heyne (a. a. O. p. 35) bemerkt: Esse haec non satis diligenter narrata censeo. De hominibus ex plebe egena agi apparet, siquidem dotem sibi puellae hoc quaestu quaesiverunt. So war es im Mittelalter auch in Venedig ganz herkömmlich, daß die Töchter ihre Mitgift mit dem Leibe verdienten; und hier, wie in Frankreich (nach Olivier Maillard, am Ende des 15ten Jahrh.) waren es die Mütter, die ihre Töchter in derſelben Abſicht zu verkuppeln pflegten. (Étienne Apologie d'Hérodote. I. p. 46. ff. 49).

5) S. Athen. XII. p. 516. A. B. Justin. XVIII. 5. Mos erat Cypriis virgines ante nuptias statutis diebus dotalem pecuniam quaesituras in quaestum ad litus maris mittere pro reliqua pudicitia *) liba-

*) in matrimonio servanda. Dübner.

menta Veneris soluturas. Vergl. Meurs. Cypr. I. 8. II. 15.

6) Daß der Gebrauch religiöſer Natur war, hat Heyne ſehr gut eingeſehn, wenn er S. 33. ſagt: quod illae, usum virorum exterorum expertae, nec pudorem laesum putarunt, et matrimonii fidem posthac coluerunt, fidem omnem superare dixeris, nisi quantam religio vim ad hominum animos habeat, memineris. Ritum enim religiosum fuisse, et ad Mylittae, quam Venerem Graeci ediderunt, sacra spectasse, manifestum est, ita ut feminae tali religione obstrictae nonnisi pudore apud templum deposito eae exsolutae esse crederentur. Dieſe Anſicht iſt ohne Zweifel die richtige; aber darinne fehlt der treffliche Forſcher, daß er beim Aufſpüren der Entſtehung des Gebrauches in einen unhaltbaren Euhemerismus verfällt.

7) Von den Lydiſchen Frauen wird Gleiches berichtet, daß ſie vor ihrer Verheirathung den Männern zu willen waren, nach derſelben aber ein ſittſames Leben führten. Aelian. V. H. IV. 1. Daſſelbe wird von den Bewohnerinnen des Bernerlandes und des Schwarzwaldes, troß der Komm- und Probe-Nächte,

gerühmt, die früher auch bei andern nordiſchen Völkern herkömmlich waren, mit der Religion aber nichts gemein hatten. S. Meiners Götting. hiſtor. Magaz. 3. Bd. S. 510. ff.

8) So betrachteten auch die Lokrenſer die Proſtitution ihrer Töchter, als ſie, nach Juſtin. XXI. 3. im Kriege mit dem Tyrannen der Rheginer gelobten, si victores forent, ut die festo Veneris virgines suas prostituerent.

9) Nicht übereinſtimmen können wir mit dem, was unſer gelehrter Freund in der Symbolik. II. S. 24. ſagt: „Der wollüſtige Tribut, den das weibliche Geſchlecht dort (in Babylon) im Tempel der großen Mylitta brachte, wo jede Babylonierin wenigſtens (?) einmal in ihrem Leben ſich jedem Wählenden Preis geben mußte.“ Von einer Wiederholung iſt weder bei Herodot noch bei Strabo die Rede. Und doch wäre dieſe, wenn es, nach Heynens Meinung, auf den Erwerb einer Mitgabe oder auf Bereicherung des Tempels abgeſehn geweſen wäre, vorzüglich nöthig geweſen. Die letztere Abſicht ſpricht Heyne p. 40. aus: mature res in utilitatem templorum verti debuit, mercede inde in templi cellam

relata. Dieſe Behauptung wird ſchon dadurch zurückgewieſen, daß die Frauen verpflichtet waren, das ihnen von den Wählenden zugeworfene Geldſtück, wie gering es auch ſeyn mochte, anzunehmen. Vortheil ſuchende Prieſter hätten ohne Zweifel einen Kaufpreis feſtgeſetzt.

10) Dieſelbe Bemerkung macht Heeren (Ideen. I. 2. S. 180. Anm. 2.) wenn er ſagt: „In welchem Verhältniſſe dieſe Sitte mit der Behandlung des weiblichen Geſchlechtes im Orient überhaupt ſtand, iſt höchſt lerreich gezeigt von Heyne (de Babylon. instituto etc.). Nur den Punkt bezweifle ich, daß die Sitte als Einweihung zur Ehe betrachtet werden darf. Denn aus der Erzählung Herodots ſcheint mir zu erhellen, daß es nicht Mädchen, ſondern Frauen waren, die ſich ihr unterwerfen mußten.“ Hiergegen kömmt Heynens Bedenken (p. 32.) in keinen Betracht: Vix probabile est, uxoribus maritos talem veniam daturos fuisse: ergo innuptas ritui obnoxias fuisse, credere licet.

11) Clem. Alex. Strom. VII. p. 848. 13.

12) Die Geſchäfte der Aphrodite, oder vielmehr

die Handlungen, welche unter ihrem Einfluſſe ſtehn, zählt Hesiodus Theog. 203. auf:

ταύτην δ' ἐξ ἀρχῆς τιμὴν ἔχει, ἠδὲ λέλογχε
μοῖραν ἐν ἀνθρώποισι καὶ ἀθανάτοισι θεοῖσι,
παρθενίους τ' ὀάρους μειδήματά τ' ἐξαπάτας τε
τέρψιν τε γλυκερὴν φιλότητά τε μειλιχίην τε.

Aehnliches ſagten die Anbeter der Geſtirne von dem Sterne der Venus, daß die auf ihm wohnenden Genien in den Menſchen ſinnliche Lüſte und Unzucht erregten. S. Gesenius Commentar über den Jeſaia. Beylage 2, 2. Tom. II. p. 339.

13) Von dem Hierodulendienſte in den Tempeln der Anaïtis, dem auch Jungfrauen der edelſten Geſchlechter gewidmet wurden, ſ. Strabo XI. p. 532. Heyne de Sacerdotio Comanensi in den Commentatt. Soc. reg. XVI. p. 117. 119. und von den Hierodulen überhaupt J. Kreuſer: Der Hellenen Prieſterſtaat. Mainz. 1822. Auffallend, aber dem ſtabilen Geiſte des Orients angemeſſen, iſt in den öſtlichen Gegenden von Vorder-Aſien das Vorherrſchen hierarchiſcher Verfaſſungen, in denen ſich die auffallendſten Erſcheinungen anhäufen. Noch zu Strabo's Zeit war in dem Kataoniſchen Komana

dem Prieſter im Tempel der Enyo ein großes Gebiet und mehr als 6000 Tempeldiener unterthan (Strabo XII. p. 535.); nicht weniger in Ameria im Pontus (ib. XII. p. 557.), und in Komana derſelben Landſchaft, einem vielbeſuchten Wallfahrt's-Orte, angefüllt mit Weibern, die mit dem Leibe dienten (τῶν ἐργαζομένων απο τοῦ σώματος), von denen die Mehrzahl der Aphrodite heilig war (Strabo XII. p. 559). Auch in dem eigentlichen Hellas finden wir einen Prieſterſtaat zu Oechalia, wo ein großes Gebiet den Asklepiaden gehorchte. Strabo IX. p. 438. wie denn auch an vielen andern Orten Gemeindegut und Tempelgut geſondert war. S. Kreuſer a. a. O. S. 21. f.

14) Athenagoras (adv. Graec. p. 27. D.) ſagt von dem ähnlichen Gebrauche, den er nach ſeiner Anſicht nicht anders als πορνείαν nennen kann, die Weiber hätten geglaubt, die Gottheit dadurch zu verſöhnen (ἱλάσκεσθαι). Das Wort ἀφοσιοῦσθαι, deſſen ſich Herodot bedient, wird eben ſowohl vom Abbüßen einer Schuld, als von der Erfüllung einer heiligen Handlung gebraucht. Sainte-Croix (sur les Mystères II. p. 100.) hält ſich in der All-

gemeinheit: persuadès que l'astre que Mylitta représentait avait quelqu'influence sur la génération, ils crurent se la rendre propice en prostituant leurs femmes dans son temple.

15) So gab es nach Hekatäos (b. Stephan. Byz. in Δούλων πόλις) eine Stadt in Libyen, in welcher alle Einwohner Knechte des Heiligthums, und nur Einer frei war.

16) So gab es auch in Eryx, einem Heiligthume der Venus, von ihren Dienern und Dienerinnen bewohnt, außer den servis Venereis, auch libertos, qui a Venere se liberaverant; ohne doch dadurch ihres Schutzes verluſtig zu gehn; wie aus der Erzählung b. Cicero in Q. Caecil. Divin. c. 17. erhellt.

17) Von einem gleichen Rechte der Fremden in einem ähnlichen Falle, von dem Lucian (de Dea Syria. c. 6.) berichtet, weiß ich keine genügende Erklärung zu geben. „Bei der Feier des Adonisfeſtes, heißt es dort, zu Byblos, ſcheeren ſich die Weiber das Haupt, wie die Aegyptier beim Tode des Apis; diejenigen aber, die dieß nicht thun wollen, vollziehn folgende Strafe. An einem beſtimmten Tage bieten

ſie ihre Reize feil; nur den Fremden aber iſt der Kauf geſtattet, und der Lohn wird der Aphrodite zum Opfer entrichtet.“ Heyne ſagt bei Erwähnung dieſes Gebrauches (p. 40. not. y.) videtur et hoc ad pauperes pertinuisse; nam divites poterant comae pretium ex sua pecunia persolvere. Quorsum igitur corpore meruissent? indem er von der Meinung ausgeht, es ſey bei dieſem Gebrauche auf Bereicherung des Tempels abgeſehn geweſen. Vielmehr müßte man dann umgekehrt fragen: warum ſollten die Aermern Bedenken getragen haben, ihre Haare dem Gotte zu Ehren abzuſchneiden? und würden dieß nicht eben die Vornehmern und Reichern gänzlich unterlaſſen haben, wenn nicht eine erniedrigende Buße darauf geſetzt geweſen wäre, welche in jedem Betrachte härter war als jede Geldſtrafe?

18) Nach Hesychius iſt *θῶμιγξ, λεπτὸν σχοινίον. θώμιγγες. δεσμοί. ὁρμιαί. σχοινία. χορδαί. σπαρτία καννάβινα.* eben ſo nach Festus: Thomices graeco nomine appellantur cannabi impoliti.. tortae restes e quibus funes fiunt. Lucilius: Videmus vinctum thomice cannabina.

19) S. Hartmann die Hebräerin am Putztiſche. 2. Th. S. 249—257.

20) Als Symbol der Knechtſchaft und Unterdrückung wird beim Iesaias XXIII. 10. der Gürtel genannt, wobei, nach Gesenius I. Th. S. 733. an den Strick zu denken iſt, der den Leib des Sclaven umgibt. Den Gebrauch der θῶμιγξ zur Geißelung beweißt das davon gebildete Zeitwort θωμίζειν. Hesych. θωμιχθείς. μαστιχθείς. und die Worte Anacreons (b. Athen. XII. p. 534.) von dem nichtswürdigen Artemon: ἐν νώτῳ σκυτίνῃ μάστιγι θωμιχθείς.

21) Man kann hierbei an den Gebrauch denken, von dem ſelbſt noch in unſern Tagen Beiſpiele vorgekommen ſind, Verbrechern, die des Stranges werth befunden, aber begnadigt worden waren, einen Strick um den Hals tragen zu laſſen, als Zeichen, daß ſie dem Galgen verfallen waren. Auch die Bekränzung der Samiſchen Karier mit dem Weidenzweige (λύγος), welchen ſie zur Büßung trugen, war ein Symbol ihrer Abhängigkeit von der herrſchenden Göttin des Landes; indem der Weidenzweig zur Bekränzung untauglich, eigentlich zur Feſſelung diente: ὁ τῆς

λύγου στέφανος ἄτοπος· πρὸς δεσμοὺς γὰρ καὶ πλέγματα ἡ λύγος ἐπιτήδειος. Athen. XV. p. 671. F. Menodotus ebendaſ. p. 672. E. F.

22) Athen. XV. p. 672. F. Suidas. λύγοι μάστιγες αἷς οἱ ἀθληταὶ τύπτονται.

23) Im befreiten Prometheus b. Athenäus XV. p. 674. D. Αἰσχύλος σαφῶς φησιν ὅτι ἐπὶ τιμῇ τοῦ Προμηθέως τὸν στέφανον περιτίθεμεν τῇ κεφαλῇ τοῦ ἐκείνου δεσμοῦ. In den gleich darauf aus der Sphinx deſſelben Dichters angeführten Verſen:

τῷ δὲ ξένῳ γε στέφανον, ἀρχαῖον στέφος,
δεσμῶν ἄριστος ἐκ Προμηθέως λόγου.

wo Heyne (ad Apollodor. T. II. p. 174.) λύγου verbeſſert*), mit unbedingter Zuſtimmung Welckers in der Aeſchyliſchen Trilogie S. 50. wo der ganze Mythus gelehrt erläutert, und mit einem andern von dem Ringe des Prometheus verknüpft wird. Auf dieſen andern bezieht unſer gelehrter Freund die Worte Catulls de Nupt. Pel. et Thet. v. 295. Post hunc consequitur solerti corde Prometheus,

*) Auch in den Worten des Philochorus b. dem Scholiaſten des Euripid. Hipp. v. 73. τῷ μὲν λόγῳ στέφεσθαι. iſt mit Theod. Bergk τῇ μὲν λύγῳ zu leſen (Anacr. fragm. p. 152.).

Extennata gerens veteris vestigia poenae. wo Lenz S. 171. den Mythus von der Bekränzung herbei zieht.

24) Ἐπιστολὴ Ἰερεμίου. v. 42. 43. in Breitingers Vet. Testam. Tom. III. 298. Die Ausgabe dieſes Briefes von Nicolaus Bondt habe ich leider nicht zu Rathe ziehen können.

25) αἱ δὲ γυναῖκες περιτιθέμεναι [oder περιθέμεναι] σχοινία ἐν ταῖς ὁδοῖς ἐγκάθηνται. und: τὴν πλεσίον αὐτῆς ὀνειδίζει, ὅτι οὐκ ἠξίωται ὥςπερ καὶ αὐτή, οὐδὲ τὸ σχοινίον αὐτῆς διερράγη.

26) Videri potest unaquaeque mulier faniculo praetento tamquam inclusa sedisse. Dieſer Sinn ſcheint nicht in dem Worte zu liegen, das bei H. nichts anders bedeutet, als ſchnurgerade, nach der Schnur gerichtet. So I. 189. κατέτεινε σχοινοτενέας διώρυχας. VII. 23. Warum hätten die Frauen auch eingeſchloſſen ſeyn ſollen, da die Wählenden freien Zutritt zu ihnen haben ſollten? Schnurgerade aber waren die Zugänge, wie es mir ſcheint, um das Ueberſchauen der an ihnen zur Auswahl Sitzenden zu erleichtern.

27) In Schleusner's Nov. Thesaur. Phil. crit. Tom. V. p. 246. werden v. ΣΧΟΙΝΙΟΝ verſchiedne Erklärungen dieſer Stelle angegeben. Ein alter Scholiaſt (Olympiodorus ap. Ghisler. in Caten. p. 260) erklärte σχοινία durch περιζώματα. mit dem Zuſatze: καλυπτόουσαι γὰρ μόνα τὰ τοῦ σώματος ἀσχήμονα, τὰ λοιπὰ παρεγύμνουν προςκαλούμεναι τοὺς ἐραστάς. Gewiß unrichtig. Raphelius dagegen (Annotat. in S. S. ex Herodoto p. 113.) richtiger: coronas ex funiculis junceis contextas. Mit unſrer Meinung übereinſtimmend Grotius ad Levit. XIX. 29. funes sunt signa votivae obligationis. Eben ſo ad. Baruch. c. 6, 42. funes sunt signa, ex quibus intellegebatur, tales foeminas esse voti reas. Omnis enim promissio vinculum vocatur. und v. 43. neque funis ejus disruptus sit: Quod erat signum liberatae voto, quod ἀποσιοῦσθαι τῇ θεῷ dixit Herodotus.

28) Plutarch. T. II. p. 184. A. Ἄτταλος περιθέμενος τὸ διάδημα. Ib. p. 46. B. ἀθλητῇ στέφανον ῥόδων οὐ δάφνης περιτιθέντες. p. 814. A. τοὺς στεφάνους περιτίθεσθαι. Herodian. I. 3, 3. κισσὸν περιτιθεὶς τῇ κεφαλῇ. VI. 2, 7. περιθέμε-

νος τὸ διάδημα. Vergl. Baehr. ad Vit. Pyrrh. c. 11. p. 170.

29) Herodot. I. 198. ὁσάκις δ' ἂν μιχθῇ γυναικὶ τῇ ἑωυτοῦ ἀνὴρ Βαβυλώνιος, περὶ θυμίημα καταγιζόμενον ἵζει, ἑτέρωθι δὲ ἡ γυνὴ τὠυτὸ τοῦτο ποιέει· ὄρθρου δὲ γενομένου λοῦνται καὶ ἀμφότεροι. Vergl. Strabo XVI. p. 745.

30) Secundum haec, verba Jeremiae θυμιῶσαι τὰ πίτυρα non jungenda sunt cum ἐγκάθηνται, verum referenda sunt ad quid, quod more religioso fieri solebat, ut, abducta a viro mulier, congressu facto, fumigaret se furfure accenso.

31) Als Vorbereitung zu einem Myſterium wird der Gebrauch der Kleie an zwei Stellen erwähnt. Beim Theokrit 2 Id. 33. wirft Simätha bei ihrem magiſchen Geſchäfte Kleie in das Feuer; und Demoſthenes (Or. pro Cor. p. 313.) wirft ſeinem Gegner vor bei den myſtiſchen Geſchäften ſeiner Mutter die Eingeweihten mit Thon und Kleie abgerieben zu haben. S. unſre Anmerkungen S. 619. Etwas Aehnliches muß auch bei der komiſchen Weihung des Strepſiades in den Wolken v. 264. gedacht werden. Olympiodorus bietet zu der Stelle des Jere-

mias mehrere Vermuthungen: Ἀφροδίτῃ τυχὸν ἤ τινι προαγωγῷ. ἴσως δὲ καὶ εἰς καθαρμὸν τοῦτο ἐποίουν αἱ δυστυχεῖς. Schleusner Thesaur. Phil. Crit. Vol. IV. p. 347. hält ſich an das erſtere: ex mea sententia non fuit aliquod lustrationis genus, sed potius incantamentum amatorium ad animos in amorem pelliciendos.

---

3. Xenophon oder Themiſtogenes?
1819.

In dem Wörterbuche des Suidas (Tom. II. p. 171.) wird als Griechiſcher Hiſtoriker der Syrakuſaner Themiſtogenes aufgeführt, und dieſem die Geſchichte des Feldzugs von Cyrus, die unter den Werken Xenophon's herumgehe, beigelegt. Auch Anderes über ſein Vaterland habe er geſchrieben [1]).

Daſſelbe berichtet das Wörterbuch der Eudocia (p. 233), doch ohne Nennung des Xenophon.

Gewichtvoller als das Zeugniß dieſer ſpäten Sammler iſt was Xenophon ſelbſt ſagt (Hellenic. III. 1. 2.): „Wie Cyrus ein Heer geſammelt, und mit dieſem gegen ſeinen Bruder hinaufgezogen, und wie die Schlacht ſich begeben hat, und wie er geſtorben iſt, und wie hierauf die Hellenen an das Meer hin gerettet worden ſind, iſt von Themiſtogenes dem Syrakuſier beſchrieben worden.“

Nun ſagt in Beziehung auf dieſe Stelle Plutarch (de Glor. Athen. 1. T. II. p. 345. E.): „Xenophon war ſelbſt der Gegenſtand ſeiner Geſchichte, indem er beſchreibt, was er als Heerführer gethan und vollbracht hat, und hierüber den Themiſtogenes den Syrakuſaner anführt, indem er den Ruhm des Werkes einem Andern überließ, um, wenn er von ſich wie von einem Andern erzählte, glaubwürdiger zu ſeyn.“

Dieſen Zeugniſſen zufolge hat Themiſtogenes den Feldzug des jüngern Cyrus beſchrieben, und ihn auch nicht beſchrieben. Jenes bezeugt Xenophon und die Lexikographen; dieſes Plutarch und ein Ungenannter [2]). Beide Zeugniſſe ſind mit größter Beſtimmtheit ausgeſprochen.

Hier ſind mehrere Fälle denkbar:

1. Themiſtogenes ſchrieb eine Anabaſis, in welcher der Feldzug bis zu dem Zeitpunkte erzählt war, wo das helleniſche Hülfsheer an dem Meere (dem Pontus, oder, noch weiter hin, an dem Bosporus) angekommen war. Auf dieſes Werk beruft ſich Xenophon (Hellen. III. 1. 2.).

2. Dieſes Werk des Themiſtogenes iſt verloren gegangen.

3. Dieſes Werk iſt nicht verloren, iſt aber unter die Schriften des Xenophon gemiſcht worden, und die dem letztern beigelegte Anabaſis gehört dem Themiſtogenes an.

4. Xenophon hat dieſelben Begebenheiten eben-

falls beſchrieben, ſie aber weiter, nemlich bis zur Uebergabe des helleniſchen Heeres an den Spartaner Thimbron geführt. Dieſes iſt die noch vorhandene, einſtimmig geprieſene Anabaſis.

5. Dieſe Anabaſis gehört zur einen Hälfte dem Themiſtogenes, zur andern dem Xenophon an; und da einer ſolchen Annahme die ganze Faſſung des Werkes widerſpricht, ſo kann es

6. Themiſtogenes nach Xenophon's Angaben geſchrieben, oder die ihm von ſeinem Freunde mitgetheilten Notizen geordnet haben. Oder endlich

7. Xenophon hat das Werk, das er ſelbſt verfaßt hat, und das jetzt ſeinen Namen führt, einem Fremden beigelegt, und zwar einem Syrakuſaner, der von Parteinahme entfernt ſcheinen konnte, um dem, was er von ſich erzählte, mehr Eingang zu verſchaffen.

Die beiden erſten Annahmen (1. 2.) enthalten nichts Unwahrſcheinliches; und wenn die Anabaſis des Themiſtogenes von Andern nicht erwähnt wird, ſo iſt dieſes kein Grund, ihr Daſeyn abzuleugnen. Nur ſo viel iſt dann gewiß, daß, als Xenophon ſich auf jene Schrift in der Helleniſchen Geſchichte berief, keine andere, oder doch keine beſſere Quelle vorhanden war, und er ſelbſt dieſen Stoff noch nicht bearbeitet hatte 3). Als aber ſein Werk erſchien, traten die andern, wenn deren vorhanden waren, und unter ihnen auch das des Themiſtogenes, in das Dunkel und

wurden vergeſſen. Nicht anders iſt es auch den Schriften ergangen, welche Jener über ſein Vaterland verfaßt hatte, und die außer Suidas Niemand erwähnt. Dieſe, auch von der Eudocia wiederholte Notiz, ſo unbedeutend ſie auch an ſich iſt, reicht doch hin, das Daſeyn eines Hiſtorikers Themiſtogenes zu ſichern.

Die dritte Annahme, die ſich auf Suidas Zeugniß ſtützt, iſt von Uſſer ergriffen und mit Gründen unterſtützt worden, die man gelten laſſen müßte, wenn ſich nicht das Werk ſelbſt auf das entſchiedenſte dagegen erklärte. So haben auch ohne Zweifel die Alten gemeint, welche überall den Sohn des Gryllus als Verfaſſer der Anabaſis erkannten. Des Themiſtogenes wird dabei gar nicht gedacht, und Dodwell irrt, wenn er (Apparat. Annal. Thucyd. §. 28) ſagt: Historiam illam, quam Xenophon tribuit Themistogeni, nemo dubitat eandem esse, quae hodieque Xenophontis nomine insignitur.

Auch Morus irrt, wenn er meint, das Werk des Themiſtogenes müſſe mit der Ankunft des Heeres am Pontus geendigt haben, weil X. in ſeiner Erwähnung deſſelben dieſes Ziel nenne. Offenbar deutet X. nur den Hauptinhalt des Werkes an [4]), und wenn er nichts von dem ſagt, was dem Heere von ſeiner Ankunft beim Pontus an weiter begegnete, ſo folgt hieraus nicht, daß er auch in dem Werke ſelbſt nichts davon gefun-

den habe, ſo wenig als aus der προέκθεσις der Iliade gefolgert werden darf, daß die Ilias nur bis zur Ausſöhnung Achills mit dem Atriden gegangen ſey. Für Xenophons Zweck reichte jene kurze Erwähnung hin; wäre mehr erforderlich geweſen, ſo hätte er dieſes Mehrere aus eigner Kenntniß ergänzen können. Hierdurch fällt auch die von Morus aufgeſtellte Vermuthung hin, daß X., eben weil das Werk des Themiſtogenes unvollſtändig geweſen, für gut gefunden habe, dieſelbe Geſchichte noch einmal zu bearbeiten, und ſie auf die Weiſe, wie in ſeiner Anabaſis geſchieht, zu Ende zu führen.

Der Gedanke, dem ich die fünfte Stelle angewieſen habe, iſt ſo viel mir bekannt, nie ernſtlich ausgeſprochen worden. Die Anabaſis, die wir kennen, iſt und kann nur das Werk Eines Verfaſſers ſeyn.

Dieſer Eine aber, ſagt Matthiä [5]), war nicht Xenophon, ſondern Themiſtogenes.

Wir laſſen unſern Freund ſelbſt ſprechen:

„Der Feldzug des jüngern Cyrus, ſagt er, fällt in Ol. XCIV. 4. (vor Chr. G. 401), zu welcher Zeit Xenophon, des Proxenus Altersgenoß, ungefähr 30 Jahre alt war [6]). Wenn alſo, dieſer Angabe nach, ſeine Geburt um Ol. 87, 1. (v. Chr. 432) zu ſetzen iſt, ſo hatte er, da er die Hellenika beendigte, den Rückzug der 10000 als ein Greis von 69 Jahren, ſchon um etwa

40 Jahre überlebt. Iſt es nun ſehr wahrſcheinlich, daß derſelbe Mann, der in ſeiner Griechiſchen Geſchichte, wo er den Feldzug des Cyrus, in und nach welchem er ſelbſt eine ſo bedeutende und ehrenhafte Rolle geſpielt hatte, ganz oben hin berührt, auf Themiſtogenes verweißt, noch in ſeinen alten Tagen (etwa 2 Jahre vor ſeinem Tode) auf den Einfall gerathen ſeyn ſollte, die nämliche Geſchichte nun auch ſelbſt, und zwar ſo der Nachwelt zu überliefern, daß eigentlich Niemand, ohne auf irgend eine Art befangen zu ſeyn, an ihn als Verfaſſer denken kann, wenn er geleſen hat, daß eben dieſer anſpruchsloſe Xenophon einem Andern, namentlich bezeichneten, das Verdienſt beilegt, den denkwürdigen Feldzug nach Oberaſien gegen Artaxerxes beſchrieben zu haben. In ſeinen übrigen Schriften redet Xenophon (ſo viel ich mich erinnere) von ſich ſtets in der erſten, in der Anabaſis von ihm ſtets in der dritten Perſon; denn wenn auch I. 9. 28. der Vf. der Anab. ſich ſelbſt in der erſten Perſon nennt, ſo thut er es offenbar als Berichtender des Gehörten. So ſcheint es mir immer noch (denn ein beſtimmtes Urtheil will ich mir nicht anmaßen), daß der Syrakuſaner Themiſtogenes die Anab. nach Xenophontiſchen Materialien und im Xenophontiſchen Stile bearbeitet haben möge."

So weit unſer Freund.

Hier will ich nun gleich, bevor ich mir einige Einwendungen erlaube, zugeſtehn, daß die hier ausgeſprochene Vermuthung, ſo wie ſie hier geſtellt iſt, mir mit einiger Beſchränkung oder Erweiterung, wie man will, ganz und gar nicht verwerflich ſcheint.

Ich würde ſie nemlich ſo ſtellen: Themiſtogenes habe die Geſchichte des Feldzuges nach Materialien, von denen die weſentlichſten und wichtigſten Theile von Xenophon ſelbſt ausgearbeitet waren, zuſammengeſetzt und geordnet 7). Das Werk war dann, wie man es eben nehmen mochte, von Xenophon und von Themiſtogenes; und ſowohl der Xenophontiſche Stil, der außerdem faſt wie ein Wunder erſcheinen müßte, als auch das, was nicht durchaus Xenophontiſch und attiſch iſt, erklärt ſich dann von ſelbſt.

Mehr als ein Räthſel löſt ſich ſo ohne alle Mühe. Erſtlich, die Erſcheinung, daß das Urtheil des ganzen Alterthums ſo befangen war, ein Werk, das Xenophon ſelbſt einem Andern zugewieſen hatte, doch ihm beizulegen, und zwar ſo ganz ohne Einſchränkung, als ob es ſich von ſelbſt verſtände. Und mich dünkt mit vollem Rechte. Denn, um gerade heraus zu ſprechen, mir ſcheint in dieſem Urtheile ſo gar keine Befangenheit zu liegen, daß ich es vielmehr für unmöglich halte, die Anabaſis zu leſen, ohne überzeugt zu werden, daß ſie von dem geſchrieben

ſey, der, wie Plutarch ſich ausdrückt, ihr vornehmſter Inhalt war. Ich will nicht Einzelnes aufzählen; aber kein Dritter wäre im Stande geweſen, die innern Zuſtände Xenophons, ſeine Selbſtberathungen, die Momente ſeiner Entſchließungen ſo wiederzugeben; kein Dritter würde ſo manches kleine und unbedeutende Ereigniß auch nur erwähnt haben. Als das Heer bei Sitaca angekommen iſt, geht Xenophon mit Proxenus nach dem Nachteſſen vor dem Lager auf und ab; ein fremder Mann, angeblich von Ariäus abgeſchickt, kömmt herzu und warnt gegen einen nächtlichen Ueberfall; Proxenus hört ſeine Botſchaft an; vom Xenophon wird nichts weiter geſagt (II. 4. 15.). Denn daß der Jüngling, der nachher beim Klearchus die empfangene Botſchaft beurtheilt, Xenophon ſey, wie Zeune vermuthet, wird von Weiske nicht ohne Grund bezweifelt. Seine Erwähnuug hat alſo für die Sache ſelbſt nicht die geringſte Wichtigkeit. Dem Gemüthe des Erzählenden aber war die Erinnerung an den Gaſtfreund werth, der ihm wenige Tage nachher durch Tiſſaphernes Verrath entriſſen wurde; damals aber vielleicht zum letztenmale in ſeiner Nähe geweſen war.

Von dieſer Art findet ſich Mehreres.

Die Frage, wie Xenophon in ſeinem hohen Alter auf den Gedanken gekommen ſey, die Geſchichte, die ſchon ein Andrer geſchrieben hatte,

auf den er ſelbſt den Leſer verweißt, noch einmal, vierzig Jahre nachdem ſie ſich begeben hatte, auch zu ſchreiben, beantwortet ſich nun ohne Mühe. Nicht erſt nach Vollendung der Hellenika, nicht als ein Greis und nach langem Verlauf, hat er die denkwürdigſten Begebenheiten ſeines Lebens niedergeſchrieben, ſondern aus friſcher Erinnerung, ſo wie ſie ihm, dem Augenzeugen, lebendig vor der Seele ſtanden; und als er im dritten Buche der Hellenika den Leſer wegen des perſiſchen Feldzugs auf den Themiſtogenes verweißt, hatte dieſer aus den ihm übergebnen ausführlichen Denkwürdigkeiten ſeines Freundes das Werk der Anabaſis, wahrſcheinlich ſo, wie wir es jetzt beſitzen, zuſammengeſetzt und geordnet. Wie groß oder wie klein hierbei ſein Verdienſt geweſen, wiſſen wir nicht; der Antheil aber, den X. daran hatte, der ja auch wohl das Ganze nach geſchehener Anordnung überſehen und abglätten mochte, ſtach zu leuchtend hervor, um nicht das, was der Ordner dabei geleiſtet, in das Dunkel zu rücken, und endlich ſeinen Namen ſelbſt bis auf einen matten Schimmer auszulöſchen. Ja, er würde gänzlich verloſchen ſeyn, wär' er nicht von ſeinem beſcheidnen Freunde erhalten worden.

Was aber konnte dieſen bewegen, das, was dem Weſen nach ſein Werk war, einem Andern beizulegen, und das, was er gethan und voll=

bracht hatte, von dieſem Andern, als etwas, das ihn nichts angehe, erzählend berichten zu laſſen?

Um dem, was er von ſich zu erzählen hatte, leichter Glauben zu verſchaffen, wenn er es als Erzählung eines Dritten in die Welt brächte, ſagt Plutarch.

Themiſtogenes war vom Xenophon geliebt, ſagt Tzetza[8]), und dieſer ſetzte den Namen des Geliebten, um ihn zu ehren, auf das von ihm ſelbſt verfertigte Werk.

Das Eine wie das Andere kann ſeyn, und wenn es auch nur auf Vermuthungen beruht, darf es doch für wahrſcheinlich gelten.

Bei dem zweiten, als von einem wenig zuverläſſigen, wenn ſchon nicht unbeleſenen Zeugen berichtet, verweilen wir nur, um zu bemerken, daß dem Character Xenophon's und ſeiner bekannten Neigung für ſchöne Jünglinge, nichts angemeſſener war als dieſer kleine Betrug, durch den er den geringern Ruhm des Schreibers für den größern Lohn des gewünſchten Dankes opferte. So wie wir ſein Gemüth kennen, dürfen wir glauben, daß der Beifall, den die Welt dem weggegebenen Werke ſchenkte, ihn nun doppelt erfreute, und daß der größere Theil dieſer Freude ſich auf den geliebten Jüngling bezog. Der Ruhm der vollbrachten Thaten blieb ihm ja doch ungekränkt, wenn ſie in ſeinem Sinne, obgleich unter fremdem Namen berichtet wurden.

Der von Plutarchus aufgeſtellte Grund darf ſchon etwas ſorgfältiger in's Auge gefaßt werden. Um der Erzählung beſſern Glauben zu verſchaffen, ſagt Plutarch, habe X. ſeinem Namen einen fremden untergeſchoben. Man kann fragen: Iſt der Bericht des Augenzeugen nicht glaubhafter, als der eines Dritten 9)? Nicht immer, können wir antworten; vorzüglich nicht da, wo Täuſchung nah liegt; am wenigſten da, wo der Berichtende von ſich ſelbſt und ſeinen Thaten 10) ſpricht. Wir ſetzen hinzu, wenn ſeiner Erzählung die Abſicht einer Rechtfertigung zum Grunde liegt.

Und in dieſem letztern Falle ſcheint mir Xenophon geweſen zu ſeyn. So oft ich die Anabaſis geleſen habe, hat ſich mir der Gedanke aufgedrängt, daß Xenophon, bei der Abfaſſung ſeines Werkes, außer dem allgemeinen Beſtreben, das jeden Schriftſteller beſeelen muß, dem Leſer als ein rechtſchaffner und wackerer Mann zu erſcheinen, und außer dem beſondern Zwecke, das, was er unter den bedenklichſten Verhältniſſen durch Muth, Beſonnenheit und Mäßigung zur Rettung der ihm vertrauenden Schaar glücklich vollbracht hatte, der Wahrheit gemäß zu berichten, noch durch eine andre, im Hintergrunde liegende Abſicht angetrieben worden ſey, Vieles einzuſtreun und bei Vielem zu verweilen, was ohne ſie entweder ganz übergangen oder mit geringerer Ausführlich-

keit erzählt worden wäre. Dieſe Abſicht kann nur eine apologetiſche geweſen ſeyn.

Ausgeſprochen hat Xenophon dieſe Abſicht nicht; vielleicht aus demſelben Grunde nicht, der ihn bewog, nicht in eigner Perſon von ſeinen Thaten zu ſprechen. Wie er hierdurch jeden Schein von Grosſprecherei vermied, ſo entging er durch ein kluges Verbergen deſſen, was er beabſichtigte, dem Verdachte, die Wahrheit der Erzählung nach ſeinem Zwecke zu beugen.

Dieſer Zweck kann ein doppelter geweſen ſeyn, und zwar ein andrer in dem Anfange des Werkes, ein andrer in dem letzten Theile deſſelben. In jenem hatte er ſein urſprüngliches Vaterland Athen in den Augen; in dieſem Lakedämon, wo er als Verbannter eine Freiſtatt gefunden hatte.

Die Urſache, um derentwillen X. bei der Rückkehr aus Aſien (um Ol. XCVI. 3.), ſtatt als der Retter ſo vieler Hellenen Dank und Ruhm zu genießen, aus dem Vaterlande verbannt wurde, iſt nur im Allgemeinen bekannt. Wegen ſeiner Vorliebe für die Lakedämonier (*ἐπὶ λακωνισμῷ*), ſagt Diogenes II. 51. und weiterhin (§. 58), um des Cyrus willen (*τοῦ φίλου χάριν Κύρου*). Noch ein wenig beſtimmter ſagt Pauſanias (V. 6, 3.): „Xenophon wurde von den Athenäern vertrieben, weil er an dem Feldzuge des Cyrus, des ärgſten Feindes von Athen, gegen

den König der Perſer, der ihnen wohl wollte, Theil genommen hatte."

Da ſcheint es mir nun, daß X. das Gehäſſige des Grundes, als habe er ſich mit einem Feinde der Stadt gegen den König, der ihr befreundet war, verbündet, von ſich zu entfernen geſucht habe. Dieſem Beſtreben iſt dasjenige angemeſſen, was (III. 1.) von der Veranlaſſung ſeiner Reiſe nach Sardes, den Verhandlungen mit Sokrates hierüber [11]), und der Befragung des Orakels erzählt wird; Perſönlichkeiten, die der Geſchichte ſelbſt fremd, mit großer Beſtimmtheit der Beſchuldigung entgegentreten, die dem Verbannungsurtheile zum Grunde gelegt war. Von Proxenos, dem alten böotiſchen Gaſtfreunde, ſchriftlich eingeladen, nach Sardes zu kommen, um durch ihn dem Cyrus bekannt zu werden [12]), folgt er, obgleich gewarnt, nicht, wie es ſcheint, um des Cyrus willen, der ihm noch fremd iſt, ſondern aus Liebe zum Proxenos [13]). Von Theilnahme an einem Kriege gegen den König iſt die Rede nicht; die- dieſes Vorhaben iſt des Cyrus Geheimniß, um das auch Proxenos nicht weiß [14]), ſo wenig als irgend ein Andrer, den Klearchus ausgenommen. Von andern Verhältniſſen, in die er mit Cyrus getreten, wird nichts erwähnt, außer daß er ihm vorgeſtellt wurde, und eine Aufforderung von ihm zum Verweilen erhielt [15]); als dieſer aber unter dem Vorwande eines Krieges gegen die Piſidier

mit einem Heere aufbrach, von welchem Proxe-nos eine Schaar von zweitauſend Mann von verſchiedner Bewaffnung führte, folgte Xenophon dem Heere, bewaffnet zwar, wie die Andern, aber ohne Soldat oder Führer zu ſeyn; und daß er bis an Cyrus Tod, ohne eigne Theilnahme an dem Kriege bei dem Heere war [16]), und ſich auch ſonſt nicht bemerklich gemacht hatte [17]), wird mit größter Beſtimmtheit und gewiß nicht ohne Abſicht ausgeſprochen. Der eigentliche Zweck des Feldzuges wird von dem Heere nicht früher als in Cilicien geahndet, und am Euphrat erſt erklärt Cyrus den Führern, daß er nach Babylon gegen den König ziehe. Jetzt noch zurücktreten, wenn es auch möglich geweſen wäre, verbot die Schaam [18]).

So viel konnte zur Entkräftung des Vorwurfs genügen, die Sache eines Feindes von Athen gegen einen der Stadt wohlgeſinnten König mit Vorbedacht ergriffen zu haben. Xenophon ſelbſt ſcheint ihn früher nicht gefürchtet zu haben. Denn nachdem er das Heer zurückgeführt, und auch aus dem kurzen Dienſte bei dem thraciſchen Seuthes zurückgezogen hatte, gedachte er nach Athen zu-rückzukehren. Vor Ausführung dieſes Entſchluſſes aber ward er verbannt [19]).

Nachdem er nun hierdurch von der Rückkehr in das Vaterland abgeſchnitten war, wendete er ſich zu den Lacedämoniern, und trat dem Agesi-laus zur Seite, als dieſer auf ſeinem Feldzuge

in Aſien eines kundigen Freundes bedurfte[20]). Daß er dann unter ſpartaniſchem Schutze, mit einem Beſitzthume auf dem Gebiete von Elis begabt, in heiterer Muße ſeine Schriften ausarbeitete, iſt bekannt, und daß er dieſes Glück mit Dankbarkeit genoß, würden wir von ihm glauben müſſen, wenn es auch nicht durch zahlreiche Stellen ſeiner Werke bezeugt würde.

Daß aber dieſe Geſinnung auch vor Bekanntmachung dieſer Werke, von denen die meiſten wohl erſt in ſpäten Jahren geſchrieben, nicht ſehr lange vor Xenophon's Tode an das Licht getreten ſeyn können, hinlänglich anerkannt geweſen, um ihn, den gebornen Athenienſer, bei ſeinen Beſchützern und Wohlthätern gegen ungleiche Urtheile hierüber zu ſichern, dieß kann bezweifelt werden.

Dieſer Zweifel ſcheint mir durch die letzte Hälfte der Anabaſis begründet zu werden. Ein Beſtreben, die Verleumdungen zu entkräften, die während ſeiner Führung über ihn verbreitet worden, leuchtet, wie es mir dünkt, aus mehr als einer Stelle hervor. Jene Verleumdungen mochten ſich von Zeit zu Zeit erneuert haben; die nie raſtende Mißgunſt konnte ſie zu ſeinem Nachtheile mißbrauchen; ſie für immer niederzuſchlagen gab es nur Ein Mittel, ihren Urſprung und ihre Nichtigkeit durch den Zuſammenhang der Begebenheiten ſelbſt vor Augen zu legen. Mit

dieſer Abſicht hängen einige Punkte der Erzählung zuſammen.

Erſtlich einige, die ſich unmittelbar auf ſeine Geſinnungen gegen Lacedämon beziehn. Als das Heer nach Sinope gekommen war, und bei Vielen ein großes Verlangen nach Gewinn und Beute erwachte, um nicht mit leeren Händen nach Hauſe zurückzukommen, beſchloſſen ſie die Führung des ganzen Heeres einem Einzigen anzuvertraun, und wählten dazu den Xenophon. Dieſer hätte nun wohl gern eine Würde angenommen, die ihm auch in ſeinem Vaterlande Ehre gebracht hätte; bei weiterm Nachdenken aber erkannte er, daß er Gefahr laufe, wenn er den Antrag annähme, auch den ſchon erworbenen Ruhm einzubüßen, und da auch die Opfer nicht zuſagten, lehnte er ihn ab. In der Rede aber, die er deshalb an das verſammelte Heer hielt, führte er vorzüglich an, daß es nicht heilſam ſey, bei dieſer Wahl die Hegemonie der Lacedämonier unbeachtet zu laſſen; und da dieſer Grund keinen Eingang fand, erklärte er, daß ihm die Götter deutliche Zeichen der Abmahnung gegeben hätten (VI. 1, 26 — 31). Hierauf wurde der Spartaner Chiriſophus gewählt. Von dieſem vernahm Xenophon jetzt, wie wohl er gethan habe, den Antrag des Heeres nicht anzunehmen, da er ſchon bei dem Befehlshaber der lacedämoniſchen Flotte verleumdet, und von ihm geſagt worden ſey, er werde eher einem

Dardanier von Klearchus Heere als einem Lacedämonier die Mitherrſchaft einräumen [21]).

Bei dem Aufenthalte des Heeres in Bithynien, als Kleander der lacedämoniſche Harmoſte von Byzanz, eine Beleidigung erfahren zu haben glaubte, wurde ihm hinterbracht, daß dieſes von Xenophon ſo zu ſeiner Kränkung veranſtaltet worden ſey. Dieſer aber wendet die Sache durch Gerechtigkeit und Klugheit auf eine ſolche Weiſe, daß Kleander, nachdem Xenophon zu ihm geſprochen hat, erklärt, er wolle nun das Heer in eigner Perſon nach Hellas führen, mit dem Zuſatze: „Dieſe Rede ſey ſehr verſchieden von dem, was er von Einigen gehört habe, daß man das Heer von den Lacedämoniern abwendig machen wolle.“ Auch ſchloß er hierauf mit Xenophon Gaſtfreundſchaft. (VI. 6.)

Nachdem das Heer dem Seuthes zu Erreichung ſeiner Zwecke gedient hatte, dieſer aber mit der Bezahlung des Soldes in Rückſtand bleibt, wird Xenophon von einem der Freunde des Thraciers bei den lacedämoniſchen Abgeordneten beſchuldigt, das Heer zu ſeinem eignen Nutzen zu verwenden (VII. 6. 4.). Auch ein Arkadier tritt zu ihnen mit den Worten: „Wir wären längſt bei den Lacedämoniern, wenn uns nicht Xenophon beredet hätte, hierher zu gehn, wo er nun für unſre Mühſeligkeiten den Lohn bezieht; denn ihn hat Seuthes reich gemacht, und uns wird die

Löhnung entzogen.“ Indem nun X. die gänzliche Falſchheit dieſer Beſchuldigungen darthut (VII. 6. 11), beklagt er ganz insbeſondere, bei den Lacedämoniern verleumdet zu werden, deren Vertrauen er genoſſen habe. Und ſo überzeugend iſt ſeine Vertheidigung, daß auch die lacedämoniſchen Geſandten mit ihm zuſammenſtimmen.

In dieſer Beziehung werden wir annehmen dürfen, daß auch die Erwähnung der wohlwollenden Aufnahme, die er bei Uebergabe des Heeres von Seiten der Lacedämonier erhielt (VII. 8. 23.), nicht ohne Abſicht ſey.

Die zweite Art der Beſchuldigung, welche Xenophon durch ausführlichen Bericht entkräften will, iſt der Vorwurf ſelbſtſüchtiger Abſichten, womit auch der andre verwandt iſt, daß er die Soldaten auf eine Weiſe behandelt habe, die einem republicaniſchen Feldherrn nicht geziemte [22]).

Während das Heer am Pontus auf Mittel zur Ueberfahrt nach Hellas wartet, kömmt X. auf den Gedanken, eine Stadt hier zu gründen, und forſcht deshalb durch einen Prieſter aus Ambracia nach dem Willen der Götter, der ſich der Sache auch günſtig erweißt. Der Prieſter ſelbſt aber iſt ihr aus Gründen des Eigennutzes abgeneigt, und verbreitet unter dem Heere, Xenophon wollte es hier am Pontus zurückhalten, um für ſich Ehre und Macht zu gewinnen, worüber Mißtrauen und Unmuth entſteht. Da endlich der

Vorwurf laut wird, daß er ohne Befragung des Heeres eigenmächtige Beſchlüſſe faſſe, vertheidigt er ſich, ſo daß ſich der Zorn des Heeres von ihm auf den Prieſter wendet, der ihn verleumdet hatte (V. 6. 15 — 35.). Als aber nachher das Geld ausbleibt, das die Herakleoten verſprochen haben, entſteht neues Mißtrauen, und die von einigen verbreitete Beſchuldigung, Xenophon gehe damit um, das Heer nach den Phaſis zurückzuführen, läßt einen gefährlichen Ausbruch fürchten, der durch wiederholte Vertheidigung verhütet wird (V. 7.). Dennoch ereignet ſich Aehnliches wiederum in Bithynien (VI. 4.).

Alles dieſes wird mit einer Ausführlichkeit erzählt, welche eben ſo wenig an der perſönlichen Theilnahme des Berichterſtatters, als an der Abſicht, jede dieſer Beſchuldigungen für immer zu entkräften, zweifeln läßt.

Auf dieſe Weiſe glaube ich, daß die Behauptung Plutarchs gerechtfertigt werde, Xenophon habe, um ſeine Erzählung glaublicher zu machen, dem Werke, das er geſchrieben hatte, und das ſo von keinem andern geſchrieben werden konnte, den Namen des Syrakuſaniſchen Themiſtogenes vorgeſetzt.

Anmerkungen.

1) Die ältern Ausgaben leſen: Θεμιστογένης Συρακούσιος, ἱστορικός. Κύρου Ἀνάβασιν ἥτις ἐν τοῖς Ξενοφῶντος Ἑλληνικοῖς φέρεται· καὶ ἄλλά τινα περὶ τῆς ἑαυτοῦ πατρίδος. Küſter hat das Wort Ἑλληνικοῖς getilgt, quia nec Mss. eam agnoscunt, nec sensus admittit. Das Letzte kann bezweifelt werden.

2) In einem von Küſter zu Suidas a. a. O. aus einer Handſchrift beigebrachten Scholion zu den Briefen des Joh. Tzetza, und wahrſcheinlich von dieſem Grammatiker ſelbſt abgefaßt: καὶ Ξενοφῶν ἐπέγραψε τὴν Κύρου Ἀνάβασιν Θεμιστογένει Συρακουσίῳ, καὶ ἐπεκράτησεν ὅμως καὶ πάλιν Ξενοφῶντος καλεῖσθαι.

3) Rien n'empêche de croire que Xénophon n'avait point encore rassemblé ses Mémoires lors-

qu'il travailla à cette partie de son Histoire Grecque et que Themistogènes l'avait dévancé. Il est très-sur qu'il la composa dans sa retraite à Scilonte c. à. d. bien des années après son retour. Larcher l'Expedition de Cyrus (Paris. 1778) Préface p. XXII.

4) So urtheilt auch Weiske De aestimanda Cyri Expeditione p. XVIII.

5) Friedrich Chriſtian Matthiä, der Director des Gymnaſiums zu Frankfurt a. M. (geſt. 1822), in einem Programm über den Rückzug der 10000 Griechen. 1819. aus welchem die hierher gehörende Stelle in Seebode's Krit. Bibliothek. I Jahrg. (1819) 10. Heft. S. 972. f. ausgehoben iſt.

6) Proxenus, der Thebaner, war Xenophons Gaſtfreund (*ἀρχαῖος ξένος.* Anab. III. I. 4.), und als er durch Tiſſaphernes Verrath hingerichtet wurde, gegen dreißig Jahre alt (*ἐτῶν ὡς τριάκοντα.* II. 6. 20.). Daher Schneider (ad Anab. II. 6. 20.) meint, ex Proxeni aetate fortasse iudicium aetatis Xenophonteae, cum haec scriberet, peti posse. Doch führt er ſelbſt eine Nachricht aus Aelian. V. H. XII. 25. (nicht XIII. 25.) an, wo es heißt: *καὶ Ἱέρων δὲ*

ὁ Δεινομένους Σιμωνίδου τοῦ Κείου ἀπήλαυσε, καὶ Πολυκράτης Ἀνακρέοντος, καὶ Ξενοφῶντος Πρόξενος, καὶ Ἀντίγονος Ζήνωνος. Worte, die nicht wohl anders als von dem Verhältniſſe eines Bejahrteren zu einem Jüngern verſtanden werden können. (Hierüber iſt jetzt Krüger Quaest. de Vita Xenophontis nachzuſehn (p. 17.), welcher wahrſcheinlich macht, das Xenophon zur Zeit des Feldzugs nicht jünger als vierzig Jahre geweſen ſey. Die von X. über den Proxenus ertheilten Nachrichten hat H. E. Foß (de Gorgia Leontino p. 8. f.) zur Beſtimmung des Alters von Gorgias benutzt).

7) Lange nachdem dieſes geſchrieben war, kam mir ein ziemlich analoger Fall aus der Geſchichte der franzöſiſchen Litteratur in die Hand. Jean de Bueil (oder Beuil), ein franzöſiſcher Edelmann aus einem kriegeriſchen Geſchlechte, welcher ſelbſt unter drei Königen zu Land und Meer mit Auszeichnung gedient hatte, ſchrieb in ſeinem Alter ein Werk, welches alle kriegeriſchen Unternehmungen enthalten ſollte, an denen er ſelbſt Antheil genommen hatte, verbot aber den Waffengefährten und Dienern, die ihm bei der Ausführung deſſelben Hülfe leiſteten,

ſeinen Namen darinne zu nennen oder ihn ſonſt kenntlich zu machen. Erſt nach ſeinem Tode wird das Geheimniß von einem dieſer Gehülfen entdeckt, und hierdurch das, was dem ununterrichteten Leſer ein Roman ſcheint, in ein hiſtoriſches Denkmal umgewandelt. S. St. Palaye in den Mém. de l'Acad. des Inscriptions XXVI. p. 702. und unſre Beiträge zur ältern Literatur. I. 1. p. 146 — 152. Hierbei konnte aber den alten Kriegsmann wohl nichts anders leiten, als die Scheu von ſich ſelbſt zu ſprechen, und für alles Erzählte mit ſeinem Namen zu haften.

8) Tzetza Chil. VII. 937. nachdem er vom Phidias erzählt hat, daß dieſer das von ihm verfertigte Standbild der Nemeſis ſeinem Geliebten Agorakritus beigelegt habe. (S. C. O. Mülleri de Phidiae Vita et Operibus Comm. p. 41—44.), fährt er alſo fort:

Ταὐτὸ ποιεῖ καὶ Ξενοφῶν τῇ Κύρου ἀναβάσει·
ἐπέγραψε καὶ οὗτος γὰρ τοῦ ἐρωμένου χάριν·
Κύρου μὲν ἡ ἀνάβασις ὑπάρχει τὸ βιβλίον·
Θεμιστογένους δέ ἐστι τοῦτο Συρακουσίου·
κἂν πάλιν ἐπεκράτησε καλεῖσθαι Ξενοφῶντος.

In dieſer verworrenen Stelle nimmt der 4te V. das wieder zurück, was der 2te behauptet hat, und Tzetza

widerſpricht ſich ſelbſt, wenn man nicht annehmen will, daß die Worte *Κύρου μὲν* — *Συρακουσίου* die von ihm fingirte und dem X. beigelegte Aufſchrift der Anabaſis enthalten ſollen.

9) Weiske de aestimanda Cyri expeditione. c. 7. p. XII. Plutarchus Xenophontem putat ideo tectum alterius nomine latere voluisse, ut ipse sibi majorem fidem conciliaret. Enimvero an Thucydidi aliquis fidem ideo detrahendam putat, quia ipse scripsit de rebus, quibus interfuit? An in universum de ejus fide dubitandum statuimus, qui de suis rebus scribit?

10) Plutarch hat dieß nicht unbeachtet gelaſſen. Er ſagt ausdrücklich: *ἵνα πιστότερος ᾖ διηγούμενος ἑαυτὸν ὡς ἄλλον.*

11) Anab. III. 1. 5. Sokrates verkannte die Gefahr nicht, die ſeinen jungen Freund von Seiten der Stadt bedrohte, wenn er ſich um die Freundſchaft des Cyrus bewürbe, *ὅτι ἐδόκει ὁ Κῦρος προθύμως τοῖς Λακεδαιμονίοις ἐπὶ τὰς Ἀθήνας συμπολεμῆσαι.*

12) Bei Faſſung des Entſchluſſes wird von Cyrus großen und verführeriſchen Eigenſchaften (I. 1. 5. I. 3. 12. I. 4. 14.), welche viele Hellenen in

ſeine Dienſte zogen (VI. 4, 8.), nicht geſprochen; in wiefern auch auf X. dieſes Motiv gewirkt habe, wird im Dunkel gelaſſen; erſt nach Enthüllung des Geheimniſſes tritt es deutlicher hervor. Bei der Schilderung, die X. nach Cyrus Tode von ihm macht (I. 9.), kann man ſich kaum des Gedankens enthalten, die Cyropädie ſey mit beſondrer Beziehung auf den jüngern Cyrus geſchrieben, dem darinne, als dem Vorbilde eines klugen und weiſen Despoten, ein Denkmal geſetzt wird. (Ich habe mich gefreut, in Krügers trefflicher Schrift de Authentia Anabas. p. 24. denſelben Gedanken zu finden: quis non videt ex Cyro minore natum esse Cyrum majorem etc.)

13) Dieſe Liebe tritt an mehrern Stellen hervor. In ſeiner Geſellſchaft ſehen wir ihn II. 4. 15. Nach dem Verſchwinden der Heerführer iſt Xenophons erſte Sorge um den Proxenos. II. 5. 37. Als er nach Griechenland zurückgekehrt war, läßt er zu Delphi ein Weihgeſchenk aufſtellen, auf das er neben ſeinen Namen auch den des Proxenos ſchreiben läßt: ξένος γὰρ ἦν αὐτῷ, ſetzt er hinzu. V. 3. 5. Auch

war er bei der Wahl der neuen Führer an Proxenos Stelle gewählt worden. III. 1. 47.

14) Anab. III. 1. 10.

15) III. 1. 18. Hierbei darf wohl bemerkt werden, daß in der Erzählung Proxenos immer vorangeſtellt wird: ὁ μὲν δὴ Ξενοφῶν — καταλαμβάνει ἐν Σάρδεσι Πρόξενον καὶ Κῦρον. — Προθυμουμένου δὲ τοῦ Προξένου καὶ ὁ Κῦρος συμπροθυμεῖτο μεῖναι αὐτόν.

16) III. 1. 4. ἦν δέ τις ἐν τῇ στρατιᾷ Ξενοφῶν Ἀθηναῖος, ὃς οὔτε στρατηγὸς οὔτε λοχαγὸς οὔτε στρατιώτης ὢν συνηκολούθει.

17) Dieſes erhellt aus den Worten des Chiriſophus III. 1. 45. ἀλλὰ πρόσθεν μέν, ὦ Ξενοφῶν, τοσοῦτον μόνον σε ἐγίνωσκον ὅσον ἤκουον Ἀθηναῖον εἶναι.

18) III. 1. 10. ἐπεὶ μέντοι εἰς Κιλικίαν ἦλθον, σαφὲς πᾶσιν ἤδη ἐδόκει εἶναι, ὅτι ὁ στόλος εἴη ἐπὶ βασιλέα· φοβούμενοι δὲ τὴν ὁδὸν καὶ ἄκοντες ὅμως οἱ πολλοὶ δι' αἰσχύνην καὶ ἀλλήλων καὶ Κύρου συνηκολούθησαν· ὧν εἷς καὶ Ξενοφῶν ἦν.

19) VII. 7. 57. Ξενοφῶν δὲ οὐ προσῄει, ἀλλὰ φανερὸς ἦν οἴκαδε παρασκευαζόμενος· οὐ γάρ πω

ψῆφος αὐτῷ ἐπῆκτο Ἀθήνῃσι περὶ φυγῆς. Die nähern Umſtände, durch die dieſer Beſchluß herbeigeführt worden, und ſelbſt die Zeit iſt nicht genau bekannt. Es ſcheint aber Ol. 95, 2. geſchehen zu ſeyn, während Thimbron die Reſte des Heeres mit ſeinen Truppen in Aſien vereinigt hatte (Anab. VII. 8. 24.), um damit gegen Tiſſaphernes und Pharnabazus zu ziehn.

20) Die Verbindung mit dieſem Könige erwähnt Xenophon ſelbſt beiläufig. Anab. V. 3. 6. Auch in der Schlacht bei Koronea ſtand er ihm zur Seite. Plut. Vit. Ages. c. 18. und feierte nach ſeinem Tode ſein Andenken in einer beſondern Schrift, deren Aechtheit ohne Grund in Verdacht gezogen worden iſt.

21) Auch an andern Stellen erzählt er, wie die Hegemonie von Sparta von ihm anerkannt, und zur Beruhigung des Heeres benutzt worden ſey. VI. 6, 12, 13, 18.

22) Ueber das letztere iſt die lebendige Erzählung V. 8. nachzuſehn mit dem bedeutſamen Schluſſe: ἐκ τούτου μὲν δὴ ἀνίσταντο καὶ ἀνεμίμνησκον, καὶ περιεγένετο ὥστε καλῶς ἔχειν.

4. Die Epiſode des Therſites.

1789.

Zwei unſrer berühmteſten Schriftſteller hat die Epiſode des Therſites in der Iliade beſchäftigt. Keiner hat meines Bedünkens den Geſichtspunkt gefunden, aus dem ſie betrachtet werden muß, und Jeder hat in ihrer Vertheidigung mehr ſeinen Scharfſinn, als die Tadelloſigkeit jener Epiſode bewieſen.

Leſſing wirft im Laokoon*) die Frage auf, warum Homer bei Erwähnung der Häßlichkeit ſich erlaubt habe, was er bei der Schönheit nicht thue, ſie nach ihren einzelnen Beſtandtheilen zu ſchildern? und indem er auf dieſe Frage antwortet, und die Häßlichkeit für ein Ingredienz des Lächerlichen erklärt, findet er in der Darſtellung des mißgeſtalteten, ſchmähſüchtigen Kriegers die Abſicht Lachen zu erregen. Dieſe Meinung ſcheint mir unrichtig, ſo wahr auch übrigens das iſt,

*) Leſſing's Werke. 13. Bd. S. 232.

was Leſſing über die Vereinigung des Häßlichen mit dem Lächerlichen beigebracht hat.

Mehr in homeriſchem Geiſte hat Herder*) geurtheilt. Nicht das Lächerliche ſey die Hauptſache in Therſites Character; vielmehr verächtlich ſey er, und nichtswürdig und häßlich zugleich. Darin aber leitet er das Urtheil des Leſers irre, daß er den Mißgeſtalteten als denjenigen betrachtet, der gleichſam im Namen des ganzen griechiſchen Pöbels auftrete, um Alles zu ſagen, was Leute ſeines Gleichen in dem Heere auf dem Herzen haben mochten.

Herder macht dieſe Bemerkung gegen Klotz, der die ganze Epiſode verwarf, weil ſie am unrechten Orte ſtehe, und der Würde der Epopöe zuwider laufe [1]). Der letzte Tadel war leicht zu beſeitigen. Wenn der Schmähende nur keine unnütze Nebenfigur iſt, wenn ſie nur im Zuſammenhange mit dem Uebrigen ſteht, ſo kann man wegen ihres komiſchen Anſtriches und der epiſchen Würde ganz unbekümmert ſeyn.

Wenn wir die Stelle vom Therſites für ſich allein und als die Schilderung eines nichtswürdigen Läſterers betrachten, ſo iſt ſie vortrefflich zu nennen. Wenige characteriſche Striche in wenigen Zeilen reichen hin, den Mann von ſeinem

---

*) Kritiſche Wälder. 1ſtes W. 20. S. 244. Herders Werke zur ſchönen Litteratur. 13. Bd. S. 223—229.

erſten Erſcheinen an bis zu dem Augenblicke, wo er ſich unter Odyſſeus Stocke krümmt, für alle Zeiten zu einem Gegenſtande der Verachtung zu machen.

Das Verächtliche der Geſinnung durch körperliche Mißgeſtalt zu verſinnlichen, iſt auch nach den Begriffen unſrer Zeit zweckmäßig, und unzählige Dichter haben nach Homer von dieſem Mittel Gebrauch gemacht. In Homer's Zeitalter mußte die Wirkung noch größer ſeyn. Da wo die Schönheit und das Ebenmaaß eines ausgebildeten Körpers die Grundlage der Tüchtigkeit (ἀρετή) iſt, muß ſchwächliche Ungeſtalt Geringſchätzung zur nothwendigen Folge haben. Nun iſt aber dieſer lahme, kahl- und ſpitzköpfige, dieſer bucklige Therſites ein geſchwätziger Läſterer, ein Feind der Edelſten des Heeres, und daher auch dieſen der Verhaßteſte. Und damit wir nicht etwa, getäuſcht durch die Kühnheit, mit der er gegen den Führer der Schaaren auftritt, einen gewiſſen Muth in ihm bewundern, ſehn wir ihn ſogleich in einer Lage, die jene Täuſchung aufhebt und zerſtört. Odyſſeus ſchlägt ihn, nachdem er ihn mit harten Worten gezüchtigt hat; und Therſites nimmt die Scheltworte und Schläge, ohne Widerſtand zu leiſten, hin. Er krümmt ſich und weint. Mit dieſem Zuge iſt das Gemälde vollendet, das nun noch überdieß durch den Beifall, den das Heer, gleichſam der Chor

des Drama, dem Verfahren Ulyſſens ſchenkt, zur vollſten Genüge gerůndet wird.

Wenn nun aber dieſe Epiſode für ſich allein betrachtet, als vollendete Darſtellung eines Characters, Bewundrung verdient, ſo iſt der epiſche Dichter hierdurch doch nur zur Hålfte gerechtfertigt. Er wird es erſt dann vollkommen ſeyn, wenn gezeigt werden kann, daß dieſe epiſodiſche Schilderung nicht můſſig für ſich allein ſteht, ſondern in die Begebenheiten eingreift, und den Fortgang der Handlung unterſtützt.

Ehe ich dieſes zu zeigen verſuche, muß ich eine, durch den neuſten Erklårer der Ilias veranlaßte Bemerkung vorausſchicken. „Die ganze Scene vom Therſites, ſagt jener Gelehrte*), iſt von neuern Kunſtrichtern hart getadelt worden. — Allein wenn Homer mit hiſtoriſcher Treue ſang, wenn wirklich dieſe ganze Geſchichte, und gerade auf dieſe Art, vorgegangen war, ſo durfte ſie der hiſtoriſche Sånger nicht übergehn.“ — Er durfte ſie nicht übergehn, auch dann nicht übergehn, wenn ſie ſo můſſig und dem Ganzen ſo fremd wåre, als Klotz meinte? das heißt, der epiſche Dichter håtte gegen die Kunſt ſündigen můſſen, um nur ein gewiſſenhafter Chroniſt zu

*) Köppen in den erklårenden Anmerkungen zur Ilias. I. S. 165.

ſeyn. So ſoll Homer, ſo ſoll kein Dichter vertheigt werden*).

Um einen andern Weg zu verſuchen, werden wir den Zuſammenhang der Begebenheiten in die Augen faſſen müſſen.

Nachdem ſich Achilles von dem Heere getrennt, und Zeus der Thetis verſprochen hat, ihrem Sohne Genugthuung zu verſchaffen, ſendet er dem Agamemnon einen Traum, durch den er betrügeriſcher Weiſe zur Schlacht aufgefordert wird. Dieſer Aufforderung folgſam beſchließt Agamemnon die Geſinnung des Heeres zu prüfen. Unwillen vorgebend über die lange Dauer des Kriegs, und zum Schein auf den Ruhm der Vollendung deſſelben verzichtend, befiehlt er dem Heere ſich zur Rückkehr anzuſchicken. Der Erfolg dieſer Liſt entſpricht ſeinen Wünſchen nicht. Unbekümmert um die Schmach eines ſolchen ruhmloſen Abzuges, eilt das Heer den Schiffen zu, um dem erfreulichen Befehle Genüge zu thun. Dieſes ſieht Odyſſeus mit Schrecken; aufgefordert von Athenen

*) Wolf meint in den von Uſteri herausgegebnen Vorleſungen über die Ilias 2. Bd. S. 34. „Ein Fonds der Geſchichte ſey auch hier; aus dem Kopfe habe er dieß nicht. Die ganze Scene ſey ſehr natürlich, und ziehe die Aufmerkſamkeit auf ſich; daher der Sänger nicht zu tadeln ſey, daß er dieß nicht übergangen habe; aber die Ausmalung ſey ſein eigen.“ Wahrſcheinlich Anſichten einer frühern Zeit.

miſcht er ſich unter die bewegte Menge, ſchmeichelt den Einen ſchilt die Andern, und indem er andeutet, daß ſie wohl die wahre Meinung des Feldherrn nicht kennen möchten, treibt er ſie zu dem Verſammlungsplatze zurück, um hier beſſere Belehrung zu ſuchen. Das was ſie hier hören ſollen, beſteht darin, daß, ſtatt der gehofften Rückkehr, ein erneuerter Kampf eintreten ſoll? Wie werden ſie dieſen ſo ganz veränderten Befehl aufnehmen? Iſt es wahrſcheinlich, daß Ulyſſens hemmende Worte die Aufwallungen der Freude in den Gemüthern der Menge ſo gänzlich niedergeſchlagen haben, daß ſie ſich ohne Murren dem neuen Befehle fügt, und dem Aufrufe zur Schlacht mit Freudigkeit folgt?

Hier tritt nun die Epiſode von Therſites, ſein aufrühreriſches Schmähen und ſeine Züchtigung ein. Wir wollen ſie vor der Hand zur Seite liegen laſſen, als ob ſie, wie die herrſchende Meinung geht, eben nur ein epiſodiſcher Zierrath ſey, der ohne Nachtheil der Handlung füglich übergangen werden könne.

Nachdem Therſites zur Ruhe verwieſen worden iſt, tritt Odyſſeus als Redner in der Verſammlung auf. Er erwähnt die Schmach, die dem unzeitigen Aufbruche des Heeres folgen würde, indem er zugleich in ausführlicher Erzählung an die Wunderzeichen und Weiſſagungen erinnert, welche die Einnahme der feindlichen

Stadt im zehnten Jahre verheißen haben. Bis jetzt, ſetzt er hinzu, iſt Alles in Erfüllung gegangen; harret alſo hier aus, bis wir auch das Ende geſehn, und die Stadt des Priamus erobert haben.

Als Odyſſeus dieſe Rede geendigt hat, erheben die Argiver ein lautes Geſchrei, und die Schiffe hallen wieder von dem Beifall, den die Verſammlung den Worten des Redners ſchenkt.

Nach ihm nimmt Neſtor das Wort. Scheltend erinnert er an die Bündniſſe, die man geſchloſſen, an die Eide, die man geſchworen habe, und jetzt in den Wind ſchlagen wolle. Er verlangt, daß man das Heer ſogleich in die Schlacht führe, und endigt mit Vorſchlägen zu zweckmäßiger Tactik des Heeres. Agamemnon ſtimmt ein; das Heer erhält Befehl, ſich zum Kampfe zu rüſten, und alle eilen dem Lager und ihren Hütten zu, um den erhaltnen Befehl zu erfüllen.

Hier iſt nun die Kraft der Gründe, mit denen Odyſſeus und Neſtor ihre Reden ausgeſtattet haben, keineswegs zu verkennen; aber das Wunder, auf das der Erſte ſich beruft, iſt vor langer Zeit geſchehn; die Eidſchwüre, an welche der Andre erinnert, verpflichten nur die Fürſten, nicht die Einzelnen, und gehören einer noch frühern Zeit an; auf jeden Fall können alle dieſe Gründe dem Heere nur eine Nothwendigkeit darthun, vor der Hand noch auszuhalten. Eine

ſolche Nothwendigkeit der Verpflichtung, wie zwingend ſie auch in ſittlicher Rückſicht ſeyn mag, hat nichts Erfreuliches in ſich; ſie wird drückend und niederſchlagend, wenn ſie, wie hier, an die Stelle froher Hoffnungen tritt. Voll von Unmuth war das Heer in die zweite Verſammlung gekommen; traurig und hoffnungslos würde es zu den Schiffen zurückkehren, wenn es in ihr nur Gründe und Befehle vernommen hätte.

Wir ſehen das Gegentheil. Das Heer unterwirft ſich den Gründen der Nothwendigkeit, nicht weil es muß, ſondern mit Freudigkeit. Seine Stimmung iſt verändert. Beifallruf begleitet die Rede Ulyſſens; auch der Befehl des Führers wird nicht blos befolgt, ſondern mit frohem Muthe und lautem Rufe aufgenommen.

Dieſe ſo unerwartete Veränderung in der Stimmung des Heeres ſcheint mir durch die Epiſode vermittelt zu werden, die wir vorhin übergangen haben.

In dem Augenblicke, wo das zerſtreute Heer durch Ulyſſens nicht durchaus freundliches Zureden in die Verſammlung zurückgetrieben war, erhebt ſich Therſites. Aus einer Aeußerung Ulyſſens (V. 193. vergl. 234) hat er die gehäſſige Vermuthung gezogen, Agamemnon habe das Heer auf die Probe geſtellt, um zur Beſtrafung deſſelben und zur Befriedigung eigner Habſucht Grund zu finden. Frech und mit lautem Geſchrei ſchilt

er den Führer des Heeres; von ſich und ſeinen Thaten prahlt er; die Andern nennt er Memmen, weil ſie einem ſolchen Feldherrn gehorchten; endlich fordert er ſie auf, was bei der Verſtimmung des Heeres leicht zu erlangen ſcheint, dieſen Führer zu verlaſſen und auf eigne Hand nach Hauſe zurückzukehren.

Wir haben oben geſehn, welches Bild Homer von dieſem Redner bei ſeinem Auftreten entwirft. Er iſt an Geſtalt der häßlichſte, wie an Geſinnung der verächtlichſte Mann im ganzen Heere; auch wird er von Allen gehaßt, von den Edlern, wie von den Geringern [2]).

Hierinne liegt, wie ich glaube, größtentheils die Erklärung der veränderten Geſinnung des Heeres, die, ohne dieſes unbefugte Eintreten des verachteten Mannes, nicht begreiflich wäre. Die Perſönlichkeit des Redners und das, was jeder von ihm weiß und denkt, entzieht ſeinen Worten die Kraft, und was außerdem Aufruhr erzeugt hätte, fällt, weil es Wort und That Therſitens iſt, kraftlos zu Boden. Mit dieſem Manne will keiner gemeine Sache machen.

Aber nicht blos ohne Wirkung bleibt ſein Rath; er bringt ſogar das Gegentheil von dem hervor, was er beabſichtigte. Schon vorher gehaßt und verachtet, macht ihn die Frechheit, mit der er ſich den Erſten im Heere gleichſtellt, lächerlich und widrig [2]), und die ſchmachvolle Züch-

tigung, die er erfährt und nur mit weibiſchen Thränen erwiedert, würdigt ihn zu gänzlicher Unbedeutſamkeit herab, während auf der andern Seite das Anſehn der Fürſten, denen er widerſtrebte, insbeſondre des Ulyſſes, der ihn gezüchtigt hat, eben dadurch höher ſteigt 3). Dieſes Alles wirkt nun zuſammen, den Unmuth des Heeres zu beſchwichtigen. Das vorhin erregte Verlangen nach der Rückkehr tritt zurück, und es gegen den Willen der Fürſten zu befriedigen, ſcheint der leicht beweglichen Menge verächtlich, nachdem der ſo tief herabgewürdigte, mißgeſtaltete Therſites dazu gerathen hat. Andre Gefühle ſind jetzt aufgeregt, und was die Gemüther gegen die Anforderungen der zunächſt auftretenden Redner zu verſchließen beabſichtigte, macht ſie ihnen ſchon zum Voraus geneigt 4).

Das Ergebniß dieſer Unterſuchung iſt alſo das Gegentheil von dem, was K ö p p e n gefunden zu haben glaubt. Mir ſcheint die Scene des Therſites die Haupthandlung, das Unternehmen der Schlacht, weſentlich zu befördern; ihm ſcheint es, daß ſie ihr ein nicht unbeträchtliches Hinderniß in den Weg lege. Ein ſolches Hinderniß aber iſt nur in dem böſen Willen und der Abſicht des Therſites zu finden, welcher der Erfolg nicht zuſagt, und der Widerſpruch, der ſich zwiſchen beiden findet, iſt, nach meinem Ge-

fühle, die größte Empfehlung und die vollkommenſte Rechtfertigung dieſes Zwiſchenſpieles.

Ob nun die Sache ſich wirklich ſo zugetragen habe, oder ob ſie reine Erfindung ſey, ſcheint mir vollkommen gleichgültig. Im erſtern Falle iſt die Wahrheit mit poetiſcher Weisheit benutzt; im andern iſt ſie ein wohlerfundenes Glied für den Zuſammenhang der Begebenheiten. In dem einen wie in dem andern hat der Dichter ſeine Pflicht auf das vollkommenſte erfüllt.

* *

Die hier von uns gegebene Anſicht wurde kurze Zeit nach der Erſcheinung des obigen Aufſatzes von einem gelehrten Schulmanne zum Gegenſtande eines Programmes gemacht 5), in welchem er ganz richtig bemerkt, daß in dem Heere der Achäer ein doppeltes Gefühl habe beſiegt werden müſſen, der Unwille gegen Agamemnon, und die Sehnſucht nach dem Vaterlande. Jener werde nun allerdings durch das Auftreten und die Schmähungen des verachteten Schreiers niedergeſchlagen; dieſe werde durch Ulyſſens Rede zurückgedrängt. Auf dieſen Punkt hätte ich nicht Gewicht genug gelegt.

Ich habe indeß die Wirkſamkeit dieſer Rede, ſo wie deſſen was der Pyliſche Greis ſagt, nicht verkannt; nur ſchien es mir nicht nothwendig

bei dem zu verweilen, was ſo deutlich in die Augen fällt, während die mißkannte und mißgedeutete Erſcheinung des Therſites eine genauere Betrachtung forderte.

Meine Meinung über die Wirkung von Therſitens frechem Auftreten zu unterſtützen, erinnert derſelbe Gelehrte an das, was von den Karthaginenſern erzählt wird, daß ſie Hannibal's Rath, Rom von neuem mit Antiochus Hülfe zu bekriegen, aus Haß gegen den Rathgeber verworfen hätten (Corn. Nep. Vit. Hannib. c. 8.). Ein treffenderes Beiſpiel hätte, wie *Lange* erinnert*), in dem angeführt werden können, was Aeſchines (Or. c. Timarch. p. 173. ed. R.) von den Lacedämoniern erwähnt[6]; und das noch treffendere aus *Plutarch* (Vita Bruti c. 39.), welcher erzählt, daß bei Philippi der Entſchluß, die Schlacht zu liefern, dadurch gefördert wurde, daß Atellius, aus einem Grunde, welcher Feigheit verrieth, zum Aufſchub gerathen hatte[7].

---

*) S. A. G. Langii Silvulae Portenses in Becks Actis Semin. reg. Vol. II. 1. p. 175. und in deſſen von K. G. Jacob herausgegebnen Reden und Abhandlungen S. 106. f.

Anmerkungen.

1) Die Alten fragten, wie es ſcheint, nicht ſo-wohl, warum die Epiſode an dieſer Stelle ſtehe, als vielmehr, warum überhaupt der verächtliche Ther-ſites in das Epos eingeflochten ſey. Die Antwort, die Euſtathius (*Il. β.* 212. p. 203, 43) auf dieſe Frage gibt, iſt nicht ſehr befriedigend. Homer, ſagt er, habe dieſe Epiſode eingeſchaltet, um zu zeigen, daß es nicht eben etwas Neues ſey, wenn ſich unter einer Menge gebildeter Leute auch einige ungezogne und Frevler fänden.

Da in unſern mythologiſchen Hand- und Wör-terbüchern die Geſchichte des Therſites ziemlich ober-flächlich behandelt, ja faſt übergangen iſt, ſo will ich hier das, was die Alten von ihm melden, zuſam-menſtellen. Seiner Abkunft nach war er ein Aetolier und von dem edlen Geſchlechte des Portheus (*Il. ξ.*

115) welchen Andre Porthaon nennen (Apollodor. I. 7. 7. Pausan. IV. 35, 1.), eines Königs von Kalydon. Portheus hatte drei Söhne, Agrius, Melas und Oeneus (nach Apollodor. I. 7, 10. noch zwei mehr); von denen der Dritte des Tydeus Vater und des Diomedes Großvater war; Agrius aber den Therſites zeugte (*Ιλ.* ξ. 115—118. Eustath. ad *Ιλ.* β. p. 204. 6. Tzetza im Scholion zu Posthom. v. 172.). Die Alten, welche in den Namen gern Vorbedeutungen ſuchten, oder dieſe nach dem Character und den Handlungen ihrer Träger hineinlegten, leiteten den des Therſites bald von θέρω und dem ätoliſchen Futuro θέρσω ab, weil er ſo ungeſtüm, heiß und vorlaut (θερμὸς καὶ προπετής) war; bald von θέρσος, äoliſch ſo viel als θάρσος, und dieſes nach dem Gegenſatze (κατ' ἀντίφρασιν), weil er nicht kühn (εὔτολμος) ſondern feig und frech (θρασύδειλος) geweſen ſey. (Eustath. *Ιλ.* β. p. 213. 11. Etymol. M. p. 405, 22.). Als Angehöriger eines der edelſten Geſchlechter war er mit den Jägern des Kalydoniſchen Ebers ausgezogen; weil er aber Feigheit bewieſen, ſtürzte ihn Meleager von einem Felſen herab, woher ihm eben jene Verunſtaltung

gekommen ſeyn ſoll, welche Homer beſchreibt. Den Alten (τοῖς παλαιοῖς) mißfiel aber dieſe Dichtung, ſo wie die ganze Genealogie, indem ſie zu bedenken gaben, ob ihn wohl Ulyſſes geſchlagen haben würde, wenn er ſo edler Abkunft geweſen wäre, oder ob Diomedes die Mißhandlung eines ſo nahen Verwandten geduldet hätte (Eustath. Ιλ. p. 204 und 213, 5.). Auch wird er vom Apollodor (I. 8, 2. Vergl. Hygin. Fab. 173.) nicht unter den andern Edeln genannt, die zu der Jagd berufen waren *). Andre meinten — wie denn das Geſchlecht der griechiſchen Ausleger niemals müde wird, wenn einmal eine Frage angeregt iſt, Löſungen zu erſinnen — der Dichter habe es auf Rache an einem ſeiner eignen Vormünder abgeſehn, welcher Therſites geheißen, und in der Verwaltung ſeines Vermögens Unredlichkeit bewieſen habe, daher er denn durch die hier

---

*) Libanius, der dem Therſites eine Lobrede gewidmet hat (Tom. IV. p. 942—948), benutzt natürlich Alles, was Jenem vortheilhaft iſt. Die edle Abkunft ſteht voran; dann folgt die Theilnahme an der Jagd. Nach dieſer habe Krankheit ſeinen Leib geſchwächt, ſein Geiſt aber ſey ſtark geblieben, daher er denn auch freiwillig, und ohne durch einen Eid gebunden zu ſeyn, mit nach Troja gezogen ſey.

von Homer gemachte Schilderung der Nachwelt als ein ſchlechter und ſchändlicher Mann überliefert ſey. In entgegengeſetzter Abſicht habe der Dichter aber auch an mehrern Stellen die Namen befreundeter Männer eingeflochten, und ihnen dadurch ein ehrendes Andenken aufbewahrt.

Diejenigen, welche an der königlichen Abſtammung feſt hielten, erzählen auch Folgendes: „Agrius hatte ſechs Söhne, von denen Therſites der älteſte war. Dieſe entriſſen dem Oeneus, ihrem Oheim, die Herrſchaft, um ſie ihrem Vater zu geben; Oeneus aber wurde von ihnen gefangen gehalten. Als nun Diomedes, des Tydeus Sohn, aus Argos nach Aetolien kam, erſchlug er die Söhne des Agrius alle, den Therſites und Oncheſtus ausgenommen, die nach dem Peloponnes entflohen waren, und führte den Oeneus mit ſich in den Peloponnes. Hier wurde dieſer in einem Hinterhalte von den Söhnen des Agrius überfallen und getödet. (Apollodor. I. 8, 6. wo Heyne nachzuſehn. Vergl. Stürz ad Pherecydis Fragm. p. 168. f.)

Dieſe Geſchichten machten den Inhalt des Eu-

ripideiſchen Oeneus aus (Schol. Aristoph. Acharn. v. 417. Euripid. Fragm. Tom. IX. p. 238. ed. Matth.).

So wie in den homeriſchen Gedichten der Name des Therſites nicht wieder erſcheint, ſo wird er auch von den Dichtern der claſſiſchen Zeit kaum erwähnt. Nur Sophokles gedenkt ſeiner mit Einem Worte, indem er den Philoktet (439) nach dem Leben der edelſten und ſchlechteſten des griechiſchen Heeres fragen läßt (S. Hermann und Wunder zu v. 440.). Unter den letzten verſteht er den Therſites.

Dagegen fanden die Fortſetzer der Iliſchen Geſchichten bei der Hülfleiſtung der Amazonen Gelegenheit, ihn in die Handlung einzuflechten. Unter dieſen war der älteſte der Verfaſſer der Aethiopis, der Mileſiſche Arktinus, welcher im erſten Buche erzählte, daß, nachdem Achilles die Königin der Amazonen getödtet, Therſites ihm mit ſchmähenden Worten Liebe zu ihr vorgeworfen habe. Hierauf habe ihn Achilles getödtet, und unter den Achäern ſey wegen dieſes Mordes Aufruhr entſtanden. Im 2ten Buche hatte derſelbe erzählt, Achilles ſey in Lesbos durch Ulyſſes von der Blutſchuld gereinigt

worden. Nähere Umſtände werden in dem trocknen Berichte des Proklus nicht gemeldet.

Spätere, denen der einfache Tod des Läſterers nicht genügte, ſchmückten die alte Sage durch den Zuſatz neuer Züge ſchmählicher Verachtung aus. So dichtet Quintus (I. 671—823), Achilles, als er die Schönheit der von ihm getödeten Pentheſilea wahrgenommen, habe Reue gefühlt, ſie nicht vielmehr als ſeine Gattin mit ſich in die Heimath geführt zu haben, und ſein Schmerz ſey nicht geringer geweſen, als bei Patroklus Tode. Da habe ihn Therſites geſcholten, und ihm den Hang zu den Weibern vorgeworfen; worauf Achilles ihn mit der Fauſt auf die Backen und an das Ohr geſchlagen. Er fällt todt nieder. Die Achäer freuen ſich der That, den Diomedes ausgenommen, der den Mord des nahen Verwandten an dem Peliden rächen will, von den Andern aber zurückgehalten wird*). Der nichtswürdige

*) Mit dieſer Erzählung ſtimmt Tzetza in den Posthomericis v. 172. überein, ausgenommen, daß bei ihm Diomedes, im Zorne wegen des Therſites, die noch athmende Pentheſilea in den Skamander wirft, wo ſie den Geiſt aufgibt. Gleiches von der Amazonin und dem Diomedes erzählt, aber mit Uebergehung

Therſites wird fern vom Lager begraben (νόσφι δὲ Θερσίταο λυγρὸν δέμας οὐτιδανοῖο θάψαντες).

Den Läſterungen, durch die Therſites den Tod verſchuldet hatte, fügten Andre thätige Mißhandlung der getödteten Amazonin bei. So war, nach Lykophron (v. 999), bei Pentheſileas Tode das getroffene Auge (ὀφθαλμὸς τυπείς) die Urſache, daß der affengeſtaltete Aetolier (πιθηκόμορφος Αἰτωλός) getödet wurde. Die Ausleger ſchwanken hier, weſſen Auge gemeint ſey, ob das von den Reizen der Sterbenden getroffne Auge des Peliden, oder das der Pentheſilea. Euſtathius, welcher (Ιλ. β. p. 208, 2. Vergl. p. 206, 6.) Lykophron's Verſe vor Augen hatte, übergeht den zweideutigen Ausdruck mit Stillſchweigen, nur das erwähnend, was die νεωτέρα ἱστορία von Therſites ſchmählichem Tode erzählte*); der Scholiaſt des Sophokles aber (Philoct. v. 439.) ſagt, ohne ſeine Quelle zu

des Therſites, Teucer beim Malala Chronogr. V. p. 127. ed. Dind. Auch Tryphiodorus v. 33—39. erwähnt den Therſites nicht, läßt aber die Pentheſilea, die beim Quintus den Troern übergeben, und von dieſen feierlich beerdigt wird, vom Achilles begraben.

*) Der Artikel der Eudocia vom Therſites p. 226. f. iſt aus dem Euſtathius genommen.

Staatliche Bibliothek Bamberg

nennen, Therſites habe der Todten den Speer in das Aug geſtoßen*); Andre, er habe ihr die Augen ausgeriſſen (*ἐξώρυξεν αὐτῆς τοὺς ὀφθαλμοὺς λαθών.* Tzetza ad Lycophr. v. 999.); Sagen, welche Tzetza, als von Unwiſſenden entſprungen, verwirft.

---

*) Hier heißt es nach der gewöhnlichen Lesart vom Achilles: *λέγεται καὶ μετὰ θάνατον ἐρασθῆναι αὐτῆς.* Bei Neue aber: *ἐλέγετο γὰρ καὶ μετὰ θάνατον ἐρασθεὶς αὐτῆς συνεληλυθέναι.* So ſagt auch Tzetza, die Läſterung des Therſites *κατ' Ἀχιλλέως* habe darinne beſtanden, *ὡς δῆθεν ἐρῶντος συγγενέσθαι νεκρῇ τῇ Πενθεσιλείᾳ.* Dieſes habe er erdichtet: *συμπλάττων καὶ λέγων μίξεις ἀθέσμους καὶ ἔρωτας.* Servius berichtet von einer Sage, die den Mittelweg einſchlägt: Penthesilea — quae ab Achille occisa et mortua adamata est: ut nonnulli vero adserunt, cum Achille concubuit, et ex eo Caystrum filium edidit, ex quo flumen Lydiae ita appellatur. (Vergl. Eustath. ad *Ιλ. β.* 460. p. 254, 25.). Auf die ſchlimmere Deutung ſpielt Libanius in dem *ψόγος Ἀχιλλέως* (Tom. IV. p. 967, 7.) an, wo dem Peliden ſeine Unenthaltſamkeit vorgeworfen wird: *οὗτος γάρ ἐστιν ὁ τῆς Ἀμαζόνος μετὰ τὸν φόνον ἐρῶν, καὶ τῇ Πενθεσιλείᾳ κειμένῃ ἐπιχυθείς.* Es mag hier bemerkt werden, daß auf einem Gemälde des Panänus im Tempel des Zeus zu Olympia, Achilles vorgeſtellt war, wie er die ſterbende Pentheſilea ſtützt (*ἀνέχων*) Pausan. V. 10, 11. eine Vorſtellung, die auf mehrern alten Werken gefunden wird, bei denen vielleicht jenes Gemälde das Original war, wie Raoul-Rochette wahrſcheinlich macht (Monum. inédits. Achilléide. p. 102. not. 8.). In Verbindung mit Paris und mit einem Pantherfelle auf den Schultern, war ſie zu Delphi auf dem Wandgemälde des Polignotus, und ebendaſelbſt Therſites im Würfelſpiele mit Palamedes begriffen, vorgeſtellt. Pausan. X. 31, 1 und 8.

Auch der Bühne war Therſites nicht fremd. Aus dem Θερσίτης des Chäremon führt Suidas (Tom. II. p. 770.) einen Vers an, den er an einer andern Stelle (Tom. III. p. 532.) ohne Namen anführt; Athenäus aber (XIII. p. 612. F.) dem Tragiker Ariſtarchus beilegt*). Mit Wahrſcheinlichkeit vermuthet Heeren (ad Stobae. Ecl. I. 7. 7. p. 196.), daß jener Θερσίτης und der Ἀχιλλεὺς Θερσιτοκτόνος des Chäremon, dem beim Stobäus a. a. O. der Vers: τύχη τὰ θνητῶν πράγματ', οὐκ εὐβουλία. in dem am Rande befindlichen Lemma beigelegt wird, ein und daſſelbe Stück geweſen ſeyn möchte**). Fabrizius (Bibl. Gr. T. II. p. 292.) trennt den Ἀχιλλεὺς von dem Θερσιτοκτόνος, und dieſen von dem Θερσίτης, wo wenigſtens das erſte entſchieden unrichtig iſt; ſo wie er auch darinne irrt, daß die Titel der von ihm angeführten Stücke des Chäremon beim Suidas und Athenäus zu finden wären. Keiner von beiden kennt den Ἀχιλλεὺς Θερσιτοκτό-

*) Dieſer Vers: ὡς (oder τάδ') οὐχ ὑπάρχων, ἀλλὰ τιμωρούμενος wurde ſprichwörtlich gebraucht, daher er bei mehr als einem Dichter vorkommen konnte. S. Schweigh. ad Athen. Vol. VII. p. 323.

**) S. Heeren. Comment. de fontibus Eclog. Pars II. 2. p. 148.

νος, ſo wenig als er in dem Artikel Χαιρήμων der Eudocia p. 436. genannt wird.

2) Il. β. 222. τῷ δ' ἄρ' Ἀχαιοὶ ἐκπάγλως κοτέοντο, νεμέσσηθέν τ' ἐνὶ θυμῷ. Hierbei bemerkt Euſtathius p. 208, 33. die Achäer wären ihren Königen ſo ergeben geweſen (φιλοβασιλεῖς), daß, ob ſie gleich jetzt Urſache gehabt hätten, wegen der Probe, auf die Agamemnon ſie geſtellt, und wegen der Hemmung der Rückkehr Unmuth gegen ihn zu hegen, ſie doch vielmehr dem Aufwiegler gezürnt hätten.

Einiges in der Rede des Therſites war aus der Rede Achills herüber genommen, wie Euſtathius p. 209. bemerkt, mit dem Zuſatze, man könne hier ſehen, wie groß der Unterſchied der Wirkung ſey, wenn ein ruhmloſer Therſites und ein ſo hochgeachteter Mann wie Achilles daſſelbe ſage*). Auf die

---

*) Dieſe Worte ſind vielleicht auf das zu beziehen, was Libanius in der Lobrede auf den Therſites Tom. IV. p. 946. 5. ſagt: παρελθὼν μάλα ἀξίοις τοῦ γένους ἐχρήσατο λόγοις, τὴν φιλοχρηματίαν εὐθὺς προφέρων, ὃ καὶ παρ' Ἀχιλλέως εἰς αὐτὸν (τὸν Ἀγαμέμνονα) εἴρητο πρότερον. Καί τοι πῶς οὐ δεινὸν, ὅταν μὲν Ἀχιλλεὺς λέγῃ, μὴ εἶναι τὸν λόγον ἀνόητον, ὅταν δὲ ἕτερος; So iſt dieſe Stelle zu ſchreiben und zu interpungiren.

komiſche Prahlerei des Redenden, wenn er ſage: ὃν ἐγὼ δήσας ἀγάγω hatten, nach Euſtathius p. 209, 38., die alten Erklärer aufmerkſam gemacht, indem ſie bemerkten, er habe bei jenen Worten natürlich auf ſich gezeigt, und die Hand auf ſeine ungeſtaltete Bruſt gelegt, was nothwendig Lachen habe erregen müſſen. Auch das ſey lächerlich, daß der verachteteſte Mann im Heere V. 235. die preiswürdigen Hellenen κάκ' ἐλέγχεα nenne. Endlich als ihn Ulyſſes auf die niedrigſte Weiſe ſchilt und ſchlägt, und er beides hinnimmt und wie eine Memme weint, lachen alle, troz ihrer Kümmerniß (V. 270.): οἱ δὲ καὶ ἀχνύμενοί περ ἐπ' αὐτῷ ἡδὺ γέλασσαν.

3) Euſtathius p. 219. 10. „Siehe wie die Hellenen den Therſites haſſen, und den Odyſſeus lieben, und welche Wahrheitfreunde ſie ſind, daß ſie auch bei ihrer Bekümmerniß das Lob des Odyſſeus nicht verbergen." Die Worte des Heeres (V. 276.), daß Therſites ſich nicht wieder erkühnen werde gegen die Könige zu hadern, deuteten die Alten ſo, daß der Dichter hierdurch ankündige, er werde des Therſites nicht weiter Erwähnung thun, als eines untauglichen und ſeiner Poeſie nicht angemeſſenen Mannes, da

es ſeine Abſicht nicht ſey zu ſcherzen und häufig Lachen zu erregen. Darum ſchlage ihn auch Ulyſſes gleich jetzt, obgleich ſeine Drohungen (V. 258—264) erſt auf künftigen Frevel gerichtet ſind. Denn da Therſites nicht wieder ſprechen werde, ſo würde er auch keine Schläge bekommen; geſchlagen aber müſſe der Schwätzer jetzt werden, damit keine Art von Schmach ihm fehle weder in Worten noch in Thaten.

4) Euſtathius p. 216, 29. „Man muß beachten, welchen Umſchwung die Dinge aus einem Zuſtande in den andern genommen haben. Dieſelben Menſchen, welche kurz vorher aus Verlangen nach der Rückkehr niedergeſchlagen und unmuthig waren, hören nicht blos auf zu trauern, und vergeſſen die Rückkehr, ſondern lachen ſogar; ja, ſie lachen nicht blos, ſondern lachen behaglich (ἡδὺ γελῶσιν) . . . . Bei eintretendem Lachen aber, iſt nirgend mehr Unmuth und Niedergeſchlagenheit."

5) De Homeri Thersite temere Graecos Agamemnoni reconciliante. Diss. auct. J. F. Schaarschmidio. Gubenae. 1791. 8. In dieſer Schrift wird p. 28. gut bemerkt, daß ſchon Dionys von

Halik, (Ars Rhet. c. XI. 8. p. 408.) wohl eingeſehen habe, wie Homer das gegen Agamemnon wegen der Behandlung Achills übelgeſtimmte Heer durch die Beſchaffenheit ſeines unberufenen Fürſprechers anders ſtimmen laſſe: ἠθέλησε λῦσαι τὰ ὑπὲρ Ἀχιλλέως δίκαια· ἀνέστησεν οὖν αὐτῷ συνήγορον ἐπίφθονον, γελοῖον, ἵν' ἐν τῇ τοῦ συνηγόρου κακίᾳ ἀφανισθῇ τὸ δίκαιον τοῦ πράγματος.

6) Uebereinſtimmender als Aeſchines mit dem von uns behandelten Falle erzählt Plutarch (πολιτικὰ παραγγέλματα c. 4. T. II. p. 801. B. C.), „als einſt zu Lacedämon ein gewiſſer Demoſthenes, ein ausgelaßner Mann, einen paſſenden Rath gegeben, habe das Volk ihn verworfen, die Ephoren aber hätten einen der Alten ausgelooßt und ihm befohlen, denſelben Rath zu wiederholen, um dem Volke annehmlicher zu werden.“ Ausführlicher, aber abweichend von beiden erzählt Gellius (N. A. XVIII. 3.) dieſelbe Geſchichte. Auch bei ihm tritt ein dem homeriſchen Therſites in ſittlicher Rückſicht ähnlicher Mann auf: turpitudine pristinae vitae defamatissimus, sed lingua tunc atque facundia nimium quantum praestabilis; faſt wie beim Sophokles (Phi-

loct. 439.) in der Characteriſtik des Therſites: ἀναξίου μὲν φωτός — γλώσσῃ δὲ δεινοῦ καὶ σοφοῦ. Sein Rath wird von der Menge gebilligt. Da tritt ein weiſer Mann warnend auf: quaenam, inquit, ratio, aut quae tandem spes erit, urbem hanc et hanc remp. salvam inexpugnabilemque esse diutius posse, si hujuscemodi ante actae vitae hominibus consiliariis utemur? Quod si proba ista haec et honesta sententia est, quaeso vos, non sinamus eandem dehonestari turpissimi auctoris contagio.

7) Caſſius war wegen unglücklicher Vorbedeutungen und weil das Heer der Patrioten noch nicht hinlänglich gerüſtet ſchien, für den Aufſchub der Schlacht; Brutus verlangte ſchnelle Entſcheidung, und mit ihm ſtimmten auch viele von Caſſius Freunden. Von Brutus Freunden war Atellius der einzige, welcher den Winter abzuwarten rieth. Als nun Brutus fragte: worinne er nach dem Jahre gebeſſert zu ſeyn glaube? antwortete er: „wenigſtens werde ich ſo viel länger leben.“ Dieß mißfiel dem Caſſius und auch den Andern ſo ſehr, daß man beſchloß die Schlacht den folgenden Tag zu liefern.

5. Ueber den Kottabus.

nach Athenäus.

Da unſer Muſeum*) beſtimmt iſt, die Ueberbleibſel des attiſchen Alterthums in ſich aufzunehmen, ſo wird es wohl geſtattet ſeyn, auch einer Kleinigkeit einen Winkel darinne anzuweiſen.

Wenn man einmal für einen Gegenſtand Intereſſe gewonnen hat, ſo bekommen auch die geringfügigen Dinge, die ſich auf ihn beziehn, einen gewiſſen Werth. Wie viel würden wir nicht darum geben, wenn wir uns einmal in das alte Athen verſetzen, und das rege Leben ſeiner Einwohner auch bei ihren Zeitvertreiben und Spielen beobachten könnten! Gewiß würden wir dann nicht bloß die Pnyx, die Akropolis, das Odeum und den Keramikus, ſondern auch die Leſchen und Skirapheen beſuchen.

Dieſer Genuß iſt uns nun freilich verſagt; und ſelbſt die Nachrichten über eine große Menge

*) Dieſer Aufſatz erſchien zuerſt in Wieland's attiſchem Muſeum 3ten Bandes 3tes Heft. im J. 1800.

der intereſſanteſten Gegenſtände ſind uns nur ſtückweis und zerſtreut, meiſt nur aus der dritten oder vierten Hand zugekommen. Alle Werke der neuen attiſchen Komödie, eine der vornehmſten Quellen zur Kenntniß des Privatlebens der Athenienſer, ſind untergegangen; und doch müſſen wir es bei dieſem, in mehr als einer Rückſicht ſchmerzlichen Verluſte noch für ein Glück erkennen, daß uns der Zufall wenigſtens den Fürſten der alten Komödie, den unvergleichlichen Ariſtophanes, in einer kleinen Anzahl ſeiner Werke zu genießen gegönnt hat.

Der Fleiß der griechiſchen Grammatiker, die noch im Beſitze vieler jener Schätze waren, und noch etwas mehr als die Formen der Wörter daraus erläuterten, hat nicht ſelten die Eigenthümlichkeiten des alten Lebens aus den Bruchſtücken der untergegangenen Komiker zu erklären geſucht; und da das ganze Panorama unwiederbringlich verloren iſt, ſo müſſen wir ſchon mit den armen Reſten deſſelben zufrieden ſeyn. So hat uns Athenäus im funfzehnten Buche ſeines grammatiſchen Gaſtmahls eine Sammlung ſolcher Fragmente über ein beliebtes Spiel der athenienſiſchen Jugend, den Kottabus, aufbewahrt; und ſie ſind es, die wir hier, nebſt den Erläuterungen, welche der Sammler hinzugefügt hat, in einer ſo viel möglich getreuen Ueberſetzung mittheilen.

Eine Abhandlung über den Kottabus nach neuem Zuſchnitte darf man alſo hier nicht erwarten. Sie würde auch überflüſſig ſeyn, nachdem ein verdienter Forſcher dieſen Gegenſtand mit Gelehrſamkeit und Sorgfalt behandelt hat*). Auf ihn werd' ich mich, was den Sinn einzelner Ausdrücke und die verſchiedenen Arten des Spiels betrifft, getroſt berufen können; ja, meine Arbeit würde durch die ſeinige ganz unnütz gemacht worden ſeyn, wenn er den einzelnen Bruchſtücken, die mich am meiſten bei dieſer Unterſuchung gereizt haben, eben ſo vielen Fleiß gewidmet hätte als der Erläuterung des Spiels.

Der griechiſche Philolog berichtet alſo (XV. p. 666. B.) folgendermaaßen:

„Der Kottabus iſt ein Sikeliſches Spiel, eine Erfindung der Sikuler [1]), wie Kritias des Kalläſchrus Sohn, in ſeinen Elegien ſagt:

Kottabos, den als Ziel für der Latage Bogen wir ſtellen,
Stammt, ein herrliches Werk aus dem Sikeliſchen Land.

Dikäarchus aber der Meſſenier, des Ariſtoteles Schüler, ſagt in ſeiner Schrift über den Alkäus [2]), auch Latage ſey ein Sikeliſches Wort. Die Latage aber iſt die in dem ausgetrunkenen Becher übrig gebliebene Neige, welche

*) Groddek's Antiquariſche Verſuche. 1ſte Samml. Lemberg. 1800. 8.

die Spielenden mit zuſammengezogner Hand von oben her in das Gefäß Kottabeon warfen 3). Klitarchus aber in der Abhandlung über die Gloſſen 4) ſagt, Latage heiße bei den Theſſaliern und Rhodiern der Kottabus aus den Bechern.

Kottabus wurde aber auch der den Siegern ausgeſetzte Preis beim Trinkgelage genannt, wie Euripides bezeugt, wenn er im Oeneus alſo ſpricht:

Mit des Bacchus vielen Wurfgeſchoſſen zielten ſie
Nach des Greiſen Haupt, und ich, hierzu beſtellt, verlieh
Dem Treffenden des Sieges Preis, den Kottabus 5).

Kottabus wurde aber auch das Gefäß genannt, in welches man die Latage ſchleuderte, wie Kratinus in der Nemeſis zeigt 6). — Plato lehrt in dem gemißhandelten Zeus, daß der Kottabus eine Art von Spiel beim Trunke war, wo die Fehlwerfenden auch die kleinen Geräthſchaften einbüßten 7). Er ſpricht folgendermaaßen:

A. Wenn ihr die Zeit euch mit dem Kottabus vertriebt,
Indeß ich drinn die Mahlzeit ſchaffe, wär's mir lieb.
B. Gut! Doch auf welche Art denn? A. In den Mörſer. B. Gut!
Bring uns zum Spiel den Mörſer; hole Waſſer her;
Setz Becher auf! — Wir ſpielen doch um Küſſe? Nicht?

A. * * * * * * * * Ein ſchlechtes Spiel
Erlaub' ich nicht. Hier dieſes ſetz' ich aus zum Preis
Für euch: die Schuhe ſetz' ich, die ſie ſelber trägt,
Und dieß dein Näpfchen. B. Ei, Potztauſend, das verſpricht,
Wie's ſcheint, ein Kampfſpiel, größer als das Iſthmiſche [8]).

Es gibt auch gewiſſe Arten von Kottabus, welche die herabhängenden heißen. Dieſes ſind Leuchter-Dillen (Lychnia), welche auf- und abſteigen [9]). Eubulus im Bellerophontes:

Wenn mich doch Einer unten faßte bei dem Bein!
Denn wie ein Kottabéum ſteig' ich himmelwärts.

Antiphanes in der Geburt der Aphrodite:

A. Da dieſen mein' ich. Du verſtand'ſt nicht. Der Kottabus
Iſt dieſer Leuchter. Merk wohl auf. Der Siegespreis
Beſteht aus Eiern, Näſcherein und Kuchenwerk.
B. Wofür denn? Närriſch! Doch ſag an, wie geht das Spiel?
A. Das ſollſt du hören. Siehſt du, wer den Kottabus
So in die Wage ſchleudert, daß ſie nieder ſinkt —
B. In welche Wage? Nennſt du ſo das Tellerchen,
Das kleine hier, das oben in der Höhe ſchwebt?
A. Ganz recht, das iſt die Wage — dieſer alſo ſiegt.
B. Und wie erkennt man dieß! A. Wenn Einer ſie berührt,
So fällt ſie auf den Manes, und ein heller Klang

Läßt ſich vernehmen. B. Ei, hat denn der Kottabus
Auch einen Diener, einen Manes, neben ſich [10])?

und etwas weiter hin?

Jetzt zeige mir, wie man den Becher faſſen muß.
A. Man muß die Finger krümmen wie beim Flötenſpiel;
Dann etwas Wein einſchütten; wenig; gar nicht viel;
Und dann es ſchleudern. B. Wie denn? A. Sieh hierher, auf mich!
So! — Siehſt du? B. O Poſeidon! wie gewaltig hoch!
A. So wirſt du's machen. B. Aber mit der Schleuder kaum
Könnt' ich ſo weit es werfen. A. O du lernſt es ſchon.

Es muß nemlich der Kottabus mit ſtarker Krümmung der Hand zierlich geſchleudert werden, wie Dikäarchus ſagt [11]); und auch Plato in dem gemißhandelten Zeus, wo einer den Herkules ermahnt, beim Werfen des Kottabus die Hand nicht ſteif zu haben [12]). Vom Wegſchleudern des Kottabus bediente man ſich des Ausdruckes von der Ankyle (ἀπ' ἀγκύλης), weil die rechte Hand dabei gekrümmt werden muß. Doch ſagen Andre, die Ankyle ſey eine Art von Becher. Bacchylides in den Liebesgedichten:

Wenn den weißen Arm erhebend ſie den Wurf der Ankyle
Dieſen jungen Fanten ſchleudert[13].

Auch Aeſchylus erwähnt in den Knochenſammlern[14]) den ankyletiſchen Kottabus mit folgenden Worten:

Eurymachus, kein Andrer, trieb nicht weniger
Voll Uebermuth ſchmachvollen Frevel gegen mich.
Denn immer war mein Scheitel ihm der Kottabus.
Dieß war das Ziel dem ankyletiſchen Geſchoß
Von weitem her der jugendlichen Hand[15]).

Daß dem, der den Kottabus gut ſchleuderte, ein Preis ausgeſetzt war, ſagt Antiphanes in der vorigen Stelle: „denn Eier ſind es, Kuchen und Naſchwerk.“ Auf gleiche Weiſe berichtet auch Kephiſodorus im Trophonius, Kallias oder Diokles in den Kyklopen, und Hermippus in den Jamben[16]).

Den ſogenannten herabſinkenden Kottabus muß man ſich ſo denken: Es iſt ein hoher Leuchter mit dem ſogenannten Manes, auf den die herabſinkende Wagſchale fallen mußte; von da aber fiel ſie von dem Kottabus getroffen, auf ein darunter ſtehendes Waſſerbecken[17]). Bei dieſem Wurfe ward eine beſondere Geſchicklichkeit der Hand gefordert. Den Manes erwähnt Nikochares in den Lakoniern.

Eine andre Art des Spiels iſt die auf dem Waſſerbecken (ἐν λεκάνῃ). Das Becken

wird mit Waſſer gefüllt, und auf ihm ſchwimmen leere Näpfchen, gegen die man die Neige (Latage) aus Bechern ſchleuderte, und ſie ſo zu verſenken ſuchte. Den Preis des Kottabus aber erhielt der, welcher die meiſten verſenkte. Amipſias in den Kottabusſpielern:

Du, Mánia *), bring uns Näpfchen ſammt den Bechern her,
Und auch die Schüſſel; aber gieße Waſſer ein.

Kratinus in der Nemeſis: „Preiſe ordnend dem Kottabus, werft nach der Väter Satzungen die Näpf' in die Fluth; dem, der die meiſten trifft, geb' ich des Glückes Preis" 18). Ariſtophanes in den Schmauſenden:

Ich kenne das recht wohl. Es iſt das kottabeïſche Erz dieß.
Jetzt ſetze den Preis und die Myrten auf 19).

Hermippus in den Parzen:

Ab iſt es geworfen das weiche Gewand;
Einen Thorax neſtelt ein jeder ſich an,
Und es ſchmiegt um die Knöchel der Stiefel ſich feſt.
Niemand liebt jetzt noch den weichlichen Schuh.
Achtlos ſiehſt du des Kottabus Stab dort
Rollen im Spreuwuſt; es vernimmt nicht mehr
Manes von geſchleudertem Weine den Klang.
An den Angeln der Hofthür
Siehſt du die Schale der Wage verſchmäht jetzt
In dem Schmutze des Kehrig's 20).

*) Name der Sclavin.

In dem Linus ſagt Achäus, wo er von den Satyrn ſpricht:

Beim Schleudern, Werfen, Beugen — o was nannten ſie
Nicht Alles! ſchön iſt, Herakles, der Latax doch[21])!

Wenn es hier heißt „ſie nannten", ſo bezieht ſich dieß darauf, daß ſie der Geliebten gedachten, und in Beziehung auf dieſe den ſogenannten Kottabus auswarfen. Deshalb nennt auch Sophokles im Inachus die geſchleuderte Neige (Latax) aphrodiſiſch:

Sieh die aphrodiſiſche
Ausländiſche Latax ſchaut herein in jedes Haus[22]).

und Euripides im Pliſthenes:

Und viel Getös vom Kottabos der Kypris tönt
Im Haus ein harmonirend Lied.

und Kallimachus ſagt:

Mancher der Trinkenden warf, den Akontios liebend, zur Erde
Sikela's ſchallendes Naß aus dem geleerten Pokal[23]).

Es gab aber auch noch eine andre Art von Kottabien, die bei den Nachtfeſten üblich war, und vom Kallippus in der Pannychis[24]) mit dieſen Worten erwähnt wird:

Es ſoll, wer wachend aushält, als Kottábion
Den Waizenkuchen haben; und auch eine der
Hier Gegenwärt'gen küſſen, die er ſelber will.

Es gab aber auch gewiſſe kleine Kuchen bei

den Nachtfeſten, wo ſie lange tanzend durchwachten, und dieſe Kuchen wurden damals Chariſien genannt von der Freude (Chara) derer, die ſie empfingen. Ihrer gedenkt Eubulus im Ankylion, wo er ſagt:

Die Siegespreiſe knetet ſie ſchon längſt.

und weiter hin:

den Chariſios einzukneten war ich juſt
Hinausgeſprungen [26]).

Daß aber auch ein Kuß als Preis galt, ſagt Eubulus weiter hin:

Wohlan, ihr Frau'n, jetzt werdet ihr die ganze Nacht
Mit muntern Tanz des Knäblein's Namenstag begehn [26]).
Zum Siegespreiſe ſetz' ich hier drei Bänder aus,
Fünf Aepfel und neun Küſſe.

Daß der Kottabus bei den Sikelioten eifrig getrieben wurde, erhellt daraus, daß eigne Gebäude für dieſes Spiel eingerichtet waren [27]), wie Dikäarchus in der Schrift über den Alkäus berichtet. Nicht mit Unrecht nannte daher Kallimachus die Latax Sikeliſch. Die Latax und der Kottabus wird auch vom Dionyſius, der den Beinamen des Ehernen führt, in ſeinen Elegien folgendermaaßen erwähnt:

Jetzo ſtellen zum Dritten den Kottabus wir die Verliebten
Hier im Gymnaſium auf, Bromios naſſen Ballon.

Schließt nun all' Anweſende hier die verſchlungenen Hånde
Feſt an das Rund des Pokals; doch vor geſchleudertem Wurf
Meßt mit dem Aug' euch ſorglich den Raum an dem ſinkenden Aether
Bis zu der Stelle hinauf, welchen die Latax erreicht.

Anmerkungen.

1) Für den Sikeliſchen Urſprung des Spiels zeugt auch Anakreon beim Athenäus X. p. 427. D. *Σικελὸν κότταβον ἀγκυλίζων*, nach der Verbeſſerung eines ungenannten Gelehrten in der Jenaiſchen Litteratur-Zeitung. 1802. 2 Bd. S. 324. (ſtatt: *ἀγκύλῃ δαΐζων*.), welcher aber Theod. Bergk (Anacr. Reliqq. p. 171.) nicht beiſtimmt.

In den Worten: *μάθε παρ' ἐμοῦ ὅτι πρῶτον μὲν ἡ τῶν κοττάβων εὕρεσις Σικελική ἐστι παιδιά·* möchte ich vermuthen, daß die Worte *εὕρεσις* und *παιδιά* ihre Plätze vertauſcht haben. Mir wenigſtens ſcheint es ſchicklicher zu ſagen: „daß das Spiel des Kottabus eine Sikeliſche Erfindung iſt.“ als: „daß die Erfindung des Kottabus ein Sikeliſches

Spiel iſt''*). So heißt es beim Heſychius: κότταβος, παιδιὰ παρὰ Ἀττικοῖς ἀπὸ Σικελίας παραδοθεῖσα. und bei dem Scholiaſten zu Ariſtophanes Frieden v. 1242., welcher die Stelle des Athenäus im Auszuge gibt: κότταβος· Ἀθήναιος ἐν τῇ ιε φησὶν ὅτι Σικελική τις ἐστι παιδιά, πρώτων εὑρόντων Σικελῶν. und nach Anführung des Kalliſmachiſchen Diſtichons: Σικελὰς δὲ αὐτὰς οὐκ ἀπεικότως ὠνόμασεν, ἐπεὶ, ὡς προείπομεν, Σικελῶν τὸ εὕρημα, καὶ ἐσπούδασται σφόδρα παρ' αὐτοῖς ὁ κότταβος. Herr N. Bach, welcher (in Critiae Fragm. p. 29.) die von uns vorgeſchlagene Verſetzung billigt, verwirft die nach παιδιὰ folgenden Worte: ταύτην πρῶτον εὑρόντων Σικελῶν. ſchwerlich mit Recht. Uebrigens iſt in den Worten des Kritias der Kottabos nicht das ganze Spiel, ſondern die zu dem Spiele erforderlichen Geräthſchaften, vorzüglich der Leuchterſtock und die daran hängende Wagſchale, die auch in einem andern Bruchſtücke deſſelben Dichters (b. Athen. XIII. p. 600. E.) er=

*) Wie wir verbeſſert Th. Bergk a. a. O. p. 173. ὅτι πρῶτον μὲν ἡ τῶν κοττάβων παιδιὰ εὕρεσις Σικελική ἐστιν.

wähnt wird. Hier heißt es vom Anakreon, daß ſeine Liebe und ſein Ruhm nicht untergehn werde, ſo lange

Als noch Diener den Wein, im Pocal mit dem
Waſſer vermählet,
Hier und dorthin tragen, behend ausſpendend den
Gaſttrunk;
Und als Chöre der Frauen begehn das geheiligte
Nachtfeſt;
Oder von Bromius tropfendem Naß zu des Kot-
tabus hohem
Scheitel ſich die vom Erze geborene Wage herab-
ſenkt.

2) Ueber den Dikäarchus, einen fruchtbaren Schriftſteller und Mitſchüler Theophraſts in der Schule des Ariſtoteles, wie dieſer ſehr gelehrt (ἱστορικώτατος nach Cicero ad Attic. VI. Ep. 2. vir inprimis eruditus nach Plinius H. N. II. 65.), ſ. Aug. Buttmann de Dicaearcho. Numburgi. Er war Verfaſſer eines Werkes περὶ βίων, von welchem, aller Wahrſcheinlichkeit nach, die hier erwähnte Schrift über Alkäus ein Theil war. S. Jonsius Scr. Hist. Phil. I. 16. p. 105. Vielleicht iſt aus

derſelben eine andre, vorzüglich bedeutende Stelle von dem Kottabus (Athen. XI. p. 479. D. E.) entlehnt, die ich weiter unten an einem ſchicklichen Orte mittheilen werde. Die Wörter λάταξ und λατάγη erläutert Groddeck a. a. O. S. 252 ff.

3) Mit zuſammengezogner Hand. συνεστραμμένῃ τῇ χειρί. indem die vordern Finger mit dem Daumen zuſammen den Wein faſſen, der dann mit gekrümmter Hand nach dem Ziele geſchleudert wird. Groddeck S. 256. erklärt dieſe Worte: „mit umgewandter Hand: die rechte Hand mußte umgewandt d. h. die obere Seite derſelben nach unten, und die flache Hand nach oben zu gekehrt werden." Dieſe Bedeutung ſcheint mir in dem Worte συστρέφεσθαι nicht zu liegen. Die hier gegebene Erklärung von dem Spiele enthält nur das, was den verſchiedenen Arten deſſelben, deren Groddeck neune unterſcheidet, gemein iſt; nemlich das Schleudern der Wein-Neige nach einem gewiſſen Ziele, um durch die anklatſchende Flüſſigkeit einen bedeutungsvollen Schall hervorzubringen. Dieſes Ziel pflegte ein ehernes Gefäß zu ſeyn, das auf dem Tiſche oder auf einem Geſtelle, das einem Leuchter-

ſtocke (Lychnion) glich, aufgeſtellt, oder, wie eine Wagſchale (πλάστιγξ), aufgehenkt war, ſo daß dieſe, von dem geſchleuderten Weine getroffen, auf ein darunter ſtehendes, ehernes Becken ſank, und ein in dieſem angebrachtes Bild, Manes genannt, mit einem Schalle treffen mußte. Am deutlichſten wird die Sache auseinander geſetzt in den Scholien zu Ariſtophanes Frieden V. 1243. die, ſo wie auch die Scholien zu Lukians Lexiphanes c. 3. T. II. p. 325. ed. R., größtentheils aus dem Athenäus gezogen ſind; doch auch mit Benutzung andrer Quellen. Vergl. Pollux VI. 109. 110.

4) Klitarchus, deſſen Gloſſenwerk Athenäus häufig anführt, ein Zeitgenoſſe, vielleicht eine Perſon mit dem Begleiter Alexanders, der als Geſchichtſchreiber mehr verrufen als berühmt iſt. S. Sainte-Croix Examen p. 41. f.

5) Die Worte des Textes: κότταβος δ' ἐκαλεῖτο καὶ τὸ τιθέμενον ἆθλον τοῖς νικῶσιν ἐν τῷ πότῳ· erklärt Groddek S. 143. von dem Preiſe, den der Sieger beim W e t t ſ t r e i t e des T r i n k e n s erhielt, und vermißt dann in den folgenden Verſen des Tragikers die Beweiskraft, die in ihnen liegen ſoll.

Es iſt aber nicht nöthig, daß die Worte ἐν τῷ πότῳ jene Bedeutung haben, indem ſie, wie auch Schweighäuſer erklärt, dasjenige bezeichnen können, was beim Trinkfeſte vorging; ἆθλα κοττάβων aber könnte dann als dichteriſche Umſchreibung für κοττάβους ἆθλον ὄντα τῆς νίκης genommen werden. Indeß würden dieſe Worte auch dann keineswegs die erforderliche Klarheit haben, um als Beweis für das zu dienen, was Athenäus beweiſen will. Ich habe deshalb die von Caſaubonus vorgeſchlagne Verbeſſerung ἐγὼ τετάγμην ἆθλα κότταβον διδούς. befolgt; die auch Matthiä (Vol. IX. p. 242.) in den Text des Euripideïſchen Fragmentes aufgenommen hat. Daß übrigens dieſe Verſe aus der Beſchreibung eines Mahles genommen ſind, bei dem der alte Oeneus von den übermüthigen Söhnen des Agrius, die ihn entthront hatten, verhöhnt und gemißhandelt wurde, iſt kaum zu bezweifeln. Unter dem Haupte des Greiſen verſteht Schweighäuſer den ſogenannten Manes; dieſer aber wäre hierdurch ſehr unbeſtimmt bezeichnet. Es iſt vielmehr der Kopf des Oeneus ſelbſt, auf den die frevelnden Jünglinge den Wein aus den Bechern ſchleuderten, wie die Freyer der

Penelope, die hier dem Tragiker zum Vorbilde dienten, nach dem Haupte des Odyſſeus den Kuhfuß ſchleudern (Od. XX. 299 f.), ohne Zweifel dort wie hier, um das Maaß des Frevels voll zu machen, und die ſie erwartende Strafe als gerecht und wohlverdient zu begründen. Man vergleiche auch jene andre Scene der Odyſſee XVII. 462. und XVIII. 394. wo Antinous und Eurymachus einen Schemel nach Odyſſeus ſchleudern. Entſcheidend aber iſt für unſre Erklärung das Fragment aus den Oſtologen des Aeſchylus, von welchem ſogleich die Rede ſeyn wird.

6) Die Nemeſis des Kratinus wird weiter unten noch einmal angeführt. Ueber dieſe Komödie S. Runkel in Cratini Fragm. Lips. 1827. p. 31. ss. Nach den Worten *ἐν Νεμέσει δείκνυσιν* folgt bei dem Scholiaſten zu Ariſtophanes Frieden. 1242. *ὅτι δὲ καὶ χαλκοῦν ἦν Εὔπολις ἐν Βάπταις λέγει: χαλκῷ περὶ κοττάβῳ.* daß dieſes Gefäß von Erz war ſagt Eupolis in den Bapten: um den ehernen Kottabus. Da alles übrige in dieſem Scholion aus unſerer Stelle des Athenäus genommen iſt, ſo möchten auch wohl jene Worte aus einem vollſtändigeren Exemplare dieſes Gram-

matikers entlehnt ſeyn. Dieſer Vermuthung ſtimmt Schweighäuſer Vol. VIII. p. 15. bei. Von den Bapten ſ. Meinecke Quaest. Scen. I. p. 43 ss. Fritzsche Quaestion. Aristoph. p. 197 ss. Vergl. Th. Bergk. ebend. S. 317 f.

7) Was unter den kleinen Geräthſchaften (τῶν σκευαρίων) zu verſtehen ſey, iſt zweifelhaft. Caſaubonus hält es für die Preiſe, ſonſt Kottabia genannt, die in Kleinigkeiten beſtanden; Schweighäuſer für den Becher, aus dem die Neige geſchleudert wurde. Daß etwas von den ausgeſetzten Preiſen verſchiedenes zu verſtehen ſey, ſcheint aus dem beigefügten καὶ und ἐξίσταντο zu erhellen, welches letztere Wort wohl eher von einer Sache, die man beſitzt, und einem Andern überläßt, als von einem Preiſe, den man gewinnen ſoll, verſtanden wird; wie denn auch von Preiſen gebraucht σκευάριον nicht das angemeſſene Wort iſt. Dann aber bleibt ſchwerlich etwas Anderes übrig, als dieſes oder jenes Stück der Geräthſchaften des Spiels, wobei man vorausſetzen muß, daß die Spielenden dieſe dazu mitbrachten. Groddeck S. 275. folgt der Caſauboniſchen Erklärung, ohne ſie durch neue Gründe

zu unterſtützen. — Der gemißhandelte Zeus des Komikers Plato wird weiter unten noch einmal angeführt, wo wir erfahren, daß Herkules eine Rolle in dieſem Stücke ſpielte, und ſich im Kottabusſpiele unterweiſen ließ; wo es an komiſcher Unbehülflichkeit nicht gemangelt haben wird.

8) Das in den ältern Ausgaben ſehr verunſtaltete Fragment des Dichters habe ich in den Addit. ad Athen. p. 350. herzuſtellen verſucht. Der 2te V. iſt unmetriſch und verſtümmelt: τὸ δεῖπνον ἐσκευάσω πάνυ βούλομαι. Ich ergänzte: ἔνδον τὸ δεῖπνον σκευάσω. Der neuſte Herausgeber: τὸ δεῖπνον ἔνδον σκευάσω. V. 3. ἀλλ' ἄνεμος ἐστάλεις θυΐαν παῖ θέον. Im Att. Muſeum S. 488. ſchlug ich, mit Schweighäuſers Beiſtimmung, vor: ἀλλ' ἄγε δὸς ὡς τάχος θυείαν, παῖ, θέων. auf παῖ, θέων war auch Coraïs (bei Schweigh.) gefallen. In den Addit. a. a. O. ſchien es mir wegen der Lesart παῖς τεόν, die ſich in den Handſchriften findet, wahrſcheinlicher zu leſen: ἀλλ' ἄγε δὸς ὡς τάχιστα θυείαν παιστικήν. Hermann verbeſſert den ganzen Vers auf dieſe Weiſe: ἀλλ' ἃ νόμος ἔστ'; A. ἀλλ'

*εἰς θυσίαν παιστέον**). Der Ton des Folgenden erinnert an die Stelle der Theokritiſchen Adoniazuſen, in welcher die Hausfrau einer Dienerin Befehle gibt:

Eunon, hole das Waſſer!
Rege dich doch! ſchnell Waſſer herbei!
mit dem Waſſer zuerſt her!
Wie ſie das trägt! nu gib her!

Im 6ten V. iſt der Sinn wegen der Verſtümmelung dunkel. Doch ſieht man, daß der vorgeſchlagene Preis der Küſſe nicht angenommen werden ſoll. Der hier verworfene Preis wird auch weiter unten in den Verſen des Eubulus erwähnt, ſo wie auch in einer Stelle des Salmoneus, eines ſatyriſchen Drama's von Sophokles b. Athenäus XI. p. 487. D., in welchem der Anfang vielleicht verſchrieben iſt. Doch iſt, trotz der Unſicherheit der Wortfügung, der Sinn keinem Zweifel unterworfen:

Verliebtes Zwicken und der Küſſe lauten Schall
Setz' ich dem wackern Kottabusſpieler aus, zum Preis
Des Siegs, wenn ſichern Wurfs das ehrne Haupt
er trifft.

---

*) S. Naeke Rhein. Mus. I. 3. p. 499.

9) Was die Alten über dieſe Art des Kottabus ſagen, iſt dunkel und verworren, wahrſcheinlich, weil ſie verſchiedne Formen des Spieles vermiſchten, oder auch, weil dieſelben Geräthſchaften mit mehrerlei Namen bezeichnet wurden, deren einige das Ganze des Spiels, und dann wieder ſeine Einzelnheiten bezeichnen mußten. Die Beſchreibung des herabhängenden Kottabus in dem Scholion zu Ariſtoph. Frieden V. 1240. 1242. bei dem Scholiaſten zum Lucian Lexiphan. c. 3. und beim Pollux VI. 109—111. macht eine zwiefache Art deſſelben wahrſcheinlich. Die eine, welche an unſrer Stelle gemeint iſt, unterſchied ſich dadurch, daß ein Stab (ῥάβδος) mit einem Querholze, das einem Wagbalken (πλάστιγξ) glich, an der Decke des Zimmers aufgehangen war. An dieſem Querbalken ſchwebten eherne Schalen, wie Wagſchalen (πλάστιγγες), oder wie die Dille eines Leuchters (λυχνίον, ἐπίθεμα λυχνίου), oder wie flache Becher (κυμβεῖα), oder auch wie das Mundſtück der Trompete (κώδων). In eine dieſer Schalen mußte der geſchleuderte Wein (λάταξ) fallen, ſo daß ſie auf ein ehernes Waſſerbecken (λεκάνην) herabſank, und hier auf ein aus dem Waſſer hervor-

ragendes Bild (*Μάνης*) treffen und einen Schall hervorbringen mußte. — Bei einer zweiten Art war, wie es ſcheint, die übrige Vorrichtung nicht weſentlich verſchieden, der Stab aber war nicht an der Decke aufgehenkt, ſondern ſtand, wie ein Candelaber, der eine Leuchte trägt, auf einem Geſtelle befeſtigt. — Die hier angeführten Verſe des Eubulus, in denen der Wagbalken mit den daran hängenden Becken *κοτταβεῖον* genannt wird, weiſen auf die erſte Art hin, indem kaum zu zweifeln iſt, daß darin der auf dem Flügelroſſe zum Himmel aufſchwebende und geängſtigte Bellerophon ſpricht. Die Komödie, aus der ſie genommen ſind, war, aller Wahrſcheinlichkeit nach, eine Parodie des Euripideiſchen Bellerophon. S. Meineke Quaest. Scen. III. p. 19.

10) Dieſes Fragment des Antiphanes, von dem Athenäus einen Theil ſchon XI. p. 487. D. E. angeführt hat (Vergl. auch den Schol. Lukians Lex. c. 3. wo fälſchlich Ariſtophanes ſteht), iſt nach Toup's Verbeſſerung überſetzt (Em. in Suid. T. II. p. 472. ed. Oxon. Epist. crit. p. 47. Lips.). Ueber das zunächſt folgende deſſelben Dichters ſ. Koppiers Obss. crit. p. 32. — Manes iſt ein ſo gewöhnli-

cher Sclavenname, daß er für gleichbedeutend mit δοῦλος oder οἰκέτης gilt, woraus hier das Wortſpiel entſteht. Auf dieſe Weiſe heißt es beim Pherekrates (Athen. VI. p. 263. B.): Οὐ γὰρ ἦν τότ' οὔτε Μάνης οὔτε Σηκὶς*) οὐδενὶ Δοῦλος. Wie hier das eherne Bild, wegen des Dienſtes, den es leiſtet, Manes heißt, ſo wurde auch eine Art von Becher mit demſelben Namen genannt, Athen. XI. p. 487. C. In der oben Anm. 8. angeführten Stelle des Sophokles iſt das eherne Haupt (χάλκειον κάρα) eben das, was hier der Manes heißt.

11) Die Stelle des Dikäarchos, die auch noch mehreres, dieſes Spiel betreffende enthält, ſ. unten Anm. 26. — Die Griechen ſahen bei allen Dingen auf Schönheit, und man mußte es einem freien Manne in jeder Bewegung anſehn, daß er ſich in der Paläſtra ausgebildet hatte.

12) S. oben Anm. 7. Die Worte des Komikers ſcheinen ſo gefaßt geweſen zu ſeyn:

μὴ σκληρὰν ἔχȣ
τὴν χεῖρα μέλλων κοτταβίζειν.

---

*) S. Meineke Qu. Scen. II. p. 43. not.

wie Fritzsche de Aristoph. Daetalens. p. 97. not. verbeſſert.

13) Von der Ankyle (ἀγκύλη) und den verſchiedenen Bedeutungen des Wortes findet ſich Aehnliches beim Athenäus XI. in den Animadv. Casauboni. p. 782. in Schweigh. Ausg. Vol. IV. p. 217. Dindorf's Ausg. Vol. II. p. 1038. wo auch das Fragment des Bacchylides mit einigen kleinen Abweichungen angeführt wird. Daß in demſelben die Worte τὴν ἀπ' ἀγκύλης die von Athenäus behauptete Bedeutung des Bechers nicht liegt, hat ſchon Villebrune und Groddeck (S. 259.) richtig bemerkt. Gleiches bemerkt Neue in Bacchylidis Cei Fragmentis p. 37. den mit gekrümmter Hand verrichteten Wurf verſtehend. Uebrigens iſt darin ohne Zweifel von einem Mädchen die Rede, das unter Jünglinge gemiſcht, an dem Kottabusſpiele Theil nahm.

14) Die Knochenſammler oder Oſtologen des Aeſchylus führt Welcker in den Prometheen S. 452. auf die Geſchichte des Odyſſeus zurück, welcher in dieſem Drama den Uebermuth beſchreibt, den die Freier an ihm ausgelaſſen, und bringt damit ein anderes Fragment (Athen. I. p. 17. C.), welches

ohne Grund den Ἀργείοις zugetheilt, beſtimmt aber von Sophokles in dem Ἀχαιῶν συλλόγῳ oder συνδείπνοις (beim Athenäus a. a. O.) nachgeahmt iſt, in Verbindung, indem er annimmt, daß es auch in dieſem zweiten Bruchſtücke der freche Eurymachus ſey, der dem Odyſſeus das Nachtgeſchirr (τὴν κάκοσμον οὐράνην) am Kopfe zerſchmettert habe. Den Titel des Stücks bezieht derſelbe Gelehrte auf den Chor, der aus Bettlern beſtanden, welche den Tiſch der Freier umlagerten, und hier die ihnen zugeworfnen Knochen auflaſen, womit ſich die von mir geäußerte Vermuthung, die Oſtologen wären ein Drama Satyricum geweſen, allerdings nicht verträgt. S. Welcker's Nachtrag zur Aeſchyliſchen Trilogie S. 161. ff. und vorzüglich S. 332. ff.

15) In dem Fragmente des Aeſchylus las ich im Attiſchen Muſ. S. 491.

Εὐρύμαχος οὖν τις ἄλλος οὐδὲν ἥσσονας
ὕβριζ' ὑβρισμούς, οὐκ ἐναισίους ἐμοί.

Richtiger ſcheint im 1ſten V. Εὐρ. οὖν οὐκ ἄλλος. Im 2ten V. ſteht ἐναισίους ſtatt αἰνεσίους durch Coraïs und Porſon's ſpätere Beiſtimmung feſt. Der 3te Vers möchte ſo herzuſtellen ſeyn: ἣν

μὲν γὰρ αὐτῷ κότταβος τοὐμὸν κάρα. wo κότταβος von dem Ziele (σκοπὸς) verſtanden werden muß, nach welchem geworfen wurde, was aber hier nicht, wie bei dem wirklichen Spiele, die Schale iſt, ſondern das Haupt des Erzählenden. Jene Bedeutung wird, theils durch Athenäus ſelbſt, vornemlich aber durch die oben angeführten Verſe des Kritias hinlänglich beſtätigt. Auch Heſychius ſagt: κόσσαβος. σκεῦος συμποτικὸν ἐφ' οὗ τὰς λατάγας ἔβαλλον ἐρίζοντες. und das große Etymologikum: κοτταβίζω. ὁ δὲ κότταβος ἦν τοιοῦτόν τι λεκάνιον ἐν τῷ μέσῳ κείμενον τοῦ συμποσίου. — Am Schluſſe des Fragmentes, deſſen vollſtändige Wiederherſtellung noch nicht hat gelingen wollen, wird das von mir in die Ueberſetzung aufgenommene von weitem her durch eine Stelle in dem bacchiſchen Gedichte des Nonnus XXXIII. 93. wahrſcheinlich, wo Eros mit dem Hymenäus den Kottabus ſpielend

εἰς σκοπὸν ἠκόντιζεν, ἑκηβόλον ἰκμάδα πέμπων.

16) Hermippus in den Jamben. Dieſer Dichter der ältern Komödie war einer der Gegner des Perikles und der Aspaſia. Plutarch. Vit. Pericl. c. 32. 33. Als Titel von Komödien werden von

ihm Jamben, Trimetri und Tetrametri angeführt (Schol. ad Aristoph. Plut. v. 701. Ἕρμιππος ἐν τῷ πρώτῳ ἰάμβῳ τῶν τριμέτρων), wo aber Hemſterhuis vermuthet, Jambi ſey nicht der Titel einer Komödie, ſondern eines aus mehrern Dichtungsarten und Gegenſtänden gemiſchten Werkes. Meineke (Quaest. Scen. I. p. 31.) enthält ſich der Entſcheidung.

17) Dieſe ziemlich dunkle und verworrene Stelle erhält auch durch die Scholiaſten, die ſie mit geringen Veränderungen ausgeſchrieben haben, kein Licht. Die meiſte Schwierigkeit verurſacht die Erwähnung des Manes, der an dem Leuchter befeſtigt ſeyn, und auf den das ſchwebende Becken, von der Latax getroffen, herabfallen ſoll. Groddecks Verſuch S. 219 ff. die Maſchinerie zu erklären, ſcheint mir allzu künſtlich.

18) In dem ſehr verunſtalteten Fragmente des Kratinus befolgt unſre Ueberſetzung die Lesart, die, wenn ſchon die einzelnen Worte und Sylben keineswegs feſt ſtehn, der Sache und dem Sinne die angemeſſenſte ſchien: τῷ δὲ κοττάβῳ προθέντας πατρικοῖσι νόμοις τὰ κείμενα ὀξύβαφ᾽ εἰςβάλλειν τῷ

πόντῳ, τῷ δὲ βαλόντι πλεῖστα νέμω τύχης τὸ δ' ἆθλον. Ἀριστοφάνης κ. τ. λ. Der Dichter ſpricht von den Näpfen, die für das Spiel auf dem Waſſerbecken, wie in einem Meerbuſen, aufgeſtellt ſind, als ob es Schiffe wären, und von dem Werfen der Kottabiſten nach ihnen wie von einem feindlichen Angriffe, durch den jene in das Meer (τῷ πόντῳ) verſenkt werden. Der, welcher die meiſten trifft und verſenkt, erhält einen Preis (ἆθλον), auf den der Redende hinzeigt, ohne ihn näher anzugeben. Die hier angenommene Vorſtellung entſpricht den Worten des Athenäus: ἀνῃρεῖτο δὲ τὰ κοττάβια ὁ πλείω καταδύσας, ein Ausdruck, der den Geſchichtſchreibern bei der Erzählung von Seeſchlachten geläufig iſt. Herr Prof. Fritzſche (de Daetalensibus Aristophanis p. 95.) verwirft die von mir, Dalechamp, Porſon und Schweighäuſer aufgeſtellte Vermuthung, daß die Worte τὸ δ' ἆθλον mit denen des Kratinus verbunden werden möchten, als unſtatthaft, und gibt von der Stelle des Komikers ſelbſt (verba non metro ulli adstricta sunt) folgende Verbeſſerung: τῷ δὲ κοττάβῳ προθέντας [ἐν] πατρικοῖσι νόμοις δοκεῖ τοὺς νέους ὀξυβάφοις οἶνον ἐμβάλλειν ἐν τῷ πότῳ·

τῷ δὲ βάλλοντι νέμω πλεῖστα τύχης. „Placet juvenes patriis ritibus, vasis, quae ad cottabi ludum comparata sint, propositis vinum acetabulis injicere in convivio: qui autem vere dejiciat (seu, submergat), ei summam attribuo fortunam.“

19) Die Worte τοῦτ' ἔστι κοτταβεῖον hielt ich für eine von Athenäus oder einem Scholiaſten eingeſchobne Gloſſe, und mehrere ſtimmten bei (ſ. Dindorf Fragm. Aristoph. IX. p. 46.). magno errore, ſagt Fritzſche a. a. O. wo er die Worte des Ariſtophanes ſo ordnet und verbeſſert: ἔγνωκ' ἐγὼ δὲ χαλκίον τοῦτ' ἐστὶ κοτταβεῖον, ἱστάναι καὶ μυῤῥίνας. — Myrtenzweige, die um das Waſſerbekken herumgelegt waren, erwähnt der Schol. z. Frieden des Ariſtophanes V. 1242. κύκλῳ τῆς λεκάνης μυρσίνας περιεπήγνυσαν. Nach Pollux VI. 110. ſchwammen auf dem Waſſer drei Näpfchen und drei Myrtenzweige, die letztern ohne Zweifel nicht blos als Verzierung, ſondern (nach Groddeck S. 223.) mit Beziehung auf die dem Spiele zum Grunde liegende Liebesprüfung. Dieſer Zuſammenhang ſollte durch die der Aphrodite geweihte Myrte angedeutet werden.

20) Der Stab, ῥάβδος κοτταβική, den auch Pollux a. a. O. erwähnt, heißt in dem Scholion zum Lexiphanes c. 3. χάραξ, ein Pfahl, über den ein Querholz, ζυγόν, wie ein Joch gelegt war. S. oben Anm. 9. In dem Fragmente des Hermippus habe ich meine, auch von Dindorf gebilligten Verbeſſerungen V. 5. ἔτ' ἔρως ſt. ἑτέρως. und V. 7. ἄϊει ſt. αἰεὶ befolgt.

21) Der Linus des Achäus (wahrſcheinlich des Eretriſchen) war ein Satyrſpiel, in welchem der Unterricht, den der ungelehrige Halbgott vom Linus erhielt, wohl nicht gemangelt haben wird. So hatte derſelbe Dichter ſeine Erniedrigung unter die Gebote der Lydiſchen Königin in der Omphale dargeſtellt; und in dem Syleus des Euripides war er mit Satyrn in Verbindung gebracht, deren auf ihn gerichtete Lüſternheit ein von Valckenär (Diatr. p. 204. B.) ohne Zweifel richtig gedeutetes Fragment beim Euſtathius (Ιλ. α. p. 80, 52.) hinlänglich kund gibt. Mehreres Aehnliche ſ. bei Welcker im Nachtrage zur Aeſchyl. Trilogie S. 318 ff. In dem Verſe des Komikers iſt vielleicht zu ſchreiben:

τί μ᾽ οὐ
λέγοντες· ἦ κάλλιστον, Ἡράκλεις, λάταξ.

Der dunkle Ausdruck ἀγνύντες, brechend, im vorhergehenden Verſe, iſt vielleicht von dem Klange der anklatſchenden, an dem Becken, auf das ſie geſchleudert wird, zerſchellenden Latax zu verſtehn, wie in dem nächſten Verſe des Euripides κοσσάβων ἀραγμός. Das Fragment des Chörilus beim Athen. (XI. p. 464. B.) χερσὶν ἔχω κύλικος τρύφος ἀμφὶς ἐαγός, das man mit unſrer Stelle verglichen hat, ſcheint ihr kein Licht zu geben.

21) Die Ueberſetzung der Worte des Sophokles folgt Toup's Verbeſſerung (Emendatt. in Suid. II. p. 471.) mit einer kleinen Veränderung:

ξένη δ᾽ ἴδ᾽ ἀφροδισία
λάταξ ἅπασι νῦν ἐπεισκύπτει δόμοις.

wo die Worte ἀφροδισία λάταξ zu einem Begriffe verbunden ſind. Koraïs ἐπεισκύπτει ſtatt ἐπισκήπτει ſcheint mir eine Schwächung des maleriſchen Ausdrucks zu ſeyn, dem zufolge der ausländiſche Gaſt mit einiger Schüchternheit durch die Thür hereinſchaut, wie die Theokritiſche Hirtin (Idyll. III. 7.) aus der Grotte heraus, παρκύπτοισα.

23) Die hier erwähnte Art des Kottabus, wo die Neige auf die Erde geſchleudert wurde mit Hinzufügung des geliebten Namens, iſt von allen die einfachſte, und vielleicht nur uneigentlich mit jenem Namen bezeichnet worden. Dieſem Gebrauche folgte Theramenes beim Xenophon (Hellen. II.3. 56.) und Cicero (Tusc. Disp. I. 40.), als er aus dem Giftbecher den Reſt auf die Erde ſchleudert (ἀποκοτταβίσας. reliquum sic e poculo ejecit ut id resonaret), und mit bittrer Ironie, ſeinen Mörder höhnend, hinzuſetzt: „Dieß dem ſchönen Kritias!" Auch die horaziſchen Worte: mero tinguet pavimentum superbo (II. Od. 14, 26.) bezieht Grodbeck S. 178. auf denſelben Gebrauch. Schwerlich mit Recht. Auf die Sitte, den Namen des geliebten Gegenſtandes beim Kottabus zu nennen, deutet Pindar (Fragm. no. 90. p. 616.) und Kratinus b. Athenae. XI. p. 782. D. Ueber die Geſchichte des Akontius, deſſen Namen Bentlei in das Diſtichon des Kallimachus zurückgeführt hat, ſ. Buttmann im Mythologus 2. Th. S. 115 f.

24) Eine Komödie Παννυχὶς betitelt, aber vom Hipparchus, erwähnt Athenäus XV. p. 691. C. wes-

halb Porſon (Misc. Tracts p. 248.) auch hier Ἵππαρχος ſtatt Κάλλιππος ſchreiben will. Von ihm ſ. Meineke. Qu. Scen. II. p. 75.

25) Der Vers des Eubulus wird auch im XIV. Buche p. 646. B. in dem Verzeichniſſe der verſchiednen Kuchenarten, aber mit dem Zuſatze, ὡς περὶ ἄρτου αὐτοῦ ὄντος οὑτωσὶ λέγει, angeführt; und eben daſelbſt ein Vers des Ariſtophanes aus den Δαιταλεῦσιν·

ἐγὼ δ' ἰὼν
πέψω πλακοῦντ' εἰς ἑσπέραν χαρίσιον.

wie mit Dindorf ſtatt δὲ νῷν, und mit Fritzſche (de Daetal. p. 60 f.) ſtatt πέμψω zu ſchreiben iſt.

26) Im Originale: ἐν τῇ δεκάτῃ τοῦ παιδίου. Am zehnten Tage nach des Knaben Geburt wurde ihm der Name beigelegt. Bisweilen geſchah es auch am ſiebenten. Daß dieſer Tag nicht ohne Opfer und feſtliche Beluſtigung vorüber gehen durfte, verſteht ſich von ſelbſt. S. zum Hesychius: Δεκάτην θύομεν.

27) Ausführliches hierüber lehrt Athenäus XI. p. 479. D. auch mit Berufung auf den Dikäarchus, wie oben ſchon. „Hegeſander, der Delphier, ſagt

in ſeinen Denkwürdigkeiten — der ſogenannte Kottabus fand bei den Gaſtmälern Eingang, wo ihn, wie Dikäarchus ſagt, die Bewohner Siciliens zuerſt eingeführt haben. So groß aber war der Eifer bei dieſer Beſchäftigung, daß man Preiſe, Kottabia genannt, dafür ausſetzte. Dann wurden auch Becher verfertigt, die zu dieſer Sache vorzüglich tauglich ſchienen, und nannte dieſe Kottabiden. Ueberdieß wurden runde Gebäude verfertigt, damit, wenn der Kottabus in die Mitte geſtellt würde, Alle aus gleicher Entfernung und gleichen Plätzen um den Preis ſtreiten könnten. Denn ſie wetteiferten nicht allein das Ziel zu treffen, ſondern es auch in jedem Stücke auf eine ſchöne Weiſe zu thun. Man muß nemlich auf den linken Ellenbogen geſtützt, die Rechte leicht und zierlich im Kreiſe ſchwingen, und ſo den Latax ſchleudern (denn ſo nannte man das aus dem Becher fallende Naß); und Manche bildeten ſich mehr darauf ein, den Kottabus zierlich zu werfen, als den Wurfſpieß zu ſchleudern." Einiges aus dieſer Stelle iſt auch XI. p. 782. E. (Tom. II. p. 1038. ed. D.) ausgehoben.

28) Der Verfaſſer dieſer Elegie lebte, wie aus

Plutarchs Leben des Nikias c. 5. erhellt, kurz vor dem Ausbruche des Peloponneſiſchen Krieges, und erhielt, nach Athenäus XV. p. 669. D., den Beinamen des Ehernen davon, daß er in einer Rede den Athenäern den Gebrauch eherner Scheidemünze empfohlen hatte. S. Böckh Staatshaush. 2. Th. S. 136. In ſeinen Gedichten ſcheint er nach dem Seltſamen im Ausdrucke getrachtet zu haben, wie er z. B. in einer ſeiner Elegien (Athen. X. p. 443. D.) ein Gaſtmahl eine Ruderfahrt des Dionyſos (*εἰρεσίαν Διονύσου*), und die Zecher Schiffer des Mahles und Ruderer der Pocale (*συμποσίου ναῦται καὶ κυλίκων ἐρέται*) nennt, die Poeſie aber, was Ariſtoteles tadelt (Rhetor. III. 2, 11.) durch *κραυγὴν Καλλιόπης* bezeichnet. Auch in dem hier angeführten Bruchſtücke läßt ſich dieſes fehlerhafte Streben erkennen, aus dem eine beſchwerliche Dunkelheit entſpringt, die uns über den eigentlichen Sinn der Worte in Ungewißheit läßt. Im 2. V. ſcheint unter dem Gymnaſium das Sympoſium ſelbſt verſtanden zu ſeyn, und iſt vielleicht mit *Βρομίου* zu verbinden; dunkel iſt auch *κώρυκον*, was von einem ledernen, mit Luft oder andern Gegenſtänden angefüllten Sacke gebraucht

wurde, deſſen man ſich in den Uebungen der Gymnaſien bediente. Mit *Βρομίου* verbunden möchte der Dichter nach ſeiner geſuchten Weiſe den in die Höhe geſchleuderten Wein hierdurch bezeichnet haben. Wir haben dieß durch das Beiwort verſtändlicher zu machen geſucht. V. 4. ſcheint ſtatt *καὶ πρὶν ἐκεῖνον ἰδεῖν* die von mehrern gebilligte Verbeſſerung *καὶ πρ. ἐκ. ἱεῖν* dem Sinne allein angemeſſen. *ἐκεῖνον* iſt dann auf *κώρυκον* zu beziehn*). — Zur Erklärung des Folgenden dient die Beſchreibung, welche Nonnus in den Dionyſ. XXXIII. 64. ff. von dem Spiele giebt. Amor und Hymenäus ſind die Spielenden, Ganymedes ſitzt als Richter. In der Mitte

*) Gern werden unſre Leſer hier Webers Ueberſezzung dieſes dunkeln Bruchſtücks des Dionyſius (die elegischen Dichter der Hellen. I. Bd. S. 254.) neben der unſrigen leſen:

Drittens den Kottabos ſtellen wir hier, die von Eros Verſchmähten,
Weiter Dir noch in der Ringſchule des Bromios auf
Als Preisziel: und ſo legt an die Bälle der Becher Ihr alle
Aufmerkſam denn die Händ', und eh' Ihr ſchleudert die Fluth,
Meßt mit den Augen Euch ab den herunter ſich wölbenden Aether,
Achtend wie weit ſich der Raum dehne dem träufenden Naß.

iſt ein ſilbernes Becken (λέβης) aufgeſtellt, und, ſtatt des Manes, ein Bild der Hebe als Ziel. Hymenäus, den das Loos zuerſt getroffen hat,

ergreifet den Becher und ſchleudert
hoch in die Luft das nektariſche Naß, doch über den Lebes
Wirft er hinaus.

Hierauf nimmt Eros den Becher, und nach einem ſtillen Gebete an ſeine Mutter,

meſſend den Raum mit unirrendem Auge
wirft er zum Ziel hin ſchleudernd den fernhin fliegenden Weinreſt.
Und es entflog des nektariſchen Tranks hinwirbelnder Tropfen
Hin zu dem oberſten Scheitel des Bilds in unbeugſamer Richtung,
Und aus der Luft tieftönend zerſtob es mit Schall an dem Stirnhaupt.
Aufſcholl jetzo das zarte Gebild, und dem Sohn Aphroditens
Klirrte vom ſilbernen Becken der Siegruf freudig entgegen.

6. Ueber den Mythus des Geryones.
1794.

Unter die dunkelſten Stellen der Theogonie verdient in Rückſicht auf den Inhalt diejenige gerechnet zu werden, welche von V. 270 bis 305 das Geſchlecht des Phorkys und der Keto enthält. Heyne urtheilt davon, daß dieſe ganze Genealogie aller Erklärung widerſtrebend, zum Theil phöniziſchen Urſprungs, zum Theil Erfindung der Seefahrer und derjenigen Dichter ſey, welche die Thaten des Perſeus, des Herakles und der Argonauten beſungen haben. Sie muß, fährt er fort, ganz von der Mythologie der Griechen abgeſondert werden, und es wird ſchwerlich an eine geſunde und wahrſcheinliche Erklärung derſelben zu denken ſeyn *). Dieſem Ausſpruch zufolge hat auch Martin G. Herrmann keine Erklärung dieſes Fabelkreiſes verſucht.

*) Heyne in Obss. ad Theogoniam in ed. Wolfii (Halis. 1783) p. 92. Idem de Theogonia ab Hesiodo condita, in Commentatt. Societ. Reg. II. p. 142. s.

Ob ich nun gleich derſelben Meinung bin, und es nicht wagen möchte, den Sinn dieſes ganzen Stammes dunkler und mit den kürzeſten Worten angedeuteter Mythen zu deduciren, ſo glaube ich doch in einer derſelben, welche etwas umſtändlicher erzählt iſt, den urſprünglichen Sinn zu ahnden. Ich meine die Fabel vom Geryones. Heſiodus erzählt ſie (v. 287 — 294) mit folgenden Worten:

Χρυσάωρ δ' ἔτεκε τρικάρηνον Γηρυονῆα
μιχθεὶς Καλλιρόη κούρη κλυτοῦ Ὠκεανοῖο.
τὸν μὲν ἄρ' ἐξενάριξε βίη Ἡρακληείη
βουσὶ πάρ' εἰλιπόδεσσι περιῤῥύτῳ εἰν Ἐρυθείῃ,
ἤματι τῷ, ὅτε περ βοῦς ἤλασεν εὐρυμετωπους
Τίρυνθ' εἰς ἱερὴν, διαβὰς πόρον Ὠκεανοῖο,
Ὄρθον τε κτείνας καὶ βουκόλον Εὐρυτίωνα
σταθμῷ ἐν ἠερόεντι, πέρην κλυτοῦ Ὠκεανοῖο.

„Chryſaor erzeugte den dreiköpfigen Geryoneus im Beiſchlafe mit der Kalirrhoe, des Okeanos Tochter. Ihn erlegte die Kraft des Herakles bei ſeinen Rindern in dem meerumſtrömten Erythia an dem Tage, an welchem er dieſe Rinder über den Okeanus hin nach dem heiligen Tiryns trieb, nachdem er den Orthos und den Hirten Eurytion erlegt hatte, in dem finſtern Stalle jenſeit des Okeanos.“

Eh' ich einen Verſuch zur Erklärung dieſes Mythus mache, muß ich zweierlei vorausſetzen. Erſtlich: Heſiodus hat auf den urſprünglichen

Sinn der Fabeln, die er zuſammenfügt, keine Rückſicht genommen [1]). Zweitens: Er führt mehrere Fabeln als verſchieden an, die es nur dem Namen nach, in Sinn und Bedeutung aber dieſelben ſind.

Hierbei wird nun als ausgemacht angenommen, daß die Meinung, als ſey Heſiodus der Erfinder der theogoniſchen Mythen, ohne Grund iſt [2]), und daß ſich das Verdienſt des Heſiodus auf Sammlung und Anordnung der Fabeln beſchränkt, die aus ältern Quellen auf ihn gekommen waren. Dieſe Anordnung hielt ſich an die Namen und ließ den Sinn unberührt. Nun iſt es aber, der Entſtehung der Mythen nach, gar wohl möglich, daß ein und derſelbe Begriff auf mannigfaltige Weiſe poetiſch dargeſtellt wurde, und zahlreiche Beiſpiele beweiſen, daß dieſes wirklich geſchehen ſey. Es kann alſo nicht auffallend ſcheinen, wenn wir behaupten, Heſiodus habe was urſprünglich Eins war, als verſchieden unter verſchiednen Namen erzählt.

So glaube ich in dem Mythus vom Geryones eine große Uebereinſtimmung mit dem vom Hades zu finden. Der Hades heißt es in der Theogonie v. 678. wohnt bei dem Hauſe der Nacht, an den Quellen des Okeanos (744. 747. 816.). Ein Hund mit funfzig Köpfen wacht vor ſeinem Pallaſte, welcher keinen herauslâßt, der einmal hineingegangen iſt (769). Von

dieſem Hades erzählt Homer (*Ιλ. ε.* 395.), daß ihn Herakles verwundet, und ihm den wachſamen Hund entführt habe.

Wir wollen verſuchen darzuthun, daß dieſe Uebereinſtimmung nicht blos zufällig iſt. Zuerſt was die Namen betrifft. Nachdem die Vorſtellung von einem Wohnort der Schatten entſtanden, und dieſem ein Herrſcher gegeben war, konnte dieſem ein Name nicht fehlen, der dem Orte ſeiner Herrſchaft angemeſſen war. Ein ſolcher war *Ἀΐδης*, der Unſichtbare, der denn auch durch die Gedichte Homers und Heſiodus' der gewöhnlichſte geworden iſt. Die Bedeutung dieſes Namens iſt nicht verſteckt. Er iſt gleichen Urſprungs mit der Vorſtellung, daß die Wohnung des Hades bei der Wohnung der Nacht liege*). Andre Namen dieſer Gottheit bezeichnen die Art der Ausübung ſeiner Gewalt. Einer derſelben iſt *Ἀγεσίλαος*, den ihm Kallimachus, nicht ohne Vorgang älterer Dichter beilegt 3); ein andrer *Πολυδέγμων* und *Πολυδέκτης*, der in dem homeriſchen Hymnus auf Demeter (v. 9.) und beim Orpheus (H. in Plut. 11.) gebraucht wird. Alle drei bezeichnen einen Gott, der die Bewohner der Erde in ſein (dunkles) Reich verſammelt.

Hierauf aber ſcheint auch der Name Geryon oder Geryoneus 4) zu deuten, der, wenn man an

---

*) Heynii Opusc. Academ. I. p. 398.

die Zuſammenſetzung von γῆ und ῥύω (ἐρύω. ῥύομαι) denkt, gar wohl ein Weſen bezeichnen konnte, welcher das Lebende zur Erde hinabzieht.

Wie der Name ſo iſt auch der Wohnort beider Weſen ähnlich. Das Haus des Hades liegt neben dem Hauſe der Nacht an den Quellen des Oceans in der weſtlichen Gegend der Welt. So auch die Wohnung des Geryones. Seine Heerden, womit die Sprache der alten Dichter jede Art von Beſitzthum bezeichnet, ſind in einem finſtern Gehöfte (σταθμῷ. σταθμὸς Ἀΐδα ſtatt οἶκος ſagt Pindar. Ol. XI. 110.) eingeſchloſſen, und dieſer Wohnort liegt auf der Inſel Erythia. Der Name dieſer Inſel erinnert an ἐρυθαίνειν, und kann ihr wegen ihrer weſtlichen Lage in den Gegenden des Abendrothes 5), auf den Gränzen des Tages und der Nacht, beigelegt worden ſeyn. Sie liegt jenſeit des Stromes, welcher die Erde umfließt, in dem Lande der Dichtung.

Der Hund Orthos 6), welcher den Stall des Geryones, wie Kerberos die Wohnung des Hades bewacht, und der Hirt Eurytion können ihre Namen von Eigenſchaften erhalten haben, die bei den frühern Dichtern vielleicht genauer beſtimmt waren. Jener Orthos heißt der Bruder des Kerberos, als ein Weſen ähnlicher Art. Dieß hindert aber nicht, beide für ein und daſſelbe Weſen anzunehmen. So heißt ja auch

Hyperion ein Vater der Sonne, da er doch urſprünglich wohl nichts anders als die Sonne ſelbſt war.

Wir kommen auf den Geryones zurück. Heſiodus gibt ihm drei Köpfe; ein andrer Dichter*) drei Leiber 7), ohne Zweifel um die größte Stärke, auch wohl um ein mehrfaches Leben zu bezeichnen. Auch Flügel legt ihm Steſichorus bei, wie auch der Hades bisweilen beflügelt gedacht wird. Dieſer Mächtige, welcher Alles bezwingt, wird vom Herakles beſiegt, deſſen überſchwengliche Kraft durch einen ſolchen Sieg ſich am vollkommenſten bewährt; und wie vollſtändig dieſer Sieg iſt, erhellt in der einen Fabel aus der Entführung des Kerberus, in der andern aus der Entführung der Heerden 8).

Als den Vater des Geryones gibt Heſiodus den Chryſaor an, alſo ein Weſen, das, der Wortbedeutung nach, ein goldenes Schwerd führt. Dieſe Bezeichnung iſt zwar unbeſtimmt, indem mehreren Gottheiten, ſelbſt weiblichen, dieſe Art von Waffe beigelegt wird 9); doch iſt eine derſelben, der ſie vorzüglich zuzukommen ſcheint. Ich meine den Kronos. Dieſer führt, als ein Geſchenk der Gäa, eine Sichel, Harpe, die nichts anders iſt, als ein gekrümmtes Schwerd 10). Der

---

*) Stesichorus in Schol. ad Hesiod. Theog. p. 256. B.

Vater des Geryones konnte alſo gleichbedeutend mit dem Vater des Hades ſeyn. Warum ihm aber eine Tochter des Oceanos zur Mutter gegeben wird, wage ich nicht zu beſtimmen.

Dieſes ſind die Gründe, aus denen mir wahrſcheinlich iſt, daß Geryones und Hades urſprünglich nur verſchiedene Namen für ein und daſſelbe Weſen waren. Die Fabel von jenem war die ältere; ſie hat aber ihre Bedeutung verloren und iſt zurückgetreten, als die Dichtung vom Hades allgemeiner wurde. Die Kürze, mit der ſie Heſiodus behandelt, macht ihre Deutung ſchwierig und ungewiß. Es wäre daher wohl möglich, daß ein einziger Zug mehr unſre Erklärung umſtieße, ſo wie aber auch von der andern Seite einer mehr zu ihrer Befeſtigung dienen könnte.

Die im Vorhergehenden aufgeſtellte Vermuthung kann noch durch Folgendes unterſtützt werden.

Die Nachtgegend der Erde, das eigentliche und urſprüngliche Reich des Hades, iſt erſt bei erweiterter Kenntniß der Weſtwelt an die Küſten des weſtlichen Oceans geſetzt worden. Die Bewohner Aſiens, des Stammlandes der poetiſchen Geographie, ſahen die Sonne in das Joniſche Meer untergehn. Hier alſo, an der weſtlichen Küſte von Hellas, wohnte ihnen die Nacht; hier, an den Ufern von Epirus, in den Schatten der

Nacht, lag das Reich des Hades mit Allem, was zu dieſem Reiche gehört, ſo wie wir es ſpäter jenſeit des Joniſchen Meeres, an den äußerſten Gränzen des Abendlandes Hesperien finden. Daher behauptete Hekatäus der Mileſier*), welcher ſpätere Dichtungen mit ältern morgenländiſchen Sagen zuſammenhielt, der Mythus von den Rindern des Geryones und ihrer Entführung gehöre nicht nach Iberien, ſondern nach Ambrakia, wo Geryones König geweſen. Aus Hekatäus ging dieſe Sage auf Andre über; daher Antoninus Liberalis (cap. 4.) aus Nikanders Verwandlungen und Athanadas Ambrakiſchen Geſchichten erzählt, Herakles habe auf ſeiner Fahrt gegen Geryones nicht blos Ambrakien, ſondern ganz Epirus beſiegt. In derſelben Gegend aber und in der nemlichen Zeit herrſchte, wie die Euhemeriſirenden Geſchichtſchreiber ſich ausdrücken, Aidoneus d. i. Hades[11]), als König der Moloſſer und des Landes von Thesprotien, der ſeiner Gemahlin den Namen Perſephone, ſeiner Tochter den Namen Kore, und ſeinem Hunde den Namen Kerberos beigelegt hatte**). Und, wie in dem homeriſchen Hades, ſo lag auch in dieſer Herrſchaft, ein acheruſiſcher See, nebſt den Flüſſen Acheron und Kocytus; welche Uebereinſtimmung

*) Beim Arrian. Exp. Alex. II. 16.

**) Plutarch. Vit. Thes. c. 31. 35.

den Periegeten Pauſanius (I. 17, 5.) auf die Vermuthung brachte, Homer habe die Topographie des Thesprotiſchen Landes auf den Hades übergetragen.

So nah ſtanden in dem alten Mythus der gewaltige dreileibige Geryones und der unbezwingliche, rieſenhafte Hades *).

Auch noch Anderes bezeugt dieſe Nähe.

Wie Geryones, ſo hat auch Hades eine Heerde und beide weiden neben einander. Als Herakles, auf der Trinkſchale des Helios [12]), in Erythia angelangt iſt, und ſich auf dem Berge Abas **) gelagert hat, ſpürt ihn der wachſame Orthos auf, den er erſchlägt, ſo wie den Hirten Eurytion, der dem Hunde zu Hülfe geeilt iſt. Menötios, welcher eben daſelbſt die Rinder des Hades weidet, meldet dem Geryones, was geſchehen iſt, worauf dieſer dem Räuber nacheilt, und auch von dieſem getödtet wird (Apollodor. II. 5. 10.) [13]). — Als aber derſelbe Mythus endlich von den Küſten des Joniſchen Meerbuſens und des Oceans in eine Gegend unter der Erde verlegt worden, wanderten auch die Heerden zu ihnen hinab, auch hier nicht gegen Herakles Angriff geſchützt. Denn als dieſer, um

*) *Ἀΐδης ἀδάμαστος.* *Ιλ.* 9. 158. *πελώριος.* *Ιλ.* 5, 395.

**) *Ἄβας.* vielleicht ſo viel als *ἄβατος.* inaccessus.

den Kerberos zu entführen, zum Hades hinabſteigt, und den Schatten Blut reichen will, tödet er eines der Rinder des Gottes. Menötios, der ſie auch hier weidet, fordert ihn zum Ringkampf heraus, und würde getödet worden ſeyn, wenn nicht Perſephone für ihn gebeten hätte (Apollodor. II. 5. 12).

So ſehen wir überall die Fabeln des Geryones und Hades in innern und äußern Merkmalen zuſammenfließen.

Anmerkungen.

1) Heſiodus hat auf den urſprünglichen Sinn der Mythen keine Rückſicht genommen, entweder weil er ihm unbekannt war, oder weil ſein Zweck dieſe Rückſicht nicht forderte. Gottfr. Hermann nimmt jenes an, wenn er in den Briefen über Homer und Heſiodus (1818) S. 2. f. ſagt: „Homer und Heſiodus wußten von Symbolik und Myſtik durchaus gar nichts, ſondern Alles, was ſie erzählen, erzählen ſie als Thatſachen ganz einfach in vollem Glauben, ohne nach Grund und Urſache, oder einer andern Deutung zu fragen. — Daß vor Homer eine philoſophiſche ſymboliſche Poeſie in Griechenland exiſtirt habe, läßt ſich aus gar manchen Stellen des Homer ſelbſt abnehmen, wo er zwar ſelbſt durchaus nichts von dem verborgenen Sinne weiß, aber der, der dieſe Sachen zuerſt ſo vortrug, nothwendig mehr

dabei denken mußte. Ja die ganze Theogonie des Heſiodus iſt hiervon Beweis. Mehrmals mag es freilich geſchehn ſeyn, daß die unbefangenen Dichter, die an keine ſymboliſche Deutung dachten, dieſes und jenes an der alten Ueberlieferung änderten u. ſ. w. Und weiter hin (S. 17): „Zwiſchen jener uralten Poeſie [aus welcher Heſiodus ſeine Theogonie geſchöpft hat] und dem Zeitalter des Homer iſt eine Kluft von wenigſtens einem, wo nicht mehrern Jahrhunderten. Dies erhellt unwiderſprechlich daraus, daß Homer und Heſiodus von dem Sinne jener alten Lehre durchaus weder etwas wiſſen, noch etwas ahnden. Daß dieſes ſo iſt, beweiſt am deutlichſten die Theogonie des Heſiodus. Nicht nur, daß nicht die geringſte Spur auch nur einer Andeutung, daß er den Sinn ſeiner Lehre kenne, zu finden iſt, zeigen ſich überall die deutlichſten Beweiſe, daß er ſie nicht verſtand, wie wohl er ſie treu genug vortrug.“ Dagegen iſt Creuzer der Meinung, daß die epiſchen Dichter (und Heſiodus) den Sinn der alten Mythen, der ihnen nicht ſo unbekannt geweſen, ihren beſondern Zwecken gemäß unbeachtet gelaſſen hätten. S. dieſelben Briefe S. 6. 53.

2) Hermann, welcher a. a. O. S. 11. die bekannte Stelle Herodots II. 53. behandelt, und in ihr das Urtheil des Hiſtorikers, daß Homer und Heſiodus die älteſten Dichter der Griechen waren, und Alles andre, was ältern zugeſchrieben werde, neuer ſey, für wohl begründet erklärt, hält doch den zweiten Theil ſeiner Behauptung, „daß jene Dichter den Hellenen die Theogonie gemacht hätten (οὗτοί εἰσι οἱ ποιήσαντες θεογονίην Ἕλλησι)“ für entſchieden unrichtig, wie ſchon daraus erhelle, daß beide Dichter von dieſen Dingen wie von einer allgemein geglaubten und bekannten Sache ſprechen. Dieſes kann nicht bezweifelt werden. Der Glaube an das Daſeyn der Götter, und die mannichfaltigen Fabeln, die mit dieſem Glauben zuſammenhingen, war vorhanden, ehe durch den Trojaniſchen Krieg die verſchiedenen Stämme der Hellenen vereinigt, und dadurch ein Austauſch und Vergleichen der mannichfaltigen, bei jedem Stamme über die Götter herrſchenden Anſichten, Fabeln und Gebräuche möglich wurde. Der Zuſammenhang dieſer Götterwelt aber, ihre Abſtammung, die Hierarchie ihrer Weltherrſchaft und die Vertheilung der Aemter war

deutlich noch nicht erkannt, bis Homer und Heſiodus den reichen Stoff der Vorwelt klar überſchauten und jener ihn durch geſchickte Anwendung in mannichfaltiger Handlung gleichſam beſeelte, dieſer durch Darlegung der Entſtehung und Abſtammung der einzelnen Elemente jenes Stoffes ihn der Vergeſſenheit entriß. Herodot konnte alſo wohl mit Recht ſagen, die genannten Dichter hätten den Hellenen eine Theogonie gemacht, die früher nicht vorhanden war, aus gegebnem Stoffe natürlich, ſo wie der bildende Künſtler aus Thon oder Stein einen Menſchen oder einen Gott macht. An ein Schaffen und Erfinden einer Götterwelt hätte man nie denken ſollen.

Wenn ich die Maſſe des mythologiſchen Stoffes erwäge, den ein Werk, wie die Theogonie des Askräiſchen Sängers vorausſetzt, ſo erſcheint mir das Gebiet der alten Mythologie wie ein unermeßliches, durch die Kraft der Natur in üppiger Fülle, ohne Anbau, blühendes Land, das aber durch Erderſchütterungen, Stürme und Waſſerfluthen mannichfaltig verändert worden iſt. Die Trümmern, die es bedecken, erzählen den frühern Zuſtand des Landes,

weniger aber nach ſeiner wirklichen Beſchaffenheit, als daß er ein Andrer geweſen iſt. Denn Alles iſt räthſelhaft und von einander geriſſen. Bisweilen ſcheint es, als ob ein verſtümmeltes Denkmal durch ein nah liegendes Bruchſtück ergänzt werde; aber dieſer Schein täuſcht oft; und dadurch, daß das urſprünglich Getrennte als Zuſammengehörig verbunden wird, wächſt die Verwirrung nur noch mehr, wie in der Geſchichte der bildenden Kunſt durch das Vereinigen nicht zuſammengehörender Bruchſtücke geſchehen iſt.

Je lebhafter ich mir dieſen chaotiſchen Zuſtand des mythiſchen Stoffes vor Augen ſtelle, ſo wie ihn ſchon Heſiodus vorgefunden haben muß, deſto mehr muß ich die Weisheit dieſes Dichters bewundern, welcher, ohne Rückſicht auf den innern Sinn und die urſprüngliche Bedeutung der Mythen, mochte er davon ſo viel oder ſo wenig wiſſen als man will, und ohne auch nur einen Verſuch zu machen, das, was die Volksreligion in vielfache Geſtalten getheilt hatte, auf die Idee des Göttlichen, als urſprünglicher Einheit zurückzuführen, ſich mit einer äußerlichen Verknüpfnng durch den Begriff der Erzeugung begnügte. Sehr früh haben Andre den entgegenge-

ſetzten Weg eingeſchlagen, aber alle Bemühungen durch Anwendung der Allegorie und etymologiſcher Deutungen, durch Vergleichung und Combination den Boden zu ſichern, haben das Verfahren des alten Heſiodus nur empfehlen können. Noch immer hat ſich das Chaos nicht zum Kosmos geſtalten wollen, wie geſchäftig dabei auch immer auf der einen Seite die Liebe, auf der andern die Zwietracht geweſen iſt.

3) Callimach. H. in Pallad. 130. wo Spanheim p. 724. f. nachzuſehn iſt. So früher Aeschylus b. Athen. III. p. 99. B. *Οἶδα δ' ὅτι καὶ Σιμωνίδης που ὁ ποιητὴς ἀρίσταρχον εἶπε τὸν Δία, καὶ Αἰσχύλος τὸν Ἅιδην ἀγησίλαον. νεκροδέγμων Ἅδης* iſt ebenfalls bei Aeſchylus Prometh. 158. Ueber *πολυδέκτης* ſ. Mitſcherl. ad H. in Cerer. v. 9.

4) *Γηρύων, Γηρυόνης, Γηρυονεύς.* S. Muetzell de Emend. Theog. p. 449. Das Etymologicum M. p. 231. leitet den Namen von *γηρύω* ab, *ὅ ἐστι φθέγγομαι — πρέπον ὄνομα βουκόλῳ. κρακτικοὶ γάρ.* Die Schwäche dieſer Ableitung, welcher auch die Wörterbücher folgen, leuchtet von ſelbſt ein.

5) Daß die Inſel Erythia ſo heiße, „weil ſie von der untergehenden Sonne geröthet ſcheine, wie

nachmals das erythräiſche Meer und die Inſel Chryſe von der aufgehenden," bemerkte ſpäter auch Voß in der alten Weltkunde p. XXI. Die Meinungen der Alten über dieſes Eiland, das man auf Charten der wirklichen Erde vergeblich ſucht, hat Ukert in der Alt. Geogr. II. 1. p. 240. zuſammengeſtellt.

6) Die Lesart ſchwankt zwiſchen Ὀρθὸς und Ὄρθρος. Göttling, welcher die erſtere Form ſchützt, bemerkt dabei: „Aptissime Ὀρθὸς (altus) et Εὐρυτίων (latus) custodes sunt constituti i. e. montium altitudo et longinqui terrarum tractus. Mir ſcheint dieſem Namen die Bedeutung von erectus, attentus zum Grunde zu liegen, und den aufmerkſamen, bei jeder nahenden Gefahr die Ohren ſpitzenden (ὀρθὸν οὖς ἱστάντι) Wachhund zu bezeichnen*). Seine Geſtalt wird verſchieden gedacht. Beim Apollodor II. 5, 10. κύων δικέφαλος. beim Tzetza ad Lycophr. 653. δύω κυνῶν κεφαλὰς ἔχων, ἑπτὰ δὲ δρακόντων. Beim Pollux V. 46. wird der Wachthund des Geryones Γαργίττιος oder Γαργήττιος genannt, was

*) Andre leſen Ὄρθρος, was auch Dindorf v. 293 und 309 beibehält. So hat auch Apollod. II. 5. 10. Man denkt hier leicht an den in der Frühe muntern.

man, wenn die Schreibung richtig iſt, für eine Bezeichnung der Abkunft halten muß. — Der Name des Hirten *Εὐριτίων* kann ſchwerlich etwas anderes, als die breite Geſtalt (amplitudinem) des Hirten bedeuten. Denſelben Namen führt auch einer der Centauern.

7) Statt *τρικάρηνον* leſen mehrere in dem Verſe des Heſiodus *τρικέφαλον*, worüber Muetzell. III. 10. p. 449. nachzuſehen iſt. Beim Aeſchylus (Agamemn. 843.) heißt er *τρισώματος Γηρυών*, wie ihn auch Steſichoros in der *Γηρυονὶς* gedacht hat. Schol. Hesiodi p. 256. B. *Στησίχορος ἓξ χεῖρας ἔχειν φησὶ καὶ ἓξ πόδας, καὶ ὑπόπτερον εἶναι.* Tzetza ad Lycophr. 652. *ἦν δὲ καὶ τρικέφαλος καὶ τρίσωμος.* S. Klein in Stesichori Fragm. p. 60. Hierauf ſpielt Lucian im Hormotimus c. 74. an: *λέγοντος γάρ τινος τῶν μεγαλοτόλμων τούτων ποιητῶν ὡς γένοιτό ποτε τρικέφαλος καὶ ἑξάχειρ ἄνθρωπος.* Das Beiwort *τρισώματος* umſchreibt Apollodor. II. 5, 10. *Γηρυόνης τριῶν ἔχων ἀνδρῶν συμφυὲς σῶμα, συνηγμένον εἰς ἓν κατὰ τὴν γαστέρα, ἐσχισμένον τε εἰς τρεῖς ἀπὸ λαγόνων τε καὶ μηρῶν.* Beim Ariſtophanes Acharn. 1082. heißt es: *βούλει μά-*

χέσθαι Γηρυόνῃ τετραπτίλῳ. mit dunkler Anſpielung auf einen der dabei Stehenden, aus welcher Voß (Mythol. Briefe II. p. 15.) vermuthet, Geryones ſey mit vier Flügeln vorgeſtellt worden; ſchwerlich mit Recht.

8) Der Kampf des Herakles mit dem Hades bei Pylos, nicht fern von einem der Eingänge in die Unterwelt, wird in der Iliade ε. 395. erwähnt. Vergl. Pausan VI. 25, 3. Boeckh ad Pindar. Ol. IX. 31. p. 189. Panyaſis hatte dem Hades auch die Hera beigeſellt. Arnobius adv. Gent. IV. p. 144. Non ex vobis Panyasis unus est, qui ab Hercule Ditem patrem et reginam memorat sauciatam esse Junonem.

9) χρυσάορος heißt Demeter in dem homeriſchen Hymnus v. 4. wo Mitſcherlich p. 103—107. die beſtrittene Lesart gründlich vertheidigt. Ἀρτέμιδος χρυσαόρου ἀκτήν hat ein Orakel beim Herodot. VIII. 77. Auch Apollo wird mit dieſem Beiworte geſchmückt. S. Mitscherl. a. a. O. p. 246. ff.

10) Apollodor. I. 1. 4. ἀγανακτοῦσα δὲ Γῆ — δίδωσιν ἀδαμαντίνην ἅρπην Κρόνῳ. I. 6, 3. Ζεὺς — Τυφῶνα — πλησίον γενόμενον ἀδαμαντίνῃ κα-

τέπτησσεν ἅρπῃ. indem wahrſcheinlich die vorher von Kronos geführte Waffe auf den Zeus übergegangen war. Daß ἅρπη, ἄορ und τρέπανον verſchiedene Namen deſſelben Werkzeuges waren, haben mehrere bemerkt. Dadurch daß der Vater des Geryones nach Andeutung ſeines Namens eine ſolche Waffe führt, golden in dem goldreichen Lande, nähert er ſich dem Kronos, dem Vater des Hades; und ſeine Gemahlin Kalirrhoe, die ſchönſtrömende, veranlaßt uns an die Gemahlin des Kronos Rhea zu denken, deren Namen auch Plato im Cratylus p. 402. A. von ῥέω ableitet.

11) Ἀϊδωνεὺς iſt das erweiterte Ἀΐδης. Jenen Namen führt der Räuber der Perſephone ſchon in der Theogonie v. 913. und in dem homeriſchen Hymnus auf die Demeter v. 2. Auch ſpäter wird dieſer Name durchaus als ſynonymiſch mit Hades gebraucht. Die ältere Sage nimmt auch der Verfaſſer der Mirabil. Auscult. c. 145. auf, mit Anführung eines Epigramms, deſſen Inhalt von Welcker (Sylloge Epigrammatum p. 284. no. 203.) erläutert worden iſt. Vergl. Hermann Opusc. Vol. V. p. 182. f. Was Plutarch vom Aïdoneus erzählt, daß er ſei-

ner Gemahlin und Tochter, ja ſelbſt ſeinem Hunde Namen gegeben habe, welche urſprünglich göttlichen Weſen angehörten, ſollte wohl als ein Zug von Uebermuthe gelten, wie in ähnlichen Fabeln. Die vollkommene Identität jenes ſogenannten Königes aber mit dem unterirdiſchen Zeus erhellt auch daraus, daß die Erwähnung beider mit der Geſchichte des Theſeus, die in allen Stücken als der Wiederſchein Herakleiſcher Fabeln betrachtet werden kann, und der des Pirithous verflochten iſt. Wie Herakles in den Hades hinabſteigt, um durch die ſchwerſte That die Reihe ſeiner Arbeiten zu vollenden*), ſo auch Theſeus, deſſen Unternehmen die attiſche Humanität mit ſeiner Freundſchaft zu einem andern Heldenjüngling in Verbindung geſetzt hat. In dieſem Allen fällt die Umwandlung des Mythus, nach der Weiſe des Euhemerus, in Geſchichte ſo deutlich in die Augen, daß es keines weitern Beweiſes bedarf.

12) Poculo Herculem vectum ad Ἐρύθειαν, Hispaniae insulam, navigasse, et Panyasis egregius scriptor

---

*) Buttmann, Mythol. I. p. 261.

Graecorum dicit, et Pherecydes auctor est. — Ego autem arbitror non poculo Herculem maria transvectum, sed navigio cui scypho nomen fuit. Macrob. Saturn V. 21. p. 565. Mit vielen Stellen alter Dichter wird dieſer Mythus beim Athenäus XI. p. 469. 470. belegt. Daß dieſer in eine Zeit gehört, wo die weſtliche Küſte von Europa noch ganz unbekannt war, und für unzugänglich (ἄβατος) galt, ſo daß das Abentheuer des Götterſohnes nur mit Hülfe des Gottes, welcher nach Vollendung ſeines täglichen Laufes hier bei der Gattin und den geliebten Kindern raſtete, vollbracht werden konnte, möchte kaum zu bezweifeln ſeyn.

13) Die Rinder des Geryones waren purpurroth, φοινίκεοι, (Apollodor. II. 5. 10.) wahrſcheinlich aus demſelben Grunde, der den Namen ihres Aufenthaltes Erythia veranlaßt hat. Auch den Heerden des Hades (πορφύρεος θάνατος. Il. ε. 83.) war dieſes Beiwort angemeſſen. Außer jenen zwei Heerden aber finden wir in Erythia noch eine dritte, die Heerde des Helios, die von hier durch den Giganten Alkyoneus entführt wurde. Apollodor. I. 6, 4. Ihren Wächter nannte Panyaſis Phylacius (φυ-

λάκιον). Schol. ad Odyss. M. 301. p. 413. Buttm. Nicht unwichtig für unſre Deutung aber iſt auch, daß, wie in Erythia, ſo auch in Epirus, Heerden der Sonne weideten (Herodot. IX. 93.); ein Mythus, den Einige auf die Fruchtbarkeit des Landes und ſeinen Ueberfluß an ſchönen Heerden bezogen; während Andre in den wohlbeleibten Stieren jener Gegend Abkömmlinge der Heerde des Geryones zu finden meinten. Aelian. Hist. An. XII. 11. Uebrigens ſcheint es mir gar nicht ungereimt, den Urſprung des Mythus von Sonnenheerden, der ſich eben nur in der Nachtgegend findet (auch das poetiſche Thrinakia der Odyſſee gehört dahin), auf die Erſcheinung des zarten Gewölkes zurückzuführen, das von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet, das Bild einer um ihren Hirten verſammelten Heerde gibt; ein Bild das uns lebendiger anſpricht und beſeelter iſt, als das glänzendere des Dichters der Jahreszeiten (Summer v. 1620.):

Low walks the sun — The shifting clouds
Assembled gay, a richly gorgeous train,
In all their pomp attend his setting throne.

7. Rede eines Ungenannten über den Oſtracismus.

Wenn der beredteſte Vortrag, ihr Bürger Athens, jedesmal auch der wahrhafteſte, oder wenn es nicht möglich wäre, wohltönende und nachdrucksvolle Worte zu Verhüllung eiteln Truges zu mißbrauchen, ſo dürfte wohl keiner unter uns ſeyn, der nicht nach Anhörung der Rede des Leodamas verlangen würde, die Nomotheten herbeizurufen, um, ſelbſt mit Hintanſetzung der vorgeſchriebnen Ordnung, das alte Geſetz des Scherbengerichtes unverzüglich abzuſtellen. Nun ſind aber wohl wenige unter Euch, die nicht wiſſen ſollten, was es mit der Kunſt der Rede für eine Bewandniß hat. Die heilſamen Geſetze nnd Einrichtungen, welche dieſe Stadt zu ihrer Höhe erhoben, und über die mächtigſten Feinde ſiegreich gemacht haben, ſtammen von Männern her, welche beſſer zu handeln als zu reden wußten, und vertrauend auf innre Kraft, um ſchöne Worte wenig bekümmert waren. Denn ſie achteten den Schein gering, und ſetzten den Genuß des eignen Ruhms

der Wohlfahrt des Staates nach, für die ſie willig jede Gefahr übernahmen, ohne Hoffnung eines andern Lohnes, als den ſie zugleich mit den Uebrigen in der Erhaltung und dem Gedeihen des Vaterlands genoſſen. Dieſe unſre Vorfahren, die, weil ſie ſich nicht mit eitler Anmaaßung vordrängten, auch frei vom Neide waren, haben, ohne Zweifel aus weiſen Gründen, den Oſtracismus eingeführt, den uns die Wohlredenheit des Leodamas als einen der Stadt und dem Volke unwürdigen und ſchmachvollen Flecken auszutilgen räth. Nun würde ich führwahr der Erſte ſeyn, Euch, ihr Bürger Athens, Glück zu wünſchen, wenn ihr jetzt weiſere und gerechtere Rathgeber beſäßet, als diejenigen waren, welche die Freiheit gegründet, und bei Marathon und Salamis gerettet haben; oder wenn eure Redner in den Schulen der Sophiſten, neben der Kunſt durch abgewogene und gleichgemeſſene Sätze den Ohren zu ſchmeicheln, auch eine größere Fülle von Tugend und Einſicht erworben hätten, als Jene in den öffentlichen Berathungen und auf dem Schlachtfelde kund gaben. Ich kann aber nicht glauben, o Leodamas, wie hoch Du auch immer von Deinen Freunden oder von Dir ſelbſt geſchätzt werden mögeſt, daß Du Dich des einen oder des andern rühmen werdeſt, oder daß, wenn Du dieſes wagteſt, Viele Deinen Verſicherungen glauben würden.

Weil nun aber dasjenige, was mit Gründen bekämpft wird, wie ſie auch immer beſchaffen ſeyn mögen, nicht durch bloße Berufung auf Andre vertheidigt werden ſoll, weil ſonſt kein Irrthum früherer Zeit gehoben, oder das, was vordem zwar heilſam war, durch den Fortgang der Zeit aber unnütz, oder ſelbſt ſchädlich geworden, abgeſtellt werden könnte, ſo wollen wir vor allen Dingen die Gründe erwägen, welche Leodamas dem alten Gebrauche des Oſtracismus entgegengeſetzt hat, um ihnen Beifall zu geben, wenn ſie ſich als haltbar bewähren; im Gegentheil aber, wenn ſich zeigen ſollte, daß ſie den Waffen der Schauſpieler gleichen, welche zwar glänzen und blenden, aber dem Gegner keinen Schaden zufügen, das alte Geſetz, ſo wie es unſre Väter gegeben und ohne Nachtheil befolgt haben, aus allen Kräften aufrecht zu halten.

Das erſte nun war, was Ihr auch, ihr Bürger Athens, nicht ohne Beiſtimmung zu hören ſchient, es werde der Stadt durch jenes Geſetz ein großer Nachtheil zugefügt, indem durch daſſelbe der Wetteifer erſtickt und das Streben nach großen Dingen im Keime vernichtet würde. Denn wer, rief er aus, wird den Gedanken faſſen, nach großen Dingen zu trachten, wenn ſeiner am Ziele Strafe harrt? — Hier ſage uns nun fürs Erſte, o Leodamas, was Du unter großen Dingen verſtehſt: Wenn es ſolche ſind, wie die,

welche die Menge bewundert, als der Beſitz großer Reichthümer, überſchwenglicher Macht und ungewöhnlichen Anſehns, mit einem Worte ſolche Güter, welche die Selbſtſucht, die Eitelkeit und Wolluſt nähren, und, indem ſie ihren Beſitzer auf kurze Zeit erfreuen, den meiſten Andern, die Paraſiten, die Schmeichler und ähnliche Knechte abgerechnet, verhaßt und läſtig ſind; wenn du ſolche Dinge gemeint haben ſollteſt, ſo brauche ich nichts hinzuzufügen, da einem Jeden von ſelbſt einleuchtet, daß ein Geſetz, welches dem Streben nach ſolchen Gütern Schranken ſetzt, wenn es noch nicht vorhanden iſt, ſogleich in Vorſchlag gebracht werden, wenn es aber ſchon beſteht, von Euch, ihr Bürger Athens, gegen jeden Angriff vertheidigt werden müßte. Doch glaube ich, daß du vielmehr von ſolchen Dingen geſprochen habeſt, die nicht blos dem Einen, der ſich um ſie bewirbt, ſondern dem ganzen Staate Heil und Nutzen bringen ſollen. Denn nur diejenigen Dinge, wie wir alle wiſſen, verdienen groß zu heißen, deren Gedanke ſchon das Gemüth erhebt und die Seele beflügelt, und die nicht durch ihren Genuß den Sinnen ſchmeicheln, ſondern durch eine in ihnen wohnende Hoheit mit Bewunderung und uneigennützigen Verlangen erfüllen, wie in dem Einzelnen die Tugend, im Staate die Freiheit. Hat nun Leodamas von ſolchen Dingen geſprochen, und meint er in der That,

daß das Streben nach ihrem Beſitze durch das alte, von ihm befeindete Geſetz gehemmt und zurückgehalten werde, ſo rufe ich, o ihr Männer Athens, alle Götter und die Schatten unſrer Väter zu Zeugen an, daß er Unwahrheit ſpricht. Und wer von Euch weiß nicht ſelbſt, entweder aus allgemeiner Ueberlieferung oder auch aus dem Munde bejahrter Bürger, daß das Streben nach Beförderung des gemeinſamen Wohls damals am größten war, als die ernſten Geſetze der Vorfahren mit unerbittlicher Strenge gehandhabt wurden? Denn damals gebot nicht, wie es in unſern Tagen eingeriſſen iſt, das Anſehn der Perſon über die Gerechtigkeit; und da Jeder, ſo viel an ihm lag, die Geſetze, auch wenn ſie gegen ihn waren, zu ſchützen bemüht war, ſtand auch die Freiheit, die auf den Geſetzen ruht, unerſchüttert. Oder iſt etwa nachdem Ariſtides, der gerechteſte Mann, dem Geſetze zu Folge verbannt worden war, die Gerechtigkeit aus den Mauern Athens gewichen? und hat die Verbannung Kimons, des Sohnes von Miltiades, andere Männer abgeſchreckt, zu Waſſer und zu Lande für das Vaterland zu ſtreiten, ſeine Gerechtſame zu vertheidigen, und ſeine Macht zu vergrößern? Niemand wird dieſes behaupten, und wer es behauptete, würde keinen Glauben finden. Wie nun aber, allen Zeugniſſen zufolge, die von Leodamas gefürchtete Wirkung des Geſetzes nie und zu keiner Zeit

Statt gefunden hat, ſo kann die Nichtigkeit jener Befürchtung auch durch Gründe dargethan werden. Denn als die ſo eben genannten und andere Männer, deren überſchwengliches, obſchon durch Tugend errungenes Anſehn dem Vaterlande gefährlich ſchien, auf einige Zeit aus demſelben weichen mußten, traten an ihrer Stelle andre mit Muth und Tugend begabte Männer auf, und verbreiteten ihren Glanz, welcher vorher durch das hellere Licht eines Einzelnen geſchwächt und faſt ausgelöſcht war. An die Stelle des Einzelnen traten Mehrere, und weit entfernt, daß ihr Eifer durch das, was den Vorgänger betroffen, geſchwächt und entkräftet worden wäre, ward er vielmehr, weil ihm mehr Raum geſtattet war, ſtärker entflammt, und, was in jeder Rückſicht noch wichtiger iſt, durch die Betrachtung gereinigt, daß die ernſten Geſetze der Stadt auch ſchon die Möglichkeit eines Mißbrauches der erworbenen Tugenden beſtrafen. Darum hat es in dieſer der Pallas geweihten und von ihr geliebten Stadt nie an Männern gefehlt, die von der Liebe des Vaterlandes entflammt, dieſem alle ihre Kräfte widmeten, das gemeine Weſen im Innern ſtützten, den Uebermuth auswärtiger Feinde bewältigten, und indem ſie nach Allem, was groß und edel iſt, trachteten, ohne Furcht vor einem möglichen Mißgeſchick, den Weg der Tugend und des Ruhmes verfolgten. Denn Männern, die ſich der

Obhut Athenens würdig beweiſen, kömmt es vor Allem zu, die Tugend um ihrer ſelbſt willen zu üben, und ſich ihrer Folgen, wenn ſie glücklich ſind, zu erfreun, im entgegengeſetzten Falle aber das unvermeidliche Uebel mit Muth zu ertragen.

So wie nun das, was du über die nachtheiligen Wirkungen unſrer alten Geſetze geſagt haſt, als nichtig erſcheint, ſo iſt auch das zweite, obgleich noch ſcheinbarer, dennoch von nicht beſſerm Gehalt. Das zweite nemlich, was du ſagteſt, war, daß es der Gerechtigkeit zuwider laufe, einen um den Staat wohlverdienten Mann, ſtatt ihn durch Belohnung zu ehren, mit Strafen zu belaſten; bei welchem Anlaſſe du dich in eine ausführliche Lobrede der Gerechtigkeit ergoſſeſt; daß ſie die erſte aller Tugenden und die Stütze der Staaten, ja, daß es beſſer ſey, mit der Gerechtigkeit zu Grunde zu gehn, als ohne ſie in Wohlſtand zu blühen; und was dergleichen treffliche Sprüche mehr ſind, die in den Hallen der Sophiſten gelehrt, und in den Schulen zur Uebung in der Beredſamkeit ausgeſchmückt werden. Möchteſt du nun wohl glauben, o Leodamas, daß die Urheber unſrer Geſetze, die zugleich die Begründer unſrer Freiheit waren, die Gerechtigkeit nicht gekannt haben? Und wenn du nicht wagſt dieſes zu behaupten, wirſt du nicht auch eingeſtehn müſſen, daß unſre unberedten Väter, indem ſie gerecht und edel handelten, einen Vorzug vor de-

nen hatten, welche die Grundſätze der Gerechtigkeit zu preißen wiſſen, aber, ſich gleichſam mit Worten loskaufend, im Handeln es damit nicht ſo genau nehmen? Sollten nun wohl Jene nicht auch eingeſehn haben, ſo gut wie du und deines Gleichen, Leodamas, daß man denjenigen nicht beſtrafen müſſe, welcher Belohnung verdiente? und wenn ihnen dieſe Einſicht in andern Dingen nicht gebrach, ſollte ſie ihnen wohl bei jenem Einen Geſetze gemangelt haben? Aber ich weiß, bei den Göttern nicht, weder von welcher Belohnung, noch von welchen Strafen du ſprichſt. Wenn du unter Knechten redeteſt, ſo würde ich glauben, dich zu verſtehn, unter freien Männern aber ſcheinſt du mir Unſinn zu reden. Genügt nicht dem Bürger die Wohlfahrt der Stadt, die er durch ſeine Tugend fördert? und wird ein edler Mann, wenn er auch ehrgeizig iſt, eine andre Belohnung fordern, als die Anerkennung der Tugenden, deren Ziel das gemeinſame Beſte iſt? Dieſen Lohn gewährt daher der Staat wohlverdienten Bürgern durch öffentliche Beſchlüſſe oder durch ſichtbare Zeichen von ſolcher Art, welche nicht zum Nutzen verwendet, noch zum Genuſſe gemißbraucht, ſondern den Göttern als den Urhebern der Tugend und des Glücks gewidmet werden. Jenen uneigennützigen und edeln Sinn, von welchem die Kronen und Tripoden in den Tempeln der Götter zeugen, ungeſchwächt zu er-

halten und zu befeſtigen, fordert Geſetz und Sitte, daß Jeder dem gemeinen Weſen ohne Sold diene, nicht wie bei dem Könige der Perſer, wo nur Einer im Beſitze der Freiheit iſt, alle Andern aber für Gold und mannichfaltigen Lohn dienen. Daher geſchieht es denn auch, daß dieſe Söldlinge, wenn ſie ſich durch gute und lobenswerthe, oder durch ſchlechte und nichtswürdige Dienſte die Gunſt ihres Herrn erworben haben, mit ſolchen Belohnungen von ihm abgefunden werden, in denen ſich zugleich die Macht und Würde des Gebers, und die Niedrigkeit des Empfängers kund gibt, ſo daß dadurch zwar ſein äußrer Wohlſtand vermehrt, ſeine Geſinnung aber noch tiefer herabgedrückt wird. Weil nun ſolches Weſen freien Bürgern ein Greuel iſt, lohnt bei uns der Staat dem Wohlverdienten nicht durch Reichthümer, als ob die Tugend ein erkäufliches Gut ſey, ſondern durch Dankbarkeit gegen die Götter, die ihm ſolche Bürger verliehen haben, durch äußere Zeichen ſeines Wohlwollens, die nicht zum Gebrauche verwendet werden können, durch Inſchriften insbeſondere, welche der gegenwärtigen und künftigen Zeit den Ruhm verdienter Männer verkündigen. Von allen dieſen Belohnungen, nach denen allein einem freien Manne zu trachten geziemt, wird denen keine entzogen, welche das Vaterland aus ſeinen Gränzen zu entfernen für gut findet, nicht zur Strafe, wie du uns glauben machen

willſt, ſondern um ſich von der Furcht zu befreien, und die Sicherheit des Staates gegen Gefahr zu retten. Nun begehre ich keineswegs zu leugnen, daß dieſe Furcht bisweilen ungegründet, und die Gefahr nur eingebildet ſey; in welchem Falle du meineſt, es ſey beſſer, um nicht ungerecht zu handeln, den weitern Erfolg abzuwarten, und der Furcht unterzuliegen. Hier geſtatte mir nun, o Leodamas, dich an etwas zu erinnern, was du ja auch in den Schulen deiner Lehrer vernommen haben mußt, daß zwar die Götter die Welt allein nach dem Geſetze zu lenken vermögen, weil ſie das Innerſte aller Dinge durchſchauen, die Verwalter der Staaten aber auch die Klugheit zu Hülfe nehmen müſſen, um nicht, wegen eines Scheines von Gerechtigkeit, die größte aller Ungerechtigkeiten zu begehn, und den Untergang der Freiheit und des ganzen Staates zu verſchulden. Stelle dir vor, Leodamas, was dir auch, ſo wie wir dich von Jugend auf kennen, nicht ſchwer fallen wird, daß du mit großen Gaben der Natur, mit ungewöhnlicher Weisheit und Klugheit in Beurtheilung des Gegenwärtigen, mit eben ſo vielem Scharfſinn in Ergründung des Zukünftigen, und mit andern Eigenſchaften, wie ſie an dem Sohne des Neokles gerühmt werden, ausgerüſtet wäreſt, und daß du durch Entſchloſſenheit und Muth auf der einen, durch die Begünſtigung des Glückes von der andern Seite ſo große und

rühmliche Thaten verrichtet hätteſt, daß Niemand dein Anſehn und den dadurch erlangten Einfluß ohne Beſorgniß betrachten könnte, ob du dir gleich über die Reinheit deiner Geſinnungen keinen Vorwurf zu machen hätteſt. Wenn nun in einem ſolchen Falle dem dich verehrenden und bewundernden Volke der Vorſchlag gemacht würde, dich auf zehn Jahre oder wie lange ſonſt, lieber zu miſſen, als deine Anweſenheit mit Furcht zu ertragen, ſo ſtelle dir ferner vor, daß das Vaterland in Perſon zu dir träte, und dich etwa mit dieſen Worten anredete: „O Leodamas, du haſt dich bisher wohl um mich verdient gemacht, ſowohl durch weiſe Reden, als durch muthige Thaten, wie es einem guten Bürger geziemt. Dieſes hat mir Nutzen, dir Ruhm gebracht. Dein Wort gilt bei der Menge wie das Wort eines der Himmliſchen, und wenn über eine Angelegenheit des gemeinſamen Wohles berathſchlagt wird, ſo wird deine Meinung vor Allen gehört, und meiſtentheils befolgt. Dieſes Anſehn, das du dir, wie ich nicht leugnen will, auf die rechtmäßigſte Weiſe erworben haſt, erfüllt mich, indem es von Tag zu Tag wächſt, mit Beſorgniß und Unruhe, ſo daß ich ungewiß bin, ob deine Geſinnungen noch dieſelben ſind, die ſie vormals waren, oder ob ſie morgen ſeyn werden wie ſie heute ſind. Du biſt ein Menſch, o Leodamas, und auch die edelſten widerſtehn dem Einfluſſe des Glücks nicht

auf lange Zeit. Wär' ich nun eben ſowohl mit der Kenntniß der Zukunft und göttlichem Wiſſen begabt, als ich heilig und ehrwürdig bin, ſo würde ich in dein Inneres dringen und mich ſelbſt zu jeder Zeit über deine Geſinnnngen belehren können; aber meine Blicke ſind beſchränkt, und meine Erfahrung in vergangner Zeit hat mich bei einigen meiner geliebteſten Kinder belehrt, daß ungeſtörtes Glück den Uebermuth, Uebermuth den Ehrgeiz und Ehrgeiz endlich die Tyrannei erzeugt. Dieſe Furcht beunruhigt mich, und nicht weniger um deinet= als um meinetwillen. Nun aber geziemt es ſich keineswegs für mich, daß ich um Eines Bürgers willen der Ruhe entbehre, und ich fordre dich auf, mich durch ein freiwilliges Opfer von der Furcht zu befreien, und mir die Ruhe wieder zu geben, die ich in deiner Gegenwart nicht mehr genießen kann. Erwäge bei dir ſelbſt, daß du mir Alles verdankſt, was du biſt und vermagſt; daß du die Freiheit und ſelbſt die Tugenden, die du beſitzeſt von mir erhalten haſt; daß dein Ruhm und alles Anſehn, deſſen du dich erfreuſt, eine Frucht des unzähligen Guten iſt, das ich dir von deiner Kindheit an erwieſen, und der Hülfe, die ich dir in allen Dingen geleiſtet habe. Trotze alſo nicht auf deine Verdienſte gegen mich, noch nenne mich ungerecht, wenn ich etwas von dem zurückfordre, was ich dir ſo freigebig geliehen habe. Entferne dich eine

Zeitlang aus meiner Nähe, damit ich mich von meiner Furcht ſammle, und du, von dem Schauplatze deiner Größe entfernt, der Gefahr bethörenden Uebermuthes ausweicheſt. Dieß iſt Alles was ich von dir fordre, und dieſe Forderung iſt mehr ein Bekenntniß meiner Schwäche, als eine Anklage gegen dich, und in jedem Falle ein ehrenvolles Zeugniß deiner Würdigkeit."

Wenn das Vaterland auf dieſe oder eine ähnliche Weiſe zu dir ſpräche, Leodamas, und dich gleichſam an der Hand zu den Gränzen führte, um dich hier mit milden Blicken zu entlaſſen, würdeſt du wohl kühn genug ſeyn, dich auf die ewigen und unverbrüchlichen Geſetze der Gerechtigkeit zu berufen, und ſo, wie du heute gethan haſt, Klage zu führen, daß dir, ſtatt der verdienten Belohnungen, Unrecht zugefügt und Strafen auferlegt würden? Oder wenn du ſelbſt, wie ich doch nicht von dir annehmen will, auf deiner Meinung beharrteſt, glaubſt du, daß Ariſtides oder Kimon den Bitten des Vaterlandes ſolche Vorwürfe und Klagen entgegenſetzen würde?

Aber, ſetzteſt du hinzu, und dieß war das Dritte, was deine Rede enthielt, laßt uns Geſetze machen, die der Beſorgniß gemißbrauchten Anſehens vorbeugen, die den Staat gegen die Ränke der Demagogen ſichern, die Gefahren übermächtigen Einfluſſes entfernen, und ſo jene willkührlichen Hülfsmittel der Noth entbehrlich machen,

die, wie du dich ausdrückteſt, verunſtaltenden Stützen gleichen, die den Einſturz eines baufälligen Hauſes nicht ſowohl aufhalten, als verkündigen. Dieſer Vorſchlag fällt, ſo wie Alles, was du für deine Sache vorgebracht haſt, ſehr gut in das Gehör, und du möchteſt uns leicht bewegen, dich bei der Liebe des Vaterlandes, mit der du dich ſchmückſt, zu beſchwören, unverzüglich Geſetze vorzuſchlagen, die, ohne Beeinträchtigung der Freiheit, und ohne den Keim der edelſten Tugenden zu erſticken, die von dir geforderten Wirkungen haben möchten. Wie aber dieſe Bedingung zu erfüllen ſey, wird ein Gott vielleicht lehren können; daß du es vermöchteſt oder irgend ein andrer, wenn er auch das zehnfache Maaß von Solon's Weisheit beſäße, bezweifeln wir. Schöne Wünſche auszuſprechen und die Erfüllung erhabner Grundſätze zu fordern, iſt leicht; die Weisheit des Geſetzgebers aber beſteht darinne, das Ausführbare zu erſinnen und in's Werk zu ſetzen.

Nachdem ich nun auf das, was Leodamas gegen das alte Geſetz angeführt hat, ſo geantwortet habe, wie es die Wahrheit fordert, nicht mit prunkendem Schmucke der Rede, ſondern, wie geſagt, der Wahrheit gemäß, ſo ſcheint es mir, ihr Bürger Athens, der Ehrfurcht angemeſſen, die wir gegen die Einrichtungen unſrer Väter hegen müſſen, ehe ich ſchließe, dasjenige zu erwähnen, was Jene, wie ich glaube, bei der

Abfaſſung jenes Geſetzes im Sinne gehabt haben. Hierbei erwäget nun vor allen Dingen, wie weit die Geſinnung der alten Geſetzgeber von der Geſinnung deſſen abweicht, welcher meint, daß ſie die Gerechtigkeit in ihrem innerſten Weſen verletzt, und das Streben nach Tüchtigkeit und Tugend gehemmt hätten. Denn dieſer möchte euch Geſetze geben, die, um einem einzelnen Uebel, welches nur Einen auf einmal trifft, und höchſt ſelten Statt findet, vorzubauen, ein großes und dauerndes Uebel über Alle verbreiten würde. Denn welches größere Uebel kann wohl gedacht werden, als durch eine immerwährende und verdrießliche Erinnerung an die Gefahren der Freiheit ein trübes Mißtrauen zu nähren, und hierdurch die Freiheit ſelbſt, für die eure Väter, um ſie uns unverletzt und in ihrer ganzen Fülle zu überliefern, das Leben gelaſſen haben, läſtig und verhaßt zu machen? Von einem ſo verkehrten Beginnen waren jene Alten weit entfernt. Denn da ſie wohl wußten, daß ein unter dem Drucke der Sorgen hingebrachtes Leben dieſen Namen kaum verdiene, und dabei die von der Natur den Menſchen aufgelegten Leiden erwogen, denen zu entgehen unmöglich iſt, ſannen ſie ohn' Unterlaß darauf, den Staat ſo einzurichten, daß ihr die meiſte Zeit hindurch ein heiteres Leben führen könntet, nicht durch Vermehrung ſinnlicher Genüſſe, ſondern durch freien Gebrauch jeder edeln

Kraft. Deshalb gründeten ſie den Staat auf die Freiheit, welche für die unvermeidlichen Uebel reichen Erſatz gewährt, und geſellten ihr das Vertrauen zu, ohne das es keinen vollen Genuß der Freiheit gibt. Dieſen Zweck zu erreichen, erfanden ſie ein Mittel, das Mißtrauen, wenn es irgendwo aus der Tiefe hervorbrechen ſollte, abzuleiten, und das Vertrauen der Bürger auf die unerſchütterliche Feſtigkeit der Verfaſſung dadurch zu ſtärken, daß ſie die Macht in ihre Hände gelegt ſahn, jede allzu kühn aufſchießende Kraft, wenn ſie die Freiheit zu bedrohen ſchien, unſchädlich zu machen. Und ſo zweckmäßig und weiſe war das Mittel erfunden, daß, obgleich dieſe Stadt mehr große Männer erzeugt hat, als irgend ein anderes Land, es dennoch nur ſelten zur Anwendung gebracht werden durfte, woraus zur Genüge erhellt, daß, wie auf der einen Seite der Anwendung edler Kräfte keine Schranken geſetzt wurden, ſo auf der andern die Gemüther der Bürger ein feſtes Vertrauen gegen einander erfüllt hatte. Daher konnten die Einen rühmliche Thaten ausführen, die Andern aber die Früchte dieſer Thaten mit unbeſorgten Herzen genießen, und, was im Leben das Göttlichſte iſt, das Gute wurde mit dem Schönen vermählt. Welch' einen Vorzug wir hierdurch vor andern Hellenen erlangt haben, und insbeſondre vor den Lakedämoniern, welche ihre Geſetze ſo hoch erhe-

ben, kann Jeder einſehn, der die Sache unpartheiiſch erwägen will. Denn jene haben das, was ſie Freiheit nennen, durch das Opfer der Unabhängigkeit erkauft, und indem ſie die Verfaſſung überall mit der Wache des Mißtrauens umſtellen, berauben ſie ſich der Früchte, um derentwillen Staaten gegründet und Geſetze gegeben werden. Daher geſchieht es denn auch, daß ein Athenäer nirgend anders als nach ſeinen angerbten vaterländiſchen Sitten lebt, weil ſie die freiſten und edelſten ſind; der Spartaner hingegen in der Fremde fremde Sitten anzunehmen pflegt, um ſich für den Zwang, der zu Hauſe auf ihn laſtet, zu entſchädigen.

Indem nun unſre Väter auf dieſe Weiſe das Mißtrauen aus dem Staate verbannten, haben ſie auch hierdurch die Freiheit geſichert. Oder was hat der Tyrannei ſowohl bei uns in älterer Zeit, als in andern Städten den Weg gebahnt, als die Furcht vor derſelben? indem entweder dem übermäßigen Anſehn Eines Bürgers ein Andrer, von dem man weniger Beſorgniß hegte, entgegengeſtellt wurde, der dann die ihm anvertraute Gewalt zur Unterdrückung der Freiheit anwendete; oder indem ſich innere Kriege entzündeten, die ſowohl durch die damit verbundenen unvermeidlichen Uebel, als durch die, welche man befürchtete, einzelnen Männern Gelegenheit darboten, ſtatt, wie ſie verſprachen, den Sturm zu

beſchwichtigen, ihrem Lande das Joch der Knechtſchaft auferlegten. So geſchah es hier in dieſer Stadt, daß in älterer Zeit Alkmäoniden und Megakliden wechſelſeitig herrſchten, und Piſiſtratus nebſt ſeinen Söhnen ebenfalls durch das erregte Mißtrauen zur Tyrannei gelangte. Daſſelbe iſt auch Andern begegnet. Denn wie Syrakuſä und viele andre Städte Siciliens und Italiens, welche urſprünglich der Freiheit genoſſen, nach vielen Stürmen in die Knechtſchaft gefallen ſind, iſt Niemanden unbekannt.

Es iſt endlich aber auch dieß großen Ruhmes werth, ihr Bürger Athens, daß diejenigen, welche verordneten, Einen, der dem Vaterlande Beſorgniß erweckte, durch den Beſchluß des Volkes auf einige Zeit zu entfernen, wenn er auch ungewöhnliche Verdienſte hat, eben darin einen großen und erhabnen Sinn bewieſen, daß ſie die Erhaltung des Staates nicht an Einen Bürger gebunden glaubten. Mit einem ſchönen und edeln Vertrauen zu ihren Mitbürgern erfüllt, hielten ſie jeden derſelben der Tugenden fähig, durch welche die Freiheit geſchützt und der Staat erhalten wird, nnd wie ſie ſelbſt von dieſem Vertrauen beſeelt waren, ſo theilten ſie es auch den Uebrigen mit. Wo aber die Tugend in einem Volke herrſcht, und jener lautre und aufrichtige Sinn, welcher ſichrer als die verſchlagenſte Klugheit die Staaten lenkt, in den Verſammlungen

wie in der Verwaltung die Oberhand hat, da wird die allgemeine Wohlfarth nicht auf Einem Bürger ruhn, der ja doch auch dem gemeinſamen Looſe der Menſchheit nicht entzogen werden kann. Nie möge es, ihr Männer Athens, geſchehn, daß wir alle rechtſchaffnen und edeln Bürger dieſer Stadt zu zählen vermöchten, oder daß die Götter alle Tugenden auf Ein Haupt häuften, das wir, ſo lange es unter uns wandelte, mit Schauder betrachten müßten, wenn es uns aber entriſſen würde, an ſeiner Stelle einen Abgrund von Hülfsloſigkeit und Elend zurückließe. Daher flehe ich alle Götter dieſes Landes an, dich vor Allen, Pallas Athene, die du hier von der Akropolis herab, auf unſere Handlungen ſiehſt, und unſre Berathungen, wenn ſie mit frommem Sinne begonnen werden, durch deinen göttlichen Einfluß lenkeſt; und dich, milde Demeter, die du dieſem Lande zum Lohn für die gaſtliche Aufnahme das Geſchenk der Früchte und heilſamer Geſetze verliehen haſt, und alle die ſchützenden Götter dieſes heiligen Landes, daß der männliche Sinn unſrer Väter nie den Truggeſtalten des Wahns weiche, noch ihre Weisheit wortreichen Sophiſten zum Opfer falle, und daß, wie jene ihr Leben an die Erhaltung der Freiheit ſetzten, ſo auch uns gleiche Geſinnung beſeele, und keiner ſich weigere, den Genuß der Güter dieſes Landes, wenn es nöthig gefunden wird, für die Ruhe und Wohlfahrt Aller und des Landes während einer beſtimmten Zeit, aufzuopfern.

8. Griechenſinn.

Zur Zeit der Gründung des Perſiſchen Reiches, als Kyrus die freien Völker Aſiens an den Küſten des Archipelagus ſeinem Zepter unterwarf, drang ſein Feldherr Harpagus auch in Lycien ein, und bedrohte Xanthus mit ſeinem ſiegreichen Heere. Die Einwohner der Stadt, eine kleine Schaar, zogen gegen ihn aus, und bewießen im Kampfe großen Muth; als ſie aber der Menge weichen mußten, ſchafften ſie ihre Weiber und Kinder, mit ſammt ihren Gütern, in die Burg, und legten Feuer an, ſo daß die Burg und was darinne war, ein Raub der Flammen wurde. Nachdem ſie dieſes vollbracht hatten, verſchworen ſie ſich unter einander mit furchtbaren Eidſchwüren, fielen von neuem aus gegen den Feind und kamen insgeſammt um. Das Land, wo ſie gefallen waren, nahmen Fremdlinge ein [1]).

Das Beiſpiel, das Jene gegeben, war nicht verloren für das ſpätere Geſchlecht. Als in den bürgerlichen Kriegen der Römer die Stadt Xan-

thus von Brutus Heere gedrängt und belagert wurde, zündeten die Einwohner die Kriegsmaſchinen der Römer an, und als dieſe dem Feuer wehrten, das auch die nahen Gebäude der Stadt ergriffen hatte, und dieſe zu retten bemüht waren, ſtürzten alle, ohne Unterſchied des Alters und Standes, Weiber und Kinder, Freie und Sclaven auf die Mauer, tödeten die Löſchenden und ſchürten die Flammen an, die ſich über die ganze Stadt verbreiteten. Umſonſt eilte Brutus herbei, dem Unheil zu wehren; ſeine Verſprechungen und Bitten wurden nicht gehört. Von Verzweiflung getrieben ſtürzten ſich viele von den Mauern herab; Weiber und Kinder warfen ſich in die Flammen, und man ſah Knaben, die ihre Väter beſchworen, ihre entblößte Bruſt zu durchbohren. Nur eine kleine Zahl überlebte den Untergang der Stadt, meiſt unfreiwillig, und von dem Feinde zur Annahme der Rettung und des Lebens gezwungen [2]).

In gleichem Sinne, aber mit glücklicherm Erfolge handelten die Phokier. Als dieſe, nach wiederholten Niederlagen in ihren Kriegen mit den benachbarten Theſſaliern, von neuem zu den Waffen griffen, und der Erfolg ungewiß war, trugen ſie ihre Habe, Gold und Silber, Geräth und Kleider, ja ſelbſt die Bilder ihrer Götter zuſammen, und führten einen Holzſtoß auf, den ſie dreißig Männern zu bewachen gaben, mit

dem Befehl, daß, wenn das Heer geſchlagen würde, ſie Weiber und Kinder tödeten und die Leichname ſammt den Gütern in die Flamme würfen. Nach dieſer Anordnung zogen ſie aus gegen den überlegnen Feind. Als ſie nun handgemein wurden, trat ihnen Alles vor die Augen, was den Ihrigen bevorſtand, deren Rettung einzig an ihnen hing; und mit dieſem Gedanken erfüllt, vollbrachten ſie die kühnſten Thaten. Die Götter, heißt es, ſtanden ihnen hülfreich bei, und der glorreichſte Sieg lohnte ihrem Muth 3).

Als im Sommer 1824 eine türkiſche Flotte vor der Inſel Pſara im Archipelagus erſchien, und die ſchwache Bevölkerung, der es an Lebensmitteln gebrach, jeden Verſuch der Vertheidigung gegen den übermächtigen Feind als vergeblich erkannte, beſchloſſen ſie in die unterirdiſche Pulverkammer des Forts Feuer zu werfen. Das Wagſtück mißlang zwölfmal nach einander; einer der Unternehmenden nach dem andern wurde von den Kugeln der Feinde niedergeſtreckt: endlich ſtellen die Griechen das Feuer ein, als ob ſie auf Uebergabe dächten. In dieſer Meinung ſtürzen ſich die Türken nach der Feſtung hin, und ſchon im Begriff einzudringen, erblicken ſie auf ihrer Höhe eine Fahne, auf welcher die Worte „Freiheit oder Tod" zu leſen ſind. In demſelben Augenblick geht das Pulver der Tiefe in Flammen auf; die Feſtung ſtürzt zuſammen; die Pſa-

rioten und ihre anſtürmenden Feinde verſchwinden; ſelbſt Schiffe der Flotte werden durch den furchtbaren Ausbruch zerſtört. Zweitauſend Pſarioten und gegen ſechstauſend Türken wurden das Opfer dieſer heldenmüthigen That [4]).

In den Kriegen, welche die Sulioten mit Ali Paſcha von Janina führten, der dieſes kleine Volk dem Untergange geweiht hatte, trug ſich Folgendes zu. Als einſtmals jene Sulioten gewahr wurden, daß die Satelliten des Paſcha ſich anſchickten, mit Gewalt durch die Päſſe vorzudringen, die zu ihren Felſenhöhen führen, ſtellten ſie ihre Greiſe und Weiber, und wer ſonſt die Waffen zu tragen nicht vermochte, an den Rand einer tiefen Schlucht, in der Abſicht, ſie hinabzuſtürzen, wenn es dem Feinde gelänge, ſich ihrer Wohnſitze zu bemächtigen. Der Himmel ſchützte ſie vor der Nothwendigkeit einer ſolchen That. Sie erwarteten feſten Fußes den kühnen Feind, warfen ihn zurück und nahmen ihm einige Gefangene ab [5]).

So hilft Gott denen, die ſich ſelbſt helfen.

Anmerkungen.

1) Herodot. I. 176.

2) Plutarch Leben des Brutus. Cap. 31. Vergl. Appian vom bürgerl. Krieg. 4. c. 80. Tom. II. p. 632. f.

3) Pauſanias X. 1, 6—10.

4) Mémoires sur les événemens de la Grèce. par Jourdain. 1828.

5) Coray Mémoire sur l'état actuel de la civilisation dans la Grèce. à Paris. 1803. 8.

Zerſtreute Blätter.

Zweites Buch.

1. Die Erbſünde.

I.

Die Gegner der alten Katechismuslehre kämpfen hauptſächlich gegen den Artikel von der Erbſünde und der Verſöhnung, wo zwiſchen die Lehre von der nur durch göttliche Gnade zu beſiegenden Unfähigkeit zum Guten ſteht. Sie nennen dieſe Lehren finſter, lähmend und niederſchlagend; durch ihre Verbannung ſoll das Leben heitrer werden. Dieſe Abſicht mag lobenswerth ſeyn, wenn auch das Bemühen unnöthig, und der Erfolg ungewiß iſt. Meine Anſicht von dem Sündenfalle, und der aus ihm abgeleiteten Erbſünde hab' ich an einer andern Stelle dieſer Sammlung mitgetheilt [1]); wenn aber auch der Glaube an eine durch den Ungehorſam der erſten Menſchen gewirkte, auf alle folgende Geſchlechter forterbende Verdammniß, nach meiner Ueberzeugung, mit vollem Rechte zurückgewieſen wird, ſo kann doch Niemand umhin, eine Erbſünde in einem andern Sinne, als ein an der menſchlichen Natur, von ihrem erſten Entſtehen an, haftendes, von Ge-

ſchlecht zu Geſchlecht forterbendes Uebel anzuerkennen, als ein Uebel, das uns zu dem Bekenntniſſe nöthigt, daß „ein anderes Geſetz in unſern Gliedern, ein anderes in unſerm Geiſte wohne“, und daß der Sieg jenes ſinnlichen Geſetzes von dem heiligſten Weſen, deſſen Gemeinſchaft wir wünſchen, verdammt werde. Dieſes Urtheil der Verdammniß ſpricht jeder geſundfühlende Menſch über ſich ſelbſt aus, weil er wohl weiß, daß eine göttliche Kraft in ihm wohne, über das Geſetz des Fleiſches obzuſiegen, wenn er will, und daß es Gott mißfallen müſſe, wenn er, ſtatt dieſe Kraft aufzubieten, dem ſchlechtern Geſetze den Vorzug gebe. In dieſem Bewußtſeyn aber muß er den Troſt einer ſchlaffen Moral von ſich ſtoßen, daß die Sünde mit dem Menſchen geboren ſey, und daß Gott das nicht verdammen könne, was ſo unmittelbar aus der von ihm ſelbſt hervorgebrachten Natur entſpringe. Wenn ihm auch die Art verhüllt iſt, wie das höhere Geſetz, das in ſeinem Gemüthe wohnt, auf das Geſetz in ſeinen Gliedern wirkt; ſo kann er doch das Daſeyn deſſelben nicht verkennen; und der Glaube, welcher bei der Unbegreiflichkeit jener Wirkung, ſeine Zuflucht zu Gott nimmt, und von ihm, dem er das Daſeyn der freien Kraft in ſeiner Natur dankt, auch ihre Belebung durch den Einfluß ſeiner Gnade erfleht, iſt weder des Menſchen, noch

ſeines Schöpfers unwürdig *). Es kümmert mich nicht, wenn man dieſen Glauben Myſtik nennt, weil ich der Ueberzeugung lebe, daß es keine Religion ohne Myſtik gebe; und eben ſo wenig, wenn man ſagt, daß dieſer Glaube zum Fanatismus, der Fanatismus zu Unthaten führen könne; weil ich weiß, das jeder Glaube, wenn er das Maaß der Vernunft verſchmäht, ſich in die Syrten des Wahnſinns verirren kann.

Das freie ſittliche Geſetz iſt nicht immer frei; es iſt bisweilen, meiſt durch die Schuld der Menſchen, gebunden; das ſchlechtere Geſetz ſeiner Glieder ſiegt ob; und dieſem Siege folgt Beſchämung und Reue nach. Dieſer zu entgehn, vermag kein Menſch, der ſich nicht von Gott losgeſagt hat. Daß aber dann ein Verlangen in ihm erwacht, daß ein Mittler träte zwiſchen ihn und Gott, ein vom Weibe geborner, der ſeiner Natur nach der menſchlichen Schwachheit befreundet, aber frei von ihrem Joche, ihm ein Fürſprecher bei dem ewigen Richter ſey; und daß eben dieſes Verlangen den Glauben erzeuge, daß ein ſolcher Mittler dem ſündhaften Menſchengeſchlechte in Chriſto erſchienen ſey, was kann natürlicher, was kann menſch-

---

*) Pſammon ſagte zu Alexander, alle Menſchen würden von Gott regiert; denn das, was in Jedem herrſche, ſey das Göttliche. Und dieſer Ausſpruch gefiel dem Könige ſehr. Plutarch. Vita Alex. c. 27.

licher ſeyn? An dieſem menſchlichen und frommen Glauben hat ſich die zarte Pflanze des Chriſtenthums aufgerankt; er iſt Jahrhunderte hindurch ſeine ſicherſte Stütze geweſen; ohne ihn wär' es vielleicht bis auf den Namen untergegangen. Auch den Urhebern der Kirchenverbeſſerung war er heilig; die alte kirchliche Lehre der Verſöhnung Gottes durch Chriſtum ſtand ihnen feſt, ob ſie gleich, ſo gut als wir wußten, daß die Bildung und Macht der Hierarchie, der Gewiſſenszwang und die Inquiſition mit dieſer Lehre im engſten Zuſammenhange ſtand.

Aber nicht erſt durch das Chriſtenthum iſt das Verlangen nach einer Ausſöhnung mit Gott in dem Menſchen erwacht; die Wurzeln deſſelben haben zu allen Zeiten in ſeiner Bruſt gelegen, und eine große Zahl von Gebräuchen des Heidenthums, von Reinigungen, Bußen und Weihungen hatte keinen andern Zweck, als den ſündhaften Menſchen der Huld und Gemeinſchaft der Götter würdig zu machen. Die Lehrer der Kirche nahmen dieſen Glauben auf, reinigten und heiligten ihn. Chriſtliche Myſterien traten an die Stelle der Heydniſchen; jene wie dieſe beſtimmt, das Leben des Menſchen Gott näher zu bringen, und die Ausſicht jenſeit des Lebens zu erheitern [2]. Die Zahl dieſer Mittel, das vom Bewußtſeyn der Schuld geängſtigte Gemüth, dem die allgemeine Lehre von göttlicher Barmherzigkeit und die Ver-

weiſung auf ſie nicht genügen konnte, zu beruhigen, wurde in der chriſtlichen Kirche vermehrt, der Glaube an ihre Kraft verſtärkt und vorzüglich durch die Euchariſtie, die Beichte und die Meſſe ein immer bereites Mittel zur Verſöhnung mit Gott dargeboten. Einige dieſer Gnadenmittel nahm auch das lutheriſche Bekenntniß in ſich auf, nur das entfernend, was unbibliſcher Aberglaube ſchien, und legte vorzüglich dem Sacramente (Myſterium) des Abendmahls eine verſöhnende Kraft bei. An dieſer Lehre hielten unſre Väter. Sie fühlten ſich beruhigt, wenn „der verordnete Diener der chriſtlichen Kirche", wie er ſich im Beichtſtuhle nannte, „denen, die wahre Buße thun" im Namen Gottes Vergebung der Sünden zuſicherte; und die Tage, an denen ein Hausvater mit den Seinigen zur Beichte und zum Abendmahl ging, vorher und nachher durch ernſte Betrachtungen und häuslichen Gottesdienſt gefeiert, waren Tage der Weihung, die nicht ohne geſegnete Wirkung blieben. Daher ward auch aus dem Munde der Sterbenden kein Bekenntniß öftrer gehört, als das des Glaubens an die Verſöhnung mit Gott durch ſeinen Sohn. Dieſer Glaube gab ihnen Troſt bei der Erinnerung an das, was ſie im Leben gefehlt und geſündigt haben mochten, und was jetzt, wo ihnen auf dem Scheidewege Alles lebendiger vor die Augen trat, nicht mehr gut gemacht werden konnte; er erheiterte

ihren Blick in das Dunkel der Zukunft, und erfüllte ſie mit der Hoffnung auf einen milden Spruch aus dem Munde des ſtrengen, aber verſöhnten Richters.

Ich der ich in dieſem, jetzt ſo lebhaft beſtrittnen Glauben an die Sündhaftigkeit der menſchlichen Natur und die Verſöhnung Gottes durch Chriſtum erzogen worden bin, habe weder bei meinen Eltern, noch bei andern frommen und chriſtlich geſinnten Leuten, die in dieſem Glauben lebten und ſtarben, die Wirkung ſpüren können, um derentwillen dieſe Lehren jetzt ſo übel angeſehn ſind. Alle vielmehr waren heitern Gemüths, emſig in ihrem Geſchäft, zufrieden mit dem, was ihnen Gott beſchieden hatte, aufrecht in Glück und Unglück, und meiſt hellen Geiſtes in Allem, was das Leben fordert. Es mag auch damals wohl Leute gegeben haben, die ſich zu Trübſinn und Schwermuth neigten, und den natürlichen Hang ihres Temperamentes mit dem Kirchenglauben in Verbindung ſetzten; es hat an ſolchen Trübſinnigen zu keiner Zeit gefehlt, auch in dem heidniſchen Alterthume nicht 3), wo doch von jenen Lehren die Rede nicht war; groß war aber ihre Zahl gewißlich nicht. Sollte ſich dieſe in unſern Tagen vermehrt haben, was ich weder bejahen noch verneinen kann, ſo möchte dieß die vorübergehende Wirkung einer Reaction ſeyn, die theils durch die Ereigniſſe der Zeit, theils durch die vermehr=

ten Streitigkeiten auf dem Gebiete der Theologie, und die Unſicherheit der fluthenden Meinungen bewirkt worden iſt 4). Daß aber dieſe Reactionen die Ruhe der Geſellſchaft nicht ſtören, dafür wird eine wachſame Regierung ſorgen. Das Mehr oder Weniger des Glaubens, für den es nun einmal kein Normal-Maaß gibt 5), zu verdammen, hat Niemand ein Recht; am wenigſten aber dürfte denen, welche ſelbſt eine von der urſprünglichen Lehre der Kirche, der ſie dienen, abweichende Lehre verkündigen, Verachtung derer geziemen, die als Anhänger des alten Kirchen- und Katechismus-Glaubens, wenigſtens in Rückſicht auf die Autorität der Ueberlieferung, in gutem Rechte ſind. Wenn dieſe Alt-Gläubigen, abgeneigt den Stimmen der Neuerungen, die ſie von allen Seiten umtönen, ſich in dem Glauben, den ſie für den bewährteren halten, zu befeſtigen ſuchen; wenn ſie ſich mit den Ihrigen oder mit gleichgeſinnten Freunden zuſammenfinden, um Gott nach ihrer Weiſe und ihrem Sinne zu dienen; wenn ſie Schriften leſen und verbreiten, in denen ſie ſelbſt Erbauung finden, und durch die ſie Andere zu erbauen hoffen; mit welchem Rechte ſollen dieſe Zuſammenkünfte unterdrückt, der Umlauf dieſer Schriften gehemmt werden, da ja die entgegengeſetzte Partei in ihren geſellſchaftlichen Verbindungen und ihren Schriften die unbeſchränkteſte Freiheit fordert und wirklich ge-

nieſst? Man darf freilich überall, wo Parteien einander gegenüberſtehn, zum voraus erwarten, daſs mit ungleichem Maaſse gemeſſen, die innere Geſinnung verdächtigt, vor allen Dingen aber zur Herabwürdigung der Gegner dieſer oder jener Parteiname erfunden wird; aber das, was an ſich nicht recht iſt, ſollte am wenigſten in Sachen einer Religion Statt finden, die dem Frieden und der Liebe geweiht iſt. Auch das iſt keinesweges zu billigen, daſs, wenn fanatiſcher Wahnſinn im Namen der Religion Verbrechen begeht, dieſes dem Einfluſſe der verhaſsten Myſtik und der verurtheilten Lehre zugeſchrieben wird; während man es den Altgläubigen verargt, bei Verbrechen derer, welche aller Religion entfremdet ſind, zu ſagen: Das ſind die Früchte des Unglaubens!

Die Meinung theologiſcher Dogmatiker der alten Schule von einer Verdunkelung des göttlichen Geſetzes nach dem Sündenfalle hat in den heiligen Schriften ſo wenig einen Grund als in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes. Ja ſie leidet an einem innern Widerſpruche. Wenn in dem erſten Menſchen durch den Sündenfall das göttliche Geſetz verdunkelt worden iſt, weil er nicht mehr würdig war, es zu kennen, ſo iſt der Sündenfall ſelbſt das unbegreiflichſte Räthſel, indem Niemand wird erklären können, wie in dem Menſchen, in welchem das göttliche Geſetz in vol-

ler Reinheit ſtrahlte, der Gedanke an Ungehorſam auch nur habe entſtehen können, und faſt eben ſo wenig, warum ihm doch ein Ueberreſt des göttlichen Lichtes geblieben, warum er nicht ganz in die Nacht der Thierheit hinabgeſtoßen worden ſey. Und jener vermeintliche Ueberreſt, der wie ein ausgelöſchter Brand unter der Aſche glimmt, warum iſt er in ſo verſchiedenem Maaße ausgetheilt? Warum tragen nicht blos einzelne Individuen, ſondern ganze Stämme einen ſo großen Theil der vererbten Schuld, daß ſie kaum durch etwas mehr als durch einen kleinen Zwiſchenraum von dem Thiere getrennt, und noch unglücklicher ſind als das Thier? Warum iſt die Wirkung der Erbſünde in ihnen ſo ſtark und furchtbar? warum in Andern ſo ſchwach? Welches größere Recht hatte in dieſer Rückſicht der Bewohner von Hellas auf den Beſitz ſo heller Erkenntniß deſſen, was im Menſchen göttlich iſt, als der Feuerländer? oder wenn — um ohne Rückhalt zu ſprechen, Gott ungerecht genug war, den Ungehorſam Eines Menſchen an ſeiner Nachkommenſchaft zu ſtrafen, warum mußte dieſes erſte Unrecht durch die ungleiche Vertheilung der rechten Erkenntniß wiederholt und vergrößert werden?

Je mehr wir über dieſe Meinung denken, deſto verwirrender erſcheint ſie uns. Laſſen wir ſie zur Seite liegen, ſo tritt die Erfahrung, die

Geſchichte der Menſchheit und die Ueberlieferung der Bibel in Uebereinſtimmung. Gott ſchuf den Menſchen aus Erde; das iſt ſein thieriſcher Theil; er bließ dieſem Gebilde ſeinen Athem ein; das Gebild belebt ſich, und wird eine lebendige Seele; das iſt ſein göttlicher Theil. Dieſe beiden Theile ſind auf eine wunderbare, uns ſchlechterdings unbegreifliche Weiſe mit einander verwebt [6]); keiner kann, keiner mag beſtehn ohne den andern; aber dieſer Verein iſt eine Quelle der Zwietracht. Der Geiſt fordert die Herrſchaft über den Leib; und der Leib, der ſeine Rechte nicht aufgeben kann, ohne ſich ſelbſt zu vernichten, greift durch ſie nur allzu oft uſurpatoriſch in das Gebiet des Geiſtes über. Fragt man, warum das ſo ſey, ſo können wir nicht anders antworten, als: Gott hat es gewollt; wir können von der Urſache dieſer Vereinigung, die zugleich der Grund unſrer tiefſten Erniedrigung und unſrer Erhabenheit iſt, nicht mehr Rechenſchaft geben, als warum die Auſter an den Felſen, die Pflanze an die Erde gefeſſelt iſt. Es iſt die Natur des Menſchen, die Bürde des Leibes zu tragen, wie es die Natur des Adlers iſt, auf einſamen Felſen zu wohnen und zur Sonne aufzuſteigen; die Natur der Biene, in Geſellſchaft zu bauen; des Wurmes, in der Erde zu wühlen. Soll jener wunderbare Verein, jene mißhellige Eintracht (concordia discors), die Wirkung des erſten Ungehorſames ſeyn, ſo weißt

nach, daß der erſte Menſch, der aus Erde gebildete Menſch, vor der Sünde ein andrer, daß er blos Geiſt, und der Herrſchaft des Leibes nicht unterworfen war. Aber der Bewohner des Paradieſes, dem Gott gebot zu eſſen von allerlei Bäumen des Gartens, und dem er ein Weib zuführte, mit dem er Ein Fleiſch ſey, hatte ganz gewiß vor der Sünde thieriſche Bedürfniſſe, wie wir, und gehorchte dem Geſetze, das in ſeinen Gliedern lag. Auch war es eben nur die angemaaßte Herrſchaft dieſes Geſetzes, was die erſte Sünde möglich machte: „Das Weib ſchaute an, daß von dem Baume gut zu eſſen wäre, und lieblich anzuſehn, daß es ein luſtiger Baum wäre;" ſo daß alſo die Verdunkelung des Geſetzes, welche eine Folge des Sündenfalles geweſen ſeyn ſoll, auf eine unbegreifliche Weiſe, hier vor demſelben als Wirkung erſcheint. Der Menſch war alſo, vom erſten Anfange an, wie er jetzt iſt; und in der Geſchichte des Sündenfalles, wie die Geneſis ſie erzählt, erſcheint keine Spur von einer größern Macht des in dem Gemüthe des Menſchen ſtrahlenden, ungeſchwächten Geſetzes, ſo wie auch von einer Verdunkelung deſſelben in der Erzählung keine Spur erſcheint. Dieſe aber einer Meinung zu Liebe umzubilden, würde nicht weniger als Frevel ſeyn. Fragt man nun, was Gott bewogen habe, den Menſchen auf dieſe Weiſe zu bil-

den? ſo antworte ich noch einmal: Wir wiſſen es nicht, und haben auch kein Recht darnach zu fragen, oder darüber Klage zu führen. Die Weisheit Gottes, die jedem Geſchöpfe das, was ſeine Erhaltung forderte, verlieh, und Erde Luft und Meer mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Geſchöpfen erfüllt hat, hat mit dem Menſchen die auf Erden einheimiſche Stufenleiter von Weſen geſchloſſen, indem er ihm von der göttlichen Kraft der Freiheit einen größern Antheil gab, als irgend einem andern Geſchöpfe, und ihn hoch genug erhob, um ſeinen Schöpfer anzubeten, und das Geſetz, das er in ſein Gemüth gelegt hat, als ein göttliches zu erkennen. Ueber den Menſchen hinaus kann eine unendlich höhere Reihe von Weſen liegen, in denen das Geiſtige mit dem Irdiſchen auf die mannigfaltigſte Weiſe bis zur höchſten Reinheit gemiſcht ſeyn kann; eine Leiter, auf welcher aufzuſteigen vielleicht unſre Beſtimmung und unſere Seligkeit iſt [7]. Auf dieſer aber ſchon jetzt eine höhere Stelle zu fordern, und, ſtatt auf der uns angewieſenen Stelle, mit Aufbietung jeder uns verliehenen Kraft, nur darnach zu ſtreben, daß dem Göttlichen in uns die ihm gebührende Herrſchaft zu Theil werde, die Einrichtung der Welt und die göttliche Weisheit wegen der uns anhängenden Unvollkommenheit anzuklagen, iſt ein Frevel des Hochmuths, wenn es nicht Unſinn iſt.

Anmerkungen.

1) S. Verm. Schr. 3 Th. S. 354. f. wo ich die Meinung aufgeſtellt habe, daß das Verbot Gottes, von dem Baume der Erkenntniß zu koſten, den Worten der Bibel zufolge, auf der Beſorgniß ruhe, daß der Menſch durch den Genuß der verbotnen Frucht Gott gleich werde. Dieſe Grundlage des Mythus hat auch Milton ſehr gut erkannt, wenn er (Parad. Lost. IV. 515) den Fürſten der gefallnen Geiſter ſagen läßt:

Knwledge forbidden?
Suspicious, reasonlest! Why should their Lord
Envy them that? can it be sin to know?
Can it be death? and do they only stand
By ignorance? Is that their happy state,
The proof of their obedience and their faith?

Bei dieſer Zurückführung des Mythus auf das

φθονερὸν τὸ θεῖον wird übrigens nicht geleugnet, daß er ſchön und tiefſinnig erfunden iſt. Die Vorausſetzung einer Reinheit und Unſchuld der Seele, die den Unterſchied des Guten und Böſen nicht kennt, gehörte als Ergänzung zu der Idee eines Paradieſes; und mit ihr erſcheint das Verbot Gottes als eine väterliche Warnung vor einer Kenntniß, auf die der Verluſt des tiefen Friedens, den ſie jetzt genoſſen, nothwendig folgen mußte. Was man aber weiter hinzugeſetzt hat, von einer Umwandlung der ganzen Natur nicht blos des Menſchen, ſondern alles auf Erden Erſchaffnen, ſo iſt dieſes eine durchaus willkührliche, durch keine bibliſche Autorität begründete Erfindung, die noch überdieß jedem geſunden Begriffe von der Natur der Dinge widerſpricht, und dem Begriffe von göttlicher Weisheit noch weit weniger zuſagt, als das φθονερὸν τὸ θεῖον. Dieſem iſt der Glaube des Alterthums, daß Gott den Verſtand der Menſchen verwirre, die er zu Grunde richten wolle (ſ. Ruhnk. ad Vellej. II. 58. p. 266) vollkommen analog. Auch dieſer Glaube iſt bibliſch. Nachdem Gott beſchloſſen hat, die Kinder Iſrael aus Aegypten zu führen, gibt er Moſen Befehl, die

Wunder, die er ihn gelehrt, vor Pharao zu thun, und ſetzt hinzu: Ich aber werde ſein Herz verhärten (ἐγὼ δὲ σκληρυνῶ αὐτοῦ τὴν καρδίαν) II. Moſ. 4, 21. und wiederum (II. 7, 3) befiehlt er ihm, den Abzug ſeines Volkes von dem Könige zu fordern, mit demſelben Zuſatze: „Ich aber werde ſein Herz verhärten, und Aegypten meine Hand fühlen laſſen (ἐπιβαλῶ τὴν χεῖρά μου ἐπ᾽ Αἰγύπτου). Mit dieſem Glauben hängt auch die Vorſtellung des profanen Alterthums zuſammen, daß die Götter, wenn ein Menſch zu Grunde gehen ſoll, Vorwände dazu entſtehen laſſen (Herodot. II. 139) und die Menſchen in Verſuchung führen (πειρῶνται). Auch dieſe Vorſtellung iſt den bibliſchen Schriftſtellern nicht fremd, ob ich wohl weiß, daß die Ausleger ſich bemühen, ihr einen der göttlichen Würde angemeſſenen Sinn unterzulegen. Ich will aber nur an die Geſchichte von Ahab, dem Könige von Iſrael, erinnern, den Gott durch einen lügenhaften Geiſt und falſche Prophezeihungen täuſchen läßt, damit er in die Schlacht zöge, in der er umkömmt (Paralip. II. 18, 18—22); gerade wie Zeus in der Ilias dem Agamemnon einen verderblichen Traum ſchickt, der

ihn, gegen beſſern Rath, zur Erneuerung des Kampfes verführt.

2) Cicero de Legg. II. 14. Mihi cum multa eximia divinaque videantur Athenae tuae peperisse, atque in vita hominum attulisse, tum nihil melius illis mysteriis, quibus ex agrestri immanique vita exculti ad humanitatem et mitigati sumus: Initiaque ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus; neque solum cum laetitia vivendi rationem accepimus, sed etiam cum spe meliore moriendi. Ebenſo ſagt Iſokrates im Panegyr. c. 6. τὴν τελετὴν ἧς οἱ μετασχόντες περί τε τῆς τοῦ βίου τελευτῆς καὶ τοῦ σύμπαντος αἰῶνος ἡδίους τὰς ἐλπίδας ἔχουσιν. (S. unſre Verm. Schriften 3 Th. S. 113—116.) Von den ſamothraciſchen Myſterien ſagt Diodor V. 48. γίνεσθαί φασι καὶ εὐσεβεστέρους ἑαυτῶν τοὺς τῶν μυστηρίων κοινωνήσαντες. ohne Zweifel, weil man dabei eine nähere Verbindung mit den Göttern annahm. Denn deum praesentia homines sui meliores fieri solent. Apulej. Met. VIII. p. 172.

3) S. Plutarch's Schrift περὶ δεισιδαιμονίας. Auch im alten Teſtamente, in der vorchriſtlichen Zeit

gab es Leute, die aus Trübſinn oder Heuchelei, „ihrem Leibe weh und übel thaten, und den Kopf hingen, wie ein Schilf, oder auf einem Sacke und in der Aſche lagen.“ Jeſaias C. 58, 3—6. Vergl. Matth. Cap. 6, 16.

4) Eine ſolche Wirkung ſpricht ſich z. B. in folgenden Worten Johann von Müllers (Werke. 33. S. 72) aus: „In der That wird die ſogenannte proteſtantiſche Kirche immer mehr ein Babel; alle Jahre wird ein bibliſches Buch ausgeſtrichen. — Gegen dieſe elende Secte, die kalte, unempfängliche, wollte ich lieber noch mit Myſtikern ſeyn, ſo wenig ſonſt etwas mir zuſagt, das gegen die ſchlichte Manier der Alten iſt.“

5) Man hört jetzt oft von Ultra-Pietismus ſprechen. Wer gibt uns an, wo der ächte Pietismus der Philipp Spener und Hermann Frank aufhört, um in eine Ultra überzugehn? Und wer kann jenen Männern hohe Achtung verſagen?

6) Gregor. Nazianz. Or. XXVI. p. 448. C. *τὸν ἄνθρωπον ζῷον λογικὸν συνεστήσατο καὶ συνέδησε μυστικῶς τε καὶ ἀρρήτως τὸν χοῦν τῷ νοΐ καὶ τὸν νοῦν τῷ σώματι.* Wenn der aus Erde geſchaffene

Menſch (ὁ χοϊκὸς ἄνθρωπος) nach Gottes Ebenbilde geſchaffen war, ſo können wir nicht zweifeln, daß der Erfinder des Mythus Gott ganz nach der Weiſe der Heiden gedacht habe. Und ſo erſcheint er auch in dieſer ganzen Geſchichte, menſchlich fühlend väterlich warnend, und nachdem er, um ſein Anſehn zu retten, geſtraft hat, wie ein milder Vater zur Hülfe bereit. Wir erinnern uns hier an die Worte eines heidniſchen Dichters über die Bildung des Menſchen, die mit der bibliſchen Erzählung zuſammenſtimmen: des Oppianus nemlich im Anfange des 5ten Buches der Halieutica:

ὡς οὐδὲν μερόπεσσιν ἀμήχανον, οὐκ ἐνὶ γαίῃ
μητρὶ καμεῖν, οὐ κόλπον ἀν' εὐρώεντα θαλάσσης.
ἀλλά τις ἀτρεκέως ἰκέλην μακάρεσσι γενέθλην
ἀνθρώπους ἀνέφυσε, χερείονα δ' ὤπασεν ἀλκήν.
εἴτ' οὖν Ἰαπετοῖο γόνος, πολυμῆτα Προμηθεύς,
ἀντωπὸν μακάρεσσι κάμεν γένος, ὕδατι γαῖαν
ξυνώσας, κραδίην δὲ θεῶν ἔχρισεν ἀλοιφῇ·
εἴτ' ἄρα καὶ λύθροιο θεορρύτου ἐκγενόμεσθα
Τιτήνων· οὐ γάρ τι πέλει καθυπέρτερον ἀνδρῶν,
νόσφι θεῶν· μούνοισι δ' ὑπείξομεν ἀθανάτοισιν.

7) Mit Rückſicht auf die Apotheoſe der Kaiſer ſagt Plutarch im Leben des Romulus c. 28. „Die Göttlichkeit der Tugend abzuleugnen iſt ruchlos und unedel; thörigt aber iſt es, die Erde mit dem Himmel zu vermiſchen. Vielmehr muß man, um ſicher zu gehn, mit Pindarus ſagen, daß aller Leib dem übermächtigen Tode folge, ein lebendes Bild (ζωὸν εἴδωλον) aber durch alle Zeiten bleibe. Denn dieſes allein iſt von den Göttern. Von dorther kömmt es; dorthin kehrt es zurück, aber nicht mit dem Leibe, ſondern wenn es ſich von dem Leibe abgeſchieden hat, und gänzlich gereinigt, körperlos und lauter (καθαρὸν καὶ ἄσαρκον καὶ ἀγνόν) iſt u. ſ. w.

---

2. Indifferentismus.

Während auf dem theologiſchen Gebiete zwei Parteien einander gegenſeitig bekriegen, und eine dritte, weniger beachtete, zwiſchen beide vermittelnd tritt, herrſcht bei der Menge in Rückſicht auf das Religions=Bekenntniß eine nicht erfreuliche Gleichgültigkeit. Zu dieſer iſt am früheſten der Grund durch das Beiſpiel der höhern Stände und die Veränderung der Confeſſion aus rein materiellen Gründen gelegt worden. Ich ſpreche hier nicht von ſolchen Fällen, in denen eine Veränderung der religiöſen Ueberzeugung und des Bekenntniſſes durch Liebe erzeugt worden iſt; dieſes iſt allzu natürlich, als daß es ſtrengem Tadel unterliegen könnte; ja es dürfte wohl eher zu billigen ſeyn, daß, wenn bei einem Theile die Ueberzeugung nicht feſt ſteht, dieſer ſich dem Glauben des Andern hingebe, und ſo gleich von vorn herein Einhelligkeit der Geſinnungen in der Ehe begründe, als daß in einer der wichtigſten Angelegenheiten Zwieſpalt daure, und auf die

Kinder übergehe. Aber das, was ſeit zwei Jahrhunderten zahlreiche Veränderungen der Confeſſion in den höchſten Ständen bewirkt hat, iſt aus jener Quelle nicht gefloſſen. Sie waren ein von der Diplomatik feſtgeſetzter Präliminar-Artikel, dem nicht mehr Wichtigkeit gegeben wurde, als dem Artikel von der Ausſteuer, dem Witthum und dem Nadelgelde. Die Beweggründe des Eigennutzes lagen alſo klar am Tage, und wie die proteſtantiſchen Fürſten durch die That zeigten, daß ſie es für klug und recht hielten, die religiöſe Ueberzeugung dem irdiſchen Vortheile aufzuopfern, ſo mußte jedes Beiſpiel dieſer Art beitragen, die Anhänglichkeit an den Glauben der Väter zu ſchwächen; während auf der andern Seite das entgegengeſetzte Verfahren der katholiſchen die Meinung von der beſſern Begründung des alten katholiſchen Glaubens nicht wenig befeſtigte. Wenn eine katholiſche Regierung eine eheliche Verbindung mit einem proteſtantiſchen Hauſe ſuchte, ſo wurde als Etwas, das ſich von ſelbſt verſtände, angenommen, daß der proteſtantiſche Theil ſeinem Glauben entſagte, während der katholiſche keine Conceſſion in dieſer Rückſicht geſtattete; ſo daß ein jeder ſolcher Fall eine Wiederholung des Anathema der katholiſchen Kirche gegen die Andersgeſinnten war, dem ſich dieſe ohne Proteſtation unterwarfen, gleich als ob durch den Glanz der Krone und den äußern Vortheil

die Schmach ſolcher Nachgiebigkeit bedeckt würde *). Erſt die neuere Zeit hat einige Abweichungen von dieſem Grundſatze geſehn; doch hat auch dann bei der Erziehung der Kinder das katholiſche Princip die Oberhand behalten, was denn auch, wie ſchmerzlich es immer dem Proteſtantismus fallen mag, der unſeligen, in einigen Ländern ſogar geſetzmäßig gewordnen Aushülfe, die Kinder in verſchiedenen Confeſſionen erziehen zu laſſen, vorzuziehen iſt. Wir nennen dieſe Aushülfe eine unſelige, aus guten Gründen, weil ſie von zwei Uebeln nothwendig Eines herbeiführt, entweder von Kindheit an den Gemüthern die heilloſeſte Gleichgültigkeit in Rückſicht auf religiöſe Ueberzeugung einzuimpfen, oder, wenn die Lehrer eifrig in ihrem Glauben ſind, in dem Schooße der Familie ſelbſt eine Spaltung herbeizuführen, die wohl zu den größten Uebeln gerechnet werden

*) Die Geiſtlichkeit, welche hätte warnen ſollen, war meiſt allzu abhängig von dem Willen der Fürſten, als daß ſie lauten Widerſpruch hätte wagen können. Und wo es etwa geſchah, ward es beſtraft. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurden kurz nach einander zwei Prinzeſſinnen eines deutſchen Hofes, die eine an einen Großfürſten, die andre an einen Erzherzog verheirathet, und entſagten dem Glauben, auf den ſie getauft und in dem ſie erzogen waren. Da predigte einer der Geiſtlichen: wenn der Satan eine Prinzeſſin dieſes Hauſes zur Ehe verlangte, würde ſie ihm nicht verſagt werden. Worauf er abgeſetzt wurde.

darf. Der gewöhnliche Erfolg aber wird in dieſen Fällen die Gleichgültigkeit ſeyn, und am öfterſten wohl, aus Gründen, die hier zu entwikkeln nicht nöthig iſt, auf der in der proteſtantiſchen Lehre erzognen Seite.

Zu dieſen beiden Urſachen des zunehmenden Indifferentismus unter den Proteſtantiſchgeſinnten darf auch die immer mehr und mehr ſichtbar werdende Ungewißheit der Lehre gezählt werden, die ſich nicht blos in den Schriften mehrerer, ſondern, nach Maaßgabe der Zeiten und der Verhältniſſe, in den Werken Eines und deſſelben Lehrers kund gibt. Wir verweilen bei dieſer Urſache nicht; es iſt genug, ſie hier angedeutet zu haben.

3. Concordia discors.

1835.

Der Kaiſer Julianus ſchreibt in einem ſeiner Briefe (XLII. p. 422): „Für ein Zeichen der rechten Bildung (Erudition) halte ich nicht eine prachtvolle Anordnung der Worte und Sprache, ſondern die geſunde Beſchaffenheit einer verſtändigen Sinnesart, und wahrhafte Einſicht und Meinung von dem, was gut und böſe, was ſchön und häßlich iſt. Wer aber Anderes denkt und Anderes lehrt, der ſcheint mir eben ſo fern von Bildung als von Rechtſchaffenheit zu ſeyn. Beträfe nun der Zwieſpalt der Geſinnung und der Rede nur Kleinigkeiten, ſo iſt er zwar ſchlecht in ſo fern, aber doch nur in dem Maaße ſeines Gegenſtandes; wenn Einer aber in den wichtigſten Dingen anders denkt, und von dem, was er denkt, das Gegentheil lehrt, ſo iſt dieß das Verfahren des Falſchhändlers, der ſchlechteſten Menſchenclaſſe, die am meiſten ſolche Waaren empfiehlt, die ſie für die ſchlechteſten hält."

Als ich zufällig dieſe Worte las, dachte ich an den Unterricht unſrer Jugend, vornemlich in den Volksſchulen.

Ein weſentlicher Theil dieſes Unterrichtes, der wichtigſte von Allem, iſt der Unterricht in der Religion. Dieſer zerfällt in zwei Theile: zunächſt die allgemeine Religion, Erkenntniß Gottes, und des Menſchen Verhältniß zu Gott; dann die beſondern Lehren der Confeſſion, welcher die Jugend, die den Unterricht empfängt, angehört.

Dieſer letztere Theil war es, an den ich bei Julian's Worten denken mußte. Das Gewirr der Meinungen auf dem Gebiete der Lehre, der Streit der Parteien, die Ungewißheit über Wahres nnd Falſches, Anzunehmendes und Verwerfliches, trat mir lebendig vor die Seele.

In den meiſten Schulen proteſtantiſcher Länder liegt dem Religions-Unterrichte Luthers kleiner Katechismus zum Grunde. Die Lehre von der Dreieinigkeit, der Gottheit Chriſti, der Erbſünde, der Verſöhnung des Menſchen mit Gott durch den Tod Jeſu — alle dieſe Lehren ſind in ihm enthalten, ja ſie füllen ihn aus; mit ihnen iſt der Lehrer in den Volksſchulen Jahr aus Jahr ein beſchäftigt; und bei der Vorbereitung zur Confirmation ſind ſie wiederum der vornehmſte Gegenſtand des Unterrichtes. Nun ſind aber alle dieſe Lehren in der neuſten Zeit von namhaften Theologen lutheriſcher Confeſſion in populären

Schriften angegriffen, als unbibliſch und unchriſtlich verworfen, und in die düſtern Winkel pietiſtiſcher Conventikel verwieſen worden. Dieſes in weit verbreiteten Tagblättern wiederholte Anathema kann den Schullehrern nicht verborgen bleiben, und obgleich unter dieſen gewiß nur wenige ſind, welche die exegetiſchen Gründe für und wider die aufgeſtellten Behauptungen zu prüfen vermöchten, ſo werden dieſe doch nichts deſto weniger von Vielen, die ſich ſchämen würden, hinter der Aufklärung der Zeit zurückzubleiben, auf das Anſehn ihrer berühmten Verkündiger hin angenommen. Dieſes hat an ſich bei andern Ständen keine Gefahr. Der Glaube iſt frei; Jedem iſt unverwehrt, die Meinung anzunehmen, die ihm zuſagt; für ehrlich und rechtlich aber kann es nicht gehalten werden, einen andern Glauben im Kopf und Herzen, einen andern auf den Lippen zu tragen. Immerhin mag das Dogma für die künftige Seligkeit gleichgültig ſeyn; für den ſittlichen Menſchen aber iſt Wahrhaftigkeit das erſte Geſetz; und für einen Lehrer der Jugend gibt es keine größere Sünde, als das Gegentheil von dem, was er denkt oder auch nur etwas Anderes zu lehren. Daß es ſich hierbei nicht von etwas Geringem handelt, will ich nicht in Anſchlag bringen; das Wichtigere, das, was mich unaufhörlich beunruhigt, iſt in meinen Augen der heilloſe Zwieſpalt in den Gemüthern der Lehrer;

es iſt die Gefahr der Vernichtung deſſen, was bei der Erziehung der Jugend höher ſteht, als alles Wiſſen, der Sinn für Wahrheit, und der Haß des Betrugs. Oder ſteht es etwa dem Lehrer frei, bei der Erklärung der vorgeſchriebnen Katechismus-Lehre, an die er nicht glaubt, das auszuſprechen, was er ſelbſt davon hält? Wie möchte das Statt finden? Er muß alſo ſeine Meinung zurückhalten. Und wenn ſie nun doch wider ſeinen Willen hervorbricht, was kann die Wirkung ſeyn? Wird nicht die enttäuſchte Schuljugend ſagen: Lernen müſſen wir ſchon was im Katechismus ſteht: aber es zu glauben muthet uns Niemand zu. Auch der Schulmeiſter glaubt es ja nicht. Hält er uns für ſo dumm, daß wir das nicht merken ſollten?

Dieſes Uebel iſt groß. Alles Unterrichten in Schulen, Alles, was aus dem Unterrichte in Schulen gewonnen werden kann, verſchwindet zu nichts, wenn dabei der Sinn für Wahrheit verlohren geht, wenn er auch nur geſchwächt und verletzt wird. Dieſes wird aber ganz unfehlbar geſchehn, wenn die lernende Jugend den Glauben an den Lehrer und an die Wahrheit deſſen, was ſie lernt, verliehrt. Und das man ja nicht glaube, ſie werde ſich auf Verwerfung dieſer oder jener Lehre beſchränken, oder gar deſto treuer an dem halten, was nach Abzug des Verworfenen übrig bleibt! Unreif zu einer Auswahl dieſer Art, wird

ſie die ganze Glaubenslehre mit derſelben Gleichgültigkeit wie die einzelnen Dogmen betrachten, und es wird noch ein Glück ſeyn, wenn, unter günſtigen Umſtänden, auch nur ein Saame der Achtung gegen Religion in den Gemüthern zurückbleibt. —

Mancher wird ſagen: Man führe alſo Katechismen ein, die nur das Weſentliche und die allgemeinen Lehren der Religion enthalten.

Katechismen dieſer Art für eine Schule zu verfertigen, in welcher Kinder von Chriſten und Juden, Mahometanern und Lamadienern unterrichtet würden, hat keine große Schwierigkeit, und iſt wohl von Mehrern verſucht worden. Aber darum handelt es ſich nicht. Das, warum es ſich handelt, iſt, in die Schulen Lutheriſcher Gemeinden ein Lehrbuch einzuführen, welches dasjenige, nach dem ihre ältern Glieder unterrichtet, auf deſſen Inhalt auch das jüngere Geſchlecht bisher verpflichtet worden iſt, nicht blos erſetzen, ſondern, ohne Anſtoß zu geben, und ohne den Unglauben herauszufordern, verdrängen möchte. Dieſe Aufgabe iſt von einer ganz andern und weit ſchwierigern Natur. Wie ſoll es in dieſem neuen Katechismus mit den Lehren gehalten werden, in denen vor und nach der Reformation die Kirchen aller Bekenntniſſe zuſammenſtimmten, die aber jetzt von einer Partei, die ſich vorzugsweiſe die vernünftige nennt, als unbibliſch

und unchriſtlich verworfen werden? Sollen ſie unerwähnt bleiben? Wenn aber die meiſten Glieder der Gemeinde, oder wenn Viele, oder wenn auch nur Einige an dieſen Lehren hängen, die ihnen als heilig und unverletzlich eingeprägt worden ſind? wenn ſie in ihnen den Weg zum Heile ſehn? wenn ſie ihren Troſt darinne finden? Können ſie zugeben, daß man eben dieſe Lehren ihren Kindern vorenthalte? Oder wenn man ſie erwähnt, ſollen ſie mit einer Widerlegung begleitet werden? Von welcher Art ſoll dieſe ſeyn? Wiſſenſchaftlich? Dieſe faßt das Volk nicht. Einfach und poſitiv verneinend? wenn nun aber das Volk eben ſo einfach und poſitiv bejaht, und ſich auf alte Autoritäten ſtützt? wenn es gegen die Einführung der neuen Lehre proteſtirt? —

Zwieſpalt wird alſo nicht zu vermeiden ſeyn. Die eifrigern Anhänger des alten Katechismus-Glaubens, zu dem ſie ſich als Kinder bekannt haben, mit dem ſie vor den Altar und in die Gemeinſchaft der Chriſtenheit getreten ſind, werden ihre Kinder aus der Schule der neuen Lehre entfernen, und wenn der Geiſtliche dieſer ergeben iſt, ſich des Kirchenbeſuchs und der Theilnahme an den Gebräuchen der Kirche enthalten. Ein Theil der Gemeinde wird vielleicht gleichgültig bleiben, nicht aus Einſicht, ſondern aus Stumpfſinn oder aus Bequemlichkeit. Und von dieſen tritt wohl Einer auf, der ſich hellerer Einſicht

rühmt, und ruft unter die Streitenden: Ihr Thoren alleſammt! Was hadert ihr um alt und neu; um wahren und falſchen Glauben? Es iſt doch Alles eitler Trug. Geſcheute Leute wiſſen was ſie davon zu halten haben.

Eine ireniſche Freigeiſterei dieſer Art, welche allen religiöſen Glauben als veraltet und der aufgeklärten Zeit unwürdig von ſich ſtieße, möchte, wenn ſie herrſchend würde, leicht verderblicher ſeyn, als der Zwieſpalt über die Art des Bekenntniſſes, wenn gleich der letztere, wenn er ſich in Thaten kund gibt, für gefährlicher gilt. Es iſt aber gar nicht zu zweifeln, daß dieſe Geſinnung ſich in dem Maaße verbreiten wird, in welchem der herſchende Geiſt der Zeit, die Hochſchätzung der materiellen Intereſſen, neben dem Hange zum Genuß, mächtiger wird, und der höhern Richtung entgegentritt, welche noch andre Güter kennt, und Beherrſchung der ſinnlichen Triebe gebietet. Wie ſehr aber auch immer die Zahl der Weltlichgeſinnten wachſen möge, immer werden Einige übrig bleiben, die das Bedürfniß einer poſitiven Lehre fühlen, und ſich nach einem Unterrichte ſehnen, der dieſer Lehre entſpricht. Soll dieſe Sehnſucht unbefriedigt bleiben? ſoll denen, welche ſie fühlen, zugemuthet werden, den Glauben ihrer Väter, auf den dieſe ſtarben und in dem ſie ſelbſt zu ſterben hoffen, aufzugeben, und das, was ſie für ewig hielten, dem Gebote der beweg=

ten Zeit aufzuopfern? Sollen ſie aller Erbauung beraubt ſeyn, weil ſie ſich in der neuen Lehre nun einmal nicht erbauen können? — Oder ſollen auf der andern Seite diejenigen, welche die alte Lehre verwerfen, dennoch fort und fort der Glaubensform folgen, gegen die ſie proteſtiren? Sollen ſie, was noch ſchmerzlicher iſt, zugeben, daß ihre Kinder in einem Bekenntniſſe erzogen werden, das ſie ſelbſt verwerfen? daß jene dieſes Bekenntniß öffentlich und mit Feierlichkeit ablegen, und dadurch ihren anders geſinnten Eltern, und, wie dieſe glauben, der Wahrheit ſelbſt Hohn ſprechen?

Alles dieſes ſind große, das ganze religiöſe Leben bedrohende Uebel, die, wie wir gezeigt haben, auf den Character der Jugend und des geſammten Volkes die nachtheiligſte Wirkung haben müſſen. Dennoch ſcheint es unmöglich, bei dem gegenwärtigen Stande der Sache, dieſen Uebeln abzuhelfen, ohne die proteſtantiſche Freiheit aufzuheben, d. h. ein Uebel durch ein andres zu heilen.

Die Wurzel der Krankheit, von der wir ſprechen, liegt in der kirchlichen Verfaſſung unſers Vaterlandes. Sie auszureißen gibt es nur Ein Mittel: Aufhebung der kirchlichen Schranken, innerhalb deren allein geſtattet iſt, auf bürgerliche und kirchliche Rechte Anſpruch zu machen. Nachdem ſo viele andre Schranken gefallen ſind, welche in Deutſchlands Grenzen die Völker von einander

hielten, warum ſollten nicht auch diejenigen fallen können, welche Menſchen der verſchiedenſten Meinungen unter Einem unangemeſſenen Namen zuſammendrängen? In dieſer erzwungenen Gemeinſchaft widerſprechender Elemente ſteht unter dem Namen Luthers — um nur von dieſem Theile zu ſprechen — der rechtgläubige Lutheraner neben dem katholiciſirenden und dem Calvinismus Geneigten, und um dieſe drängt ſich in höchſt abweichenden Schattirungen eine Anzahl von Unitariern und Deiſten, die ſich insgeſammt, um des ererbten Namens willen, einerlei Unterricht in der Kirche und der Schule gefallen laſſen müſſen. Durch das Zuſammenziehen der lutheriſchen und calviniſchen Gemeinden in eine evangeliſche Kirchengemeinſchaft, ſo löblich an ſich, iſt die Sache im Ganzen nur wenig verändert worden; wie denn ohne allen Zweifel rechtgläubige lutheriſche oder calviniſche Gemeinden, wenn ſie ſich gegen die Vereinigung ſträuben, oder ſich weigern einen Prediger, der nicht ihres Bekenntniſſes iſt, anzunehmen, nach den anerkannten Grundſätzen der Gewiſſensfreiheit, in ihrem guten Rechte ſind *).

*) „In Wiſſenſchaften, an denen ungleich weniger gelegen iſt, verläßt Jeder nach Willkühr einen Lehrer, der ihm nicht Genüge thut; und in der wichtigſten Angelegenheit des Menſchen ſollte es ihm nicht erlaubt ſeyn, ſich und die Seinigen dem Unterrichte eines Mannes zu entziehn, der,

Laſſet jene Schranken fallen, die zu gleicher Zeit zu weit und zu eng ſind, geſtattet den Gleichgeſinnten ſich aneinander zu ſchließen, wie in geſellſchaftlichen Vereinen des profanen Lebens, hindert ſie nicht, ſich nach ihrer Ueberzeugung zu erbauen, wie es auch Quakern und Methodiſten, Mennoniten und Waldenſern erlaubt iſt; ſo wird der Geiſt der Lüge, welcher jetzt den Religions=Unterricht bedroht, von ſelbſt weichen; Jeder wird frei ſeinen Glauben bekennen, und da er dieſen, ſeiner Ueberzeugung und ſeinen Verhältniſſen gemäß wählen, und, wenn ſich dieſe ändern ſollten, verlaſſen darf, ſo wird auch aller Widerwille ſchwinden, der jetzt vielleicht in Folge des Zwanges von Manchem gefühlt wird. Vor Allem aber, damit wir auf das zurückkehren, wovon wir ausgegangen ſind, werden die Lehrer der Schulen und Kirchen von dem Widerſpruche befreit werden, der jetzt auf dem Gewiſſen vieler laſtet, welche gegen ihre Ueberzeugung lehren, und doch nicht, ohne große Nachtheile, von ihrer Stelle weichen können *). Hierbei aber wollen wir nicht verſchwei=

---

nach ſeiner Meinung, gerade zum Verderben führt?“ Rehbergs ſämmtl. Schriften I Th. S. 203.

*) „Wenn die Gemeinde auf öffentliches Bekenntniß gewiſſer Lehren gegründet iſt (und womit ſollte bewieſen werden, daß dies nicht geſchehen dürfe?), muß nicht der öffentliche Beſtreiter die=

gen, daß die Herſtellung einer ſolchen wahrhaften Gewiſſensfreiheit ſo großen Schwierigkeiten unterliegt, daß ſie wohl bis an das Ende der Tage ein frommer Wunſch bleiben wird.

———

ſes Glaubens die Gemeinde verlaſſen?" Rehberg a. a. O. S. 210.

4. Heidenthum und Chriſtenthum.

1. Man wirft dem Heidenthume hartherzigen Stolz und Mangel an Demuth vor, während doch ihre ganze Religion auf nichts ſo entſchieden gerichtet war, als auf die Lehre von der Nothwendigkeit des Gehorſams und der Unterwerfung unter die göttliche Macht. Was predigt denn die griechiſche Tragödie anders als Demuth? oder worauf anders weißt die alte Geſchichte hin, als daß die göttliche Allmacht den anmaaßenden Stolz zu Boden wirft? Alle Lehren der Weiſen und Dichter deuten auf Gott, auf die Abhängigkeit der Menſchen von Gott, und auf die Nichtigkeit alles Menſchlichen vor Gott. „Bete zu den Göttern, ſagt Theognis, denn bei ihnen iſt die Macht. Nichts wird den Menſchen zu Theil ohne die Götter, weder Gutes noch Böſes.“ — „Eitel iſt, ſagt derſelbe Dichter, was der Menſch wähnt; denn er weiß nichts. Die Götter aber vollbringen Alles nach ihrem Sinne“. Und an einer andern Stelle: „Nie ſprich ein ſtolzes Wort

aus, denn Niemand kann wiſſen, was der nächſte Tag oder die Nacht gebiert".

2. Das ganze Alterthum, vorzüglich das helleniſche, iſt von dem Glauben an den engen Zuſammenhang des Göttlichen mit dem Menſchlichen durchdrungen. In der mythiſchen Zeit wandeln die Götter unter den Menſchen, fördern ihre Zwecke oder arbeiten ihnen entgegen; und es gibt kein glückliches oder unglückliches Ereigniß, das nicht in unmittelbarer Beziehung auf Gott und das Göttliche gedacht würde*). Nachdem aber auch mit der Heroenzeit dieſes trauliche Zuſammenſeyn und dieſer innige Verkehr aufgehört, und die Götterwelt ſich in den Olymp zurückgezogen hatte, blieb doch der Glaube an ihre thätige Einwirkung zurück, und Logographen und Geſchichtſchreiber webten das epiſche Gewebe in demſelben Sinne und nach demſelben Muſter, nur mit weniger glänzenden Farben fort. Durch Herodots ganzes Geſchichtswerk tönt die Stimme der Götter faſt nicht minder vernehmlich als in dem homeriſchen Epos, bald durch Orakel und Träume, bald durch die Ausſprüche Gottbegei-

*) Alle Völker ſagen aus Einem Munde, ein Gott habe ſich ihrer angenommen. Von einem höhern Weſen gehen alle Verfaſſungen aus. Das erſte nothwendigſte Bedürfniß, wie für den einzelnen Menſchen, ſo für die Geſellſchaft iſt ein Gott. Jacobi's Werke. IV. 1. p. 242.

ſterter Seher, bald durch ſichtbare Vorzeichen bei Opfern und in der Natur, durch Ereigniſſe und Thaten endlich, in denen ſich die Einwirkung der Gottheit zu offenbaren ſcheint*). Nicht weniger durchwebt von Religion iſt die Geſchichte Xenophons in dem ſchönſten ſeiner Werke, deſſen ganzer Inhalt eben ſowohl für die Tiefe ſeines kindlichen Glaubens als für ſeine Beſonnenheit im Handeln Zeugniß gibt. Die helleniſche Poeſie aber iſt in ihren herrlichſten Erſcheinungen einer Offenbarung Gottes gleich zu achten, und die Dichter ſind, was ſie zu ſeyn ſich rühmen, Dolmetſcher und Organe der Gottheit. Wer denkt hierbei nicht an Pindar, den Schwan der Dirce, in deſſen Hymnen uns noch jetzt das Edelſte, was alter Glaube gedichtet hat, wie ein Götterſpruch aus geweihtem Munde wiedertönt?

3. Während ſich die kritiſche Exegeſe der modernen Welt abmüht, auch ſolche Ereigniſſe, die Jahrhunderte hindurch für unmittelbare Wirkungen der waltenden Gottheit und für Wunder gegolten haben, in natürliche Erſcheinungen umzuwandeln, führt der alte helleniſche Glaube auch das, was auf gewöhnlichem Wege nicht ſchwer zu erklären iſt, lieber auf den göttlichen Willen zurück. Großes Unglück hochgeſtellter Menſchen, wenn ſein Urſprung auch gleich in ihrer eignen

---

*) S. unſre Verm. Schriften 3 Th. S. 352 f.

Schuld nachgewieſen werden kann, iſt ihnen von Gott geſchickt, meiſt um frühere Unthat zu ſtrafen, wodurch nicht ſelten ihr Geiſt verwirrt, und neue Sünde erzeugt wird. Hierbei hat der Nothbehelf des Zufalls wenigen Raum, und auch ſelbſt kleine und unbedeutende Ereigniſſe ſind, wenn aus ihnen Großes hervorgeht, eben um dieſer Folge willen von Gott gewirkt; wie wenn das Kind der Labda die abgeſendeten Mörder anlächelt, und durch ſein Lächeln entwaffnet, damit der Stamm Eetions erhalten würde*); oder wenn ſich Kandaules, um den Beſchluß des Schickſals zu erfüllen, durch ſeinen Unverſtand den Tod zuzieht**). Solcher Glaube geht von Homer und den alten Dichtern auf die Hiſtoriker über und culminirt im Herodot, und ſelbſt Plutarch noch ſtellt den Glaubensſatz auf, daß bei wichtigen und gefährlichen Unternehmungen Gott das Gemüth der Menſchen mit Begeiſtrung erfülle, und, ohne die Freiheit des Willens aufzuheben, ihm den Anlaß zum Handeln gebe, wodurch es mit Hoffnung und Vertrauen erfüllt werde***).

4. Ununterrichtete meinen, das Chriſtenthum

---

*) Herodot. V. 92. *τὸν λαβόντα τῶν ἀνδρῶν θείῃ τύχῃ προςεγέλασε τὸ παιδίον.*

**) Herodot. I. 8.

***) Plutarch. Vit. Coriolani. c. 32. Vergl. Schaefer Animadv. Tom. IV. p. 393. zu p. 373, 7.

ſey zu Weihnachten im Jahre Eins zu Bethlehem geboren und im Jahr drei und dreißig am Trinitatisfeſte zu Jeruſalem ins Leben getreten; aber auch von denen, welche die Apoſtelgeſchichte geleſen haben, wiſſen nur Wenige, wie langſam ſich ſein zarter Keim durch den Schutt des Heidenthums, des Unglaubens und Aberglaubens zum Lichte emporgearbeitet hat. Als es ſich aber nach Jahrhunderten neben und über den Thron der Kaiſer ſetzte (nicht ohne Veränderung ſeiner Natur), und ſein neues Licht nicht blos den Weg zum Himmel, ſondern zu irdiſchem Glück und weltlicher Größe zeigte, erloſch darum die Flamme auf den alten Altären noch nicht, und es bedurfte des weltlichen Armes, um die Götter aus ihren Tempeln, und das Volk in die Kirche zu treiben.

Noch im vierten Jahrhundert war der Sieg des Chriſtenthums nicht entſchieden.

An dem Eingange der römiſchen Curie ſtand ein Altar der Victoria, auf welchem die Senatoren zu opfern und bei dem ſie zu ſchwören pflegten. Conſtantius ließ ihn wegſchaffen; Julianus ſtellte ihn wieder her; Gratianus entfernte ihn von neuem, ohne doch ſeinen Eifer auf andre Gegenſtände des heidniſchen Glaubens auszudehnen. Denn noch immer (im Jahr 382) war Rom mit Tempeln und Bildern angefüllt, und Ambroſius, des Heidenthums heftigſter Feind,

beklagt den Greuel des Opferduftes und der Verehrung der falſchen Götter, der überall in Rom die Sinne der Gläubigen verletze (Ambros. Epist. XVII. Tom. II. p. 825). Der Senat, zum größern Theil dem alten Glauben ergeben, forderte die Wiederherſtellung des zerſtörten Altars in wiederholten Geſandſchaften, aber ohne Erfolg. Die Göttin des Sieges mußte weichen von der Stelle, die ſie ſo viele Jahrhunderte behauptet hatte.

An der Spitze dieſer Geſandſchaften ſtand Symmachus, ein Mann durch äußere Würde, tadelloſe Sitten und Beredſamkeit ausgezeichnet, aber durchdrungen von der Ueberzeugung, daß ein guter Bürger dem Glauben der Väter folgen müſſe. Einiges aus den Reden, die er bei dieſer Veranlaſſung hielt, iſt durch ſeine Briefe auf uns gekommen, und die Grundſätze, die er darinne ausſpricht, ſind ſo voll Römerſinns, und zugleich mit ſo großer Mäßigung ausgedrückt, daß wir ihnen auch jetzt noch unſern Beifall nicht verſagen können. „Wir verlangen, ſagt er unter Andern (X. Ep. 54), den Zuſtand der Religion zurück, der dem Staate ſo lange nützlich geweſen iſt. Wer iſt den Barbaren ſo befreundet, daß er nicht den Altar des Sieges zurückwünſchen ſollte? Laßt uns wenigſtens vorſichtig ſeyn, und üble Vorbedeutungen fliehn. Gebt wenigſtens dem N a m e n die Ehre, die ihr dem W e ſ e n

(numini) verſagt. — Wäre auch die Verehrung der Gottheit des Sieges nicht gerecht, ſo iſt es doch ſchicklich, die Zierden der Curie zu ſchonen. Geſtattet uns doch, ich beſchwöre Euch, das, was wir in der Kindheit empfangen haben, in unſerm Alter auf die Nachwelt zu bringen. Die Macht des Gewohnten iſt groß. Mit Recht hat daher die That des Kaiſers Conſtantius keine Dauer gehabt. Vermeidet Alles, wovon ihr wißt, daß es hat entfernt werden müſſen. Laßt uns hingegen ſorgen für die ewige Dauer unſers Ruhmes und Namens, damit das künftige Geſchlecht nichts zu verbeſſern finde.“

Weiterhin ſagt der beredte Vertheidiger des alten Cultus: „Jedermann hat ſeine eignen Sitten, ſeine eignen Gebräuche. Mannichfaltige Beſchützer hat die Gottheit den Staaten zugetheilt; und der Nutzen iſt es, der dem Menſchen ſeine Götter beſtätigt. Denn da der Grund der Dinge verhüllt iſt, woraus kann die Erkenntniß der Götter mit größerer Sicherheit geſchöpft werden, als aus den Denkmälern und aus der Erinnerung des durch ſie empfangenen Glücks? Hat nun die Länge der Zeit einer Religion Anſehn verliehn, ſo muß den Jahrhunderten Treue bewahrt werden, und wir müſſen dem Beiſpiele unſrer Väter folgen, welche ſelbſt den ihrigen ſo glücklich gefolgt ſind. Stellen wir uns vor, Rom ſelbſt ſtände hier und ſpräche ſo zu Euch: Treff-

liche Fürſten! Väter des Vaterlandes! ehret das Alter, zu dem mich mein frommer Gebrauch geführt hat, und geſtattet mir, den angeſtammten Gebräuchen treu zu bleiben. Ich befinde mich wohl dabei. Laßt mich alſo nach meiner Weiſe leben; denn ich bin frei. Dieſer Cultus hat die Welt meinen Geſetzen unterworfen; dieſe Opfer haben den Hannibal von meinen Mauern, die Senonen vom Capitolio abgewehrt. Bin ich darum ſo alt geworden, um meiner Sitten Tadel zu hören? — Wir bitten alſo um Schonung und Ruhe für die einheimiſchen, für die väterlichen Götter. Es iſt der Billigkeit gemäß, das, was Alle verehren, was es auch ſey, für Eins zu halten. — Was liegt daran, mit welchem Maaße von Verſtand jeder nach Wahrheit forſcht? Auf Einem Wege kann man zu einem ſo großen Geheimniſſe nicht gelangen*).“

*) Ueber dieſe Begebenheit macht Heyne (Opusc. Acad. VI. p. 122) folgende wohlgegründete Bemerkung: Nescio an aequius fuisset, aram relinquere patribus, qui antiqua sacra retinebant, et jubere liberum esse iis, qui nova sacra amplexi erant, sub ingressum curiae aram nec adire, nec curare. At providendum erat hoc, ut, qui curiam ingrediebantur, essent justi et sancti viri, ingeniis, animis, moribus bene informatis, rerumque agendarum scientia et studio satis instructi.

Was auf Symmachus Vorſtellungen nicht geſchehn war, geſchah zehn Jahre ſpäter, indem der

Dieſe letzten Worte enthalten eine Wahrheit, die, wäre ſie immer erwogen und feſtgehalten worden, der chriſtlichen Kirche viele, unaustilgbare Flecken erſpart haben würde.

5. Sehr früh iſt in dem Menſchen zugleich mit dem Glauben an Gott die Sehnſucht einer Gemeinſchaft mit Gott erwacht. Dieſe Sehnſucht trieb ihn, das in ſeinem Innern wohnende Göttliche, mit einer ſinnlichen Form umgeben, außer ſich in die Welt zu ſtellen, und die hinfällige Natur zu dem zu erheben, was ewig und unvergänglich iſt. Der Menſch, nach Gottes Bilde, wie er wähnte, geſchaffen, ſchuf nun ſeiner Seits Götter nach dem ſeinigen, und trug die Anbetung, die er der in ihm wohnenden Idee zollen mußte, auf ihren ſichtbaren Schatten über, den er auf ſeine Altäre erhoben hatte. Nur ſo glaubte er ſich der Gemeinſchaft Gottes erfreuen zu können. Das Bild, durch ſeine Beſtimmung geheiligt, wurde es noch mehr durch den nah liegenden Glauben, daß die Gottheit ſelbſt in ihrem Bilde wohne, und dieſem ihre eignen Kräfte verleihe *).

Kaiſer Eugenius auf wiederholtes Bitten den Altar wiederherſtellen, und den heidniſchen Tempeln die ihnen entzogenen Einkünfte zurückgeben ließ.

*) Nach Photius (Bibl. cod. CCXV. p. 173. ed. Bekk.) hatte ſelbſt Jamblichus noch in der Schrift περὶ ἀγαλμάτων darzuthun geſucht, daß die Bil-

6. Es hat keine Religion gegeben, wie einfach auch ihre Anfänge waren, die nicht allmählig, aus Vorliebe und in guter Meinung, ausgeſchmückt, und im Fortgange der Zeit verbildet worden wäre; ſo wie der Menſch den nackten Leib, mit dem er geboren worden, erſt zum Schutz, dann zum Schmucke bekleidet. Wie ſich aber auch in mannichfaltiger Umhüllung die Schönheit des urſprünglichen Leibes nie ganz verbirgt, ſo dringt auch die Kraft der Religion in ihre Umbildungen ein, und gibt ſich in dem Heidenthume durch die Myſterien und in der Idolatrie kund. Als das Chriſtenthum den alten Glauben verdrängte, war es weit verſchieden von dem, was es urſprünglich hatte ſeyn wollen; aber in allen

---

der göttlich und voll der göttlichen Kraft ſeyen: θεῖα τὰ εἴδωλα καὶ θείας μετουσίας ἀνάπλεα, und nicht blos die ſogenannten διιπετῆ, ἀλλὰ καὶ ὅσα τέχνη χαλκευτική τε καὶ λαξευτικὴ καὶ ἡ τεκτόνων ἐπὶ δήλῳ μισθῷ καὶ ἐργασίᾳ διεμορφώσαντο. Dieſer Behauptung hatte Philoponus eine eigne Schrift entgegengeſetzt. Beim Auguſtinus (de Civit. Dei. VIII. 23) ſagt Hermes, spiritus invisibiles per artem quandam visibilibus rebus corporalis materiae copulare, ut sint quasi animata corpora illis spiritibus dicata et subdita simulacra: hoc esse dicit deos facere, eamque magnam et mirabilem deos faciendi accepisse homines protestatem. Daß auch dieſer Glaube in das Chriſtenthum übergegangen iſt, und ſich noch jetzt in der Verehrung wunderthätiger Bilder kund gibt, iſt hinlänglich bekannt.

den Verhüllungen, durch die ein Jahrhundert nach dem andern es umſtaltete, hat es doch durch die ihm beiwohnende unvertilgbare Kraft den langen Zeitraum erfüllt, der ſich bis zu der Reformation der Kirche ausdehnt. Dieſe verſuchte es ihm die Hüllen abzuziehn, ohne die es vielleicht gar nicht fortgelebt hätte, indem ſie hoffte, es ſo in ſeiner urſprünglichen Schönheit herzuſtellen. Eitler Wahn! Schon die nächſte Zeit behauptete, man habe ihm noch allzu viele Hüllen gelaſſen *), und jetzt iſt man von neuem bemüht, das vor drei Jahrhunderten begonnene Geſchäft zu vollenden. Ueber den Erfolg wird die Zeit richten. Aber Manchem dünkt es, daß der auf verunſtaltenden Schmuck gerichtete Eifer auch den Leib der Lehre nicht ſchone, und daß man bei weiterer Fortſetzung dieſer Reinigung fürchten müſſe, ſtatt des Chriſtenthums ein abſchreckendes Präparat zu erhalten.

7. So oft ich in einer Gemälde-Sammlung bei den Werken der Kunſt verweilte, die ſich auf Gegenſtände der chriſtlichen Mythologie bezogen; Gegenſtände, die dem frommen Sinne der vergangenen Zeit für wahrhafte Manifeſtationen

---

*) Den Männern, die ſich im 16. Jahrhundert um Reinigung der Kirche bemühten, legt ein proteſtantiſcher Theolog in der Darmſt. Kirchenzeitung (1835. 157) einen furor reformandi bei, ein Ausdruck, der in dem Munde eines Katholiken nicht unerwartet wäre, von einem Proteſtanten gebraucht, wenigſtens unſchicklich iſt.

der Gottheit galten, von der Kritik unſrer Tage aber als Dichtung oder abgeſchmackter Aberglaube verworfen werden; und wenn ich wahrnahm, daß gerade dieſe Gegenſtände mit einer wahrhaft religiöſen Liebe, und aus treuem Glauben an ihre Wahrheit, gedacht und ausgeführt waren, ſo konnte ich nicht umhin, mich recht aufrichtig zu freuen, daß es einmal eine gläubige unkritiſche Zeit gegeben habe. Der vereinte Scharfſinn aller Theologen unſers kritiſchen Zeitalters hätte nicht vermocht, die Idee einer ewigen Jungfrau zu ſchaffen, in der ſich die Reinheit der jungfräulichen Natur mit der Innigkeit tiefer Mutterliebe und der Verehrung ihres für Gott erkannten Kindes verſchmilzt; oder die Idee der Himmelskönigin, die, mit der Krone aller Tugenden geſchmückt, eben ſo ſehr durch ihre Demuth, als durch die ihr von Gott verliehene Würde ſtrahlt. Und ſo nicht weniges Andre, worinne die Kunſt ihre höchſten Triumpfe feiert. — So hat ſich auch nicht weniger die höchſte und edelſte Poeſie auf dem Gebiete eines, durch keine Kritik verkümmerten Glaubens erzeugt. War dieſes Gebiet zerſtört, ſo gab es keine Comedia divina, kein befreites Jeruſalem, kein verlohrnes Paradies, keine Meſſiade. Selbſt zum Himmel durfte ſie nicht hinaufſteigen; denn es gibt keinen Himmel; noch zur Hölle hinab, die eine Dichtung des Aberglaubens und ein Schreckbild eigennützigen Betruges iſt. Engel und Teufel

ſind zu Metaphern geworden, die durch die Zauberſprüche der Kritik aus der Kirche verbannt, nur in der Oper noch oder im Puppenſpiele eine Freiſtatt finden.

8. Ich habe einen ſo feſten Glauben an die Weisheit der Weltregierung, und an die väterliche Liebe Gottes zu dem armen Geſchlechte der Menſchen, ſeinem Werke, daß es mir ſchwer fällt, irgend eine Art der Religion und des Cultus ohne weiteres zu verdammen. Wäre es Gottes Wille geweſen, daß zu jeder Zeit nur Ein Glaube auf Erden herrſchte, und er ſelbſt überall nur auf Eine Weiſe verehrt würde, er würde der menſchlichen Natur eine andre Richtung gegeben haben. Der Gedanke an Gott iſt mit dem Menſchen gebohren; er erwacht in ihm mit dem Erwachen der Vernunft; aber dem Funken ähnlich, den die Aſche aufbewahrt, iſt das Maaß ſeiner Entwickelung zu Licht und Wärme in den Gemüthern der Einzelnen und bei ganzen Völkern höchſt ungleich. Wie die Stufen der Erkenntniß zahllos ſind, ſo ſind es auch die Arten der Verehrung Gottes, das heißt, der Kundgebung eines Glaubens an Gott. Zwiſchen beiden findet Wechſelwirkung ſtatt, und ſo kann es geſchehn, daß im Fortgange der Zeit das, was fromm ſchien, unfromm und gottlos wird. Verehrung Gottes durch Opfer zu bezeugen, hängt mit den menſchlichſten Gefühlen der Dankbarkeit zuſammen; und

wenn das Lamm, das Abel ſich entzog, um es Gott darzubringen, dieſem wohlgefällig war, ſo mußte dieſes Wohlgefallen an der dargebrachten Gabe ſich in dem Grade erhöhen, in welchem ſie dem Opfernden theurer war. So war der Weg zu Menſchenopfern gebahnt. Abraham verſchont ſeinen einzigen Sohn nicht, um Gott wohlgefällig zu ſeyn, und Japhta opfert, ein Gelübde zu erfüllen, ſeine Tochter an dem Altar des einigen Gottes, wie Erechtheus und Agamemnon im heidniſchen Lande mit den ihrigen thaten. Nicht mehr werden chriſtliche Altäre mit Blute befleckt; aber noch gelten unter Millionen von Chriſten ſymboliſche Opfer als heilige Sühne; und der Glaube iſt noch nicht erloſchen, der, um Sünden zu büßen, oder um den zürnenden Gott zu verſöhnen, Vermächtniſſe für das unblutige Opfer der Meſſe ſtiftet. Dagegen erſchien den Reformatoren der Kirche dieſer Gebrauch wie eine Gotteslästerung; und bei der Verwerfung jeder Art von Opfer, bleibt dem Proteſtantismus nur jenes höchſte und edelſte der Sittlichkeit übrig, das des Sieges über Neigungen und der Verzichtung auf ſinnlichen Genuß um höherer Zwecke willen. Dieſe Art des Opfers war auch dem edelſten Heiden werth; und ihre weiſeſten Lehrer preiſen ſie, als die den Göttern erfreulichſte und würdigſte. Aber nicht allen Menſchen ſagt dieſelbe Art des Gottesdienſtes zu; die Natur ſelbſt ſcheint Verſchieden-

heit zu fordern; wie die Sprachen, ſo ſoll auch der Cultus verſchieden ſeyn; es iſt grauſam, einem das, was ihm das angemeſſenſte iſt, zu entreißen; und thörigt, ihm aufzudringen, was er nicht faſſen kann. Die Heiden waren auch hierinne weiſer als diejenigen, die in der Zeit des zur Herrſchaft gelangten Chriſtenthums lieber Menſchenblut als das Blut von Stieren und Schafen vergoſſen, oder diejenigen, die eine ſchlechterdings unmögliche Einheit der Meinungen über Gegenſtände erzwingen wollten, welche jenſeit der Grenzen menſchlicher Erkenntniß liegen.

9. Gewißheit der Erkenntniß in jeder Sache iſt nur in Gott; aufrichtiges Streben nach Gewißheit in irgend einer Sache iſt Streben nach der Vereinigung mit Gott. Das letzte Ziel dieſes Strebens iſt alſo in die Ewigkeit geſtellt. Keiner wird es erreichen, der nicht die Wahrheit um ihrer ſelbſt willen liebt; um ihrer ſelbſt willen, nicht wegen des Ruhmes, den ihm ſeine Entdeckung bringen ſoll, oder wegen andrer noch niedrigerer Vortheile. In dieſer Beziehung ſagt Scipio (Cicero de Rep. VI. 7. p. 148) ganz vortrefflich: Alte spectare si voles, atque hanc [coelestem] sedem et aeternam domum contueri; neque te sermonibus vulgi dederis, nec in praemiis humanis spem posueris rerum tuarum: suis te oportet illecebris ipsa virtus trahat ad verum decus.

10. Der ſterbende Chriſt, der eine Kreuzbulle kauft, damit ſie ihm als Paß in das Paradies diene; oder ſich, wie mehr als ein König gethan hat, mit der Kutte der Franciscaner bekleidet, um im Fegfeuer von dem h. Franciscus für einen von den Seinigen gehalten und aus den Flammen gerettet zu werden: iſt nicht im mindeſten weniger ein Heide als der Californier, der einem Verſtorbnen Schuhe anzieht, um den weiten Weg in die andre Welt bequemer zurückzulegen.

11. Die Alten erkannten ſehr wohl, wie beruhigend es ſey, das Irdiſche mit dem Himmliſchen, das Menſchliche mit dem Göttlichen in der engſten Verbindung zu denken. „Was von den Göttern kömmt, ſagt Plutarch*), und durch ſie geſchieht, kann nicht anders als ſchön ſeyn; die Ueberzeugung aber, daß dieſes unmittelbar von den Göttern komme, gewährt eine große Luſt, eine überſchwengliche Zuverſicht und Freude. Wer anders denkt, verkümmert ſich das, was bei glücklichen Ereigniſſen das Süßeſte iſt, und im Unglück bleibt ihm kein andrer Troſt übrig, als der Glaube an Auflöſung und Unbewußtheit. Das iſt nun eben, als wenn auf dem Meere und im Sturme Einer, um den Leuten Muth zu machen, ſagte: Das Schiff hat freilich keinen Steuermann, auch die Dioskuren werden nicht kommen, um

*) Plut. T. II. p. 1103. C.

die Gewalt des Meeres und der Winde zu bre=chen, aber das iſt kein Unglück; denn das Schiff wird unverzüglich von dem Meere verſchlungen werden, oder an den Klippen ſcheitern." Und damit iſt es aus, und ihr ſeyd aller Sorge entledigt.

12. Die Erforderniſſe zu einem guten und frommen Chriſten, nach den Begriffen des ſie=benten Jahrhunderts, gibt der Biſchof von Noyon, Eligius (Eloy), in Folgendem an: „Der iſt ein guter Chriſt, der die Kirchen fleißig beſucht; dem Herrn Opfer auf den Altar niederlegt; von den Früchten ſeines Fleißes nicht eher etwas ge=nießt, als bis er Gott einen Theil derſelben ge=opfert hat; der, wenn Feſttage nahen, keuſch und züchtig lebt, und ſich ſelbſt ſeiner Frau enthält, um würdig und mit reinem Gewiſſen zum Altare des Herrn treten zu können; der endlich das Credo und das Gebet des Herrn aufſagen kann. Er=rettet eure Seelen vom Verderben, ſo lange die Mittel dazu in euern Händen ſind. Bringet der Geiſtlichkeit Geſchenke und Zehnten dar. Beſuchet die Kirchen, und flehet die Heiligen um Beiſtand an. Wenn ihr dieſes beobachtet, ſo könnt ihr mit Zuverſicht vor dem Richterſtuhle Gottes erſcheinen und ſagen: Gib uns Herr, denn wir haben dir gegeben!"

Könnte der gemeinſte Prieſter heidniſcher Göt=ter ſeine Forderungen niedriger geſtellt haben?

Wie viel edler die Weiſen unter den Heiden dachten, haben wir anderwärts gezeigt*).

13. Als der Herzog von Guyenne, gerade in einem höchſt günſtigen Zeitpunkte für ſeinen Bruder, Ludwig den XIten, plötzlich geſtorben war, legte die Stimme des Publicums dieſen Tod dem Könige zur Laſt. Erwieſen war indeſſen der Mord keineswegs. Auch hatte die deshalb angeſtellte Unterſuchung keinen Erfolg, da einer der Angeſchuldigten unerwarteter Weiſe todt im Gefängniſſe gefunden wurde, der andere, man weiß nicht wie, aus dem Kerker entkommen war. Ludwig ſelbſt vertheidigte ſich nicht. Während aber alle Beweiſe des Verbrechens fehlten, oder bei Seite geſchafft waren, wurde der König auf eine höchſt ſonderbare Weiſe ſein eigner Ankläger**).

Ludwig hatte, dem Gebrauche der Zeit gemäß, einen Hofnarren, der klug genug war, um ſich einfältig zu ſtellen, und auf dieſe Weiſe dem Mißtrauen ſeines Herrn entging. Wie er denn nun überall wenig beachtet wurde, ſo war er

---

*) Verm. Schriften. 3 Theil. S. 107. ff. Eine reichere Sammlung gibt der gelehrte und würdige Sibelis in drei Schulſchriften, die den Zweck haben zu zeigen, daß in der Religionslehre der Griechen und Römer ſehr Vieles mit der chriſtlichen Lehre übereinſtimme, und daß die claſſiſchen Studien der wahren Religion nicht nur keinen Abbruch thun, ſondern ſie nähren und fördern.

**) Brantome Vol. VI. p. 36 (édit. de 1740).

auch eines Tages in der Nähe des Königs, als er die Mutter Gottes von Clery bat, ihm für den Tod ſeines Bruders, den er habe vergiften laſſen, Verzeihung auszuwirken, wobei ſie auf ſeine Erkenntlichkeit rechnen könne. — Der unbeachtete Zeuge hatte ſich das ſonderbare Gebet gemerkt, und dieſesmal ſeiner gewohnten Schlauheit vergeſſend, wiederholte er es ſeinem Herrn bei der Tafel in Gegenwart Andrer. Sein Lohn war, wie man erwarten kann. „Den Narren, ſagt Brantome, behielt er nicht länger; er ging ſeinen Weg wie die Andern.“ il passa comme les autres.

Was es auch immer mit dieſer Geſchichte für eine Bewandniß haben mag, ſo iſt ſie dem bekannten Character des allerchriſtlichſten Königs (er war der erſte, der ſich dieſen Titel beilegte) und dem Character eines Zeitalters angemeſſen, deſſen Caſuiſtik Gott und die Heiligen, und deſſen Politik die ganze Welt zu betrügen lehrte. Das Beiſpiel der Kirchenhäupter hatte die weltlichen Machthaber gelehrt, das Heiligſte in den Schmutz des Eigennutzes hinabzuziehn, und da ſich die Vorſtellung von Gott und dem Verhältniſſe Gottes zu den Menſchen der Sittlichkeit des Zeitalters anzubequemen pflegt, ſo entzog jenes Zeitalter dem Begriffe Gottes, mit Ausnahme der höchſten Macht, Alles, was er Großes und Würdiges enthält. Wie in der römiſchen Kanzlei,

ſo war auch bei Gott Alles käuflich, und einem Sünder, der dieſen Handel zu treiben verſtand, konnte es kaum fehlen, durch ihn reich zu werden. Ein Raub wurde durch die Abgabe einiger Procente an die Kirche geſichert; ein vortheilhafter Eid wurde noch leichter gebrochen als geſchworen, und der Meineid durch dieſelben Mittel auf Erden einträglich, im Himmel unſchädlich gemacht. Nicht der Glaube, nur der Aberglaube hemmte bisweilen. Einen Schwur, der auf eine Reliquie gethan war, zu brechen, war allzugefährlich, und Ludwig wollte ſich nie entſchließen, auf das Kreuz von Saint. Lo zu ſchwören, von dem man glaubte, daß es den Eidbruch noch in demſelben Jahre durch einen ſchmählichen Tod beſtrafe. An einem Feſttage, wie der unſchuldige Kindertag, Geſchäfte zu verhandeln, hätte er für eine Todſünde gehalten; aber die Grauſamkeit, mit der er die Söhne des Herzogs von Nemours behandelte, machte ihm kein Bedenken. Mißtrauiſch gegen jeden Menſchen, vertraute er unbedingt den Geboten des Aberglaubens, und ſein Geiz verließ ihn, wenn es galt, etwas von der Jungfrau Maria oder von den Heiligen zu kaufen, obgleich er auch dann nicht vergaß, ſich gute Procente auszubedingen.

Als er Abnahme ſeiner Kräfte fühlte, befahl er, Gebete für ihn an den h. Eutropius zu richten, in denen um Geſundheit des Leibes und der

Seele gebetet wird. Laßt das von der Seele weg, ſagte er zu dem Prieſter; es iſt genug an dem Einen; man muß ihn nicht mit zu Vielem beläſtigen. In ſeinen letzten Stunden wendete er ſich vor Allem an die Mutter Gottes von Embrun, die er in ſeinen guten Tagen mit Geſchenken überhäuft, und unter andern zur Gräfin von Boulogne gemacht hatte. Von ihr durfte er ſich alſo den kräftigſten Beiſtand verſprechen.

Um auf die Erzählung von Brantome zurückzukommen, ſo ſind Gebete der Art, wie das von ihm aufbewahrte, weder unglaublich, noch ſelten, nur daß ſie nicht überall laut ausgeſprochen oder von unbeachteten Zeugen vernommen worden ſind. Sie können überall vorkommen, wo man, bei unwürdigen Vorſtellungen von dem höchſten Weſen, den heiligen Bezirk der Religion mit Begierde und Furcht, mit Hochmuth und Eitelkeit, und jeder menſchlichen Erbärmlichkeit ausfüllt. Ob Chriſt oder Heide, kommt dabei nicht in Betracht. Auch in dem alten Rom gab es Leute, die, wie Ludwig der Elfte bei dem Volke für fromm galten, und wie Ludwig der Elfte beteten. Ein Solcher (ſagt Horaz*))

Wenn er mit Schweinen und Rindern verſöhnt
der Unſterblichen Altar,
Und laut, Janus Vater! und laut, Apollo! gerufen,

---

*) I. Epist. XVI. 57.

Flüſtert er, fürchtend das lauſchende Ohr: O holde Laverna*),
Gib mir zu täuſchen, o gib mir gerecht und fromm zu erſcheinen!
Hülle die Sünden in Nacht, den Betrug in dichtes Gewölk ein!

Dieſe Art von Frömmigkeit hatte Athenodorus**) in Gedanken, wenn er ſagte: „Wiſſe, daß Du dann frei von Begierden biſt, wenn Du Gott um nichts bitten willſt, warum Du ihn nicht laut und öffentlich bitten kannſt.“ und Seneca, wenn er in Beziehung auf jenen Ausſpruch ſchreibt: „Wie groß iſt doch der Wahnſinn der Menſchen! Die ſchimpflichſten Wünſche flüſtern ſie den Göttern zu, und horcht einer hin, ſo ſchweigen ſie. Was ſie alſo vor Menſchen verborgen halten, erzählen ſie den Göttern! Die heilſamſte Lehre möchte alſo dieſe ſeyn: Lebe ſo mit den Menſchen, als ob Gott es ſähe; ſprich ſo mit Gott, als ob es die Menſchen hörten.“

Wir ſchließen mit einem Gebete des chriſtlichen Alterthums***):

Was gut iſt, gib unſerm Gebet, und ſonder Gebet auch

*) Eine den Gewinn, den gerechten, wie den ungerechten fördernde Gottheit.

**) Beim Seneca Epist. X.

***) In Plato's Alcibiad. II. c. 9.

Gib es, o Zeus! und das Böſe verſag', auch wenn wir es bitten.

Dem ein anderes des Pythagoreers Euſebius (beim Stobäus Tit. I. no. 85. p. 20) gleich iſt, in welchem es heißt: „Möge ich nur das Schöne lieben und begehren, und nur des Schönen theilhaft werden; das dieſem Verlangen Entgegenſtehende aber möge mir nicht zu Theil werden, auch wenn ich mich ſo weit vergehen ſollte, darum zu beten." In demſelben Gebete ſagt dieſer weiſe und wohlgeſinnte Mann: „Möge ich allen Menſchen wünſchen, glücklich zu ſeyn, aber keinen Glücklichen beneiden. — Niemals möge ich mich freuen, wenn es dem übel geht, der Feindſchaft gegen mich hegt. — Wenn ich unverſehens etwas Ungereimtes geſagt oder gethan habe, ſo möge ich nicht warten, bis Andre mich tadeln oder ſchelten; ſondern ich will mich ſelbſt tadeln, bis ich es wieder gut mache. — Glück möge ich mit Beſcheidenheit ertragen, und mich nie dadurch zu unvernünftigem Uebermuthe verleiten laſſen. — Vor unzeitigem Ehrgeiz gegen Freunde möge ich mich auch bei Forſchungen hüten. Nie möge ich um des Sieges willen bei wiſſenſchaftlichen Forſchungen gegen meine Ueberzeugung hadern; nie zum Schaden der Wahrheit mich hinreißen laſſen, meinen Gegner im Streit gegen meine Ueberzeugung beſiegen zu wollen.

Möge ich immer das vertheidigen was der Wahrheit gemäß iſt. — Möge ich mich ſelbſt zu ſcheuen wiſſen. — Immer möge ich den Zornmuth in mir beſänftigen. — Die Guten möge ich neidlos loben; eine ſchmähſüchtige Zunge möge ich gänzlich verabſcheun."

Auch Maximus Tyrius ſagt*), das, was man von den Göttern bitten dürfe, ſey: Tugend der Seele, ein tadelloſes Leben und ein Tod mit frohen Hoffnungen.

14. Als Frau von Maintenon Alles aufbot, um ihren Günſtling, den Cardinal von Noailles, zum Erzbiſchoff von Paris zu machen, ſchrieb ſie an ihn: Il faut quelquefois tromper le Roi pour le servir, et j'espère que Dieu nous fera la grâce de le tromper encore en pareille intention. (Bausset Hist. de Fénélon. I. p. 331). Welche tiefen Blicke läßt uns dieſe Aeußerung in die Verhältniſſe des Despotismus, und zugleich in die religiöſen Geſinnungen in jener Zeit thun! Der König, welcher in ſeinem Reiche keinen Willen als den ſeinigen anerkennt, erſcheint wie ein alter eigenſinniger Hausvater, den Frau, Kinder und Geſinde um die Wette betrügen, während er ſich einbildet, Alles nach ſeinem Sinne zu lenken. Und die Religion ſei-

---

*) Diss. XI. 8. p. 206.

ner bigotten Beiſchläferin! Worinne unterſcheidet ſie ſich etwa von dem Heidenthume des Mannes, deſſen Gebet zur Laverna um Begünſtigung ſeiner Ränke Horaz verſpottet?

5. Prieſterthum.

1. Die Erziehung des Menſchengeſchlechtes iſt zur Zeit ſeiner Kindheit durch das Prieſterthum weſentlich gefördert worden. Durch ſeinen Beruf mehr oder weniger von der Bürde der Arbeit befreit, ſammelte der Prieſter was nur immer in ſeinem Bereiche von Erfahrung und Wiſſenſchaft aufkeimte, vereinigte das Zerſtreute und bewahrte es auf; und, wie er aus dem ihm anvertrauten Schatze geiſtlicher Mittel dem Bedürftigen freigebig mittheilte, ſo ſpendete er auch von profaner Wiſſenſchaft, die in ſeinem geweihten Haupte ſelbſt eine religiöſe Weihe erhielt, Jedem, welcher Fähigkeit und Neigung verrieth, was er nur ſelbſt beſaß. Aus dem Schüler wurde meiſt ein geiſtlicher Sohn; gewöhnlich auch wohl ein Mitbruder des Lehrers, der dann auf dieſelbe Weiſe, wie der Lehrer, Wiſſenſchaft ſammelte und mittheilte. So war der Prieſter dem Menſchen ein Vermittler mit Gott, und ein treuer Bewahrer deſſen, was auch Göttlich iſt, der

Weisheit und Wiſſenſchaft. Wie aber der Saame allmählig an das Licht tritt, und ſich in den Aehren, die er treibt, vervielfältigt, ſo tritt auch die Wiſſenſchaft allmählig aus dem geweihten Bezirke an den Tag, um zunächſt in die ihm näher ſtehenden, dann immer weiter auch in die entfernteren Kreiſe einzudringen. Nun wird jede Entdeckung, welche außerhalb des Heiligthums auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft gemacht wird, jeder geiſtige Erwerb, den der Laie als ſein Eigenthum anſehen darf, für dieſen eine Stufe zu der Höhe, auf welcher früher das Prieſterthum allein und ohne Mitbewerber gethront hatte; und in demſelben Maaße, in dem ſich die Gränzen des profanen Eigenthums erweitern, wird das Gebiet des prieſterlichen Anſehns geſchmälert. Dennoch kann dieſes noch lange Zeit durch die Kraft ſeiner geordneten Formen, es kann noch lange der Glaube an ſeine höhere Weihe fortbeſtehn; aber ſo wie ſich durch die Wiſſenſchaft bürgerliche Freiheit, wie ſich durch dieſe ſittliche Bildung vermehrt und feſtſetzt; und je lebendiger die Ueberzeugung wird, daß Tugend beſſer ſey als Opfer, und innere Vollendung ein ſichrer Weg zu Gott als äußrer Werkdienſt; ſo verſchwindet der Zauber, der das Prieſterthum umgab, und der Nimbus, in dem es gethront hatte, geht von der Inful auf die Krone über.

Dieſer Uebergang kann weder ſchnell noch ge-

räuſchlos ſeyn. Von dem Augenblick an, wo ſich das Prieſterthum in ſeinem verjährten Beſitze bedroht ſieht, zieht es ſeine Kräfte enger zuſammen, und bietet jedes Mittel auf, um den profanen Mächten, und dem, was ihm als Anmaaßung dieſer Mächte erſcheint, Widerſtand zu thun. Um die Vormundſchaft des erwachſenden Geſchlechtes nicht aus den Händen zu laſſen, wandelt ſich der Vormund in einen Zwingherrn um; und indem dieſer durch eine höchſt natürliche Selbſttäuſchung wähnt, in ſeiner Perſon die Gottheit, und in der Würde des Prieſterthums die Würde Gottes zu vertheidigen, glaubt er ſich berechtigt und berufen, gegen ſeine Nebenbuhler alle Mittel der Gewalt, oder der Ueberredung, oder der Täuſchung anzuwenden. Dann treten jene heilloſen Kämpfe des Krummſtabes mit dem Zepter, der Kirche mit der Philoſophie ein; Gewalt tritt gegen Gewalt, Liſt gegen Macht, Bannſprüche gegen das Schwert. Alles wird unter einander gemiſcht; Wahrheit und Dichtung, Himmel und Hölle, das Zeitliche und das Ewige, Sünde und Unglaube ſelbſt ſoll zur Befeſtigung des wankenden Reiches dienen. Die Pole der Geſellſchaft kehren ſich um. Die vormaligen Inhaber und Förderer der Wiſſenſchaft treten als Feinde gegen ſie auf; die Verbreitung ihres Lichtes wird gehemmt, und in das Heiligthum, aus welchem es vordem ausgegangen war, zieht die Nacht der

Unwiſſenheit ein. So geſchieht es denn wohl, daß an die Stelle gegenſeitigen Vertrauens Haß und Feindſchaft tritt; und indem auf der einen Seite die alte Ehrfurcht zur Verachtung umſchlägt, der andern kaum etwas anderes übrig bleibt, als der Unmuth mit allen ſeinen verderblichen Folgen. So geht die Theokratie theils durch die Schuld der Umſtände, theils durch eigne immer mehr ihrem Untergange entgegen, und die Wohlthäterin der menſchlichen Geſellſchaft wird ihr eine drückende Bürde, wie jedesmal ein Erzieher, der die Lenkung des ſeiner Zucht entwachſenen Zöglings nicht aus den Händen laſſen will, und ſtatt ſeine eigne Hartnäckigkeit anzuklagen, über Entartung und Undank klagt. Heilung des Uebels iſt hier nicht zu erwarten, und nach mannichfaltigem Wechſel ſcheinbarer Beſſerung und ſteigender Krankheit, erfolgt endlich die letzte Kriſis der Auflöſung. In einer ſolchen Kriſis iſt es jetzt begriffen.

2. Als, wie Sleidanus erzählt*), der Cardinal-Legat Campeggio einige verheirathete Prieſter zu Straßburg beſtrafen wollte, ſtellte der Magiſtrat ihm vor, daß die im Cölibate lebenden Prieſter ein ſittenloſes Leben führten, und zum großen Aergerniſſe des Publicums liederliche Weiber in ihren Häuſern hielten. Der Cardi-

---

*) De statu religionis L. IV. an. 1524. Tom. I. p. 239.

nal erwiederte hierauf: Die Lebensart dieſer Prieſter verdiene Tadel, und es ſey ihm nur allzu gut bekannt, daß die deutſchen Biſchöfe den Prieſtern ihrer Diöces für Geld Beiſchläferinnen zu halten geſtatteten. Hieraus aber folge noch keineswegs, daß den Geiſtlichen die Ehe erlaubt seyn dürfe. „Für ſie, ſetzte er hinzu, iſt der Eheſtand eine größere Sünde, als die Unterhaltung von Concubinen. Die, ſo das letztere thun, wiſſen, daß ſie unrecht handeln, und beichten ihr Vergehn; die verehlichten aber ſtehen in dem Wahne recht zu thun. Auch kann überhaupt nicht die ganze Welt ſo keuſch leben, wie Johannes in der Wüſte.“

3. Wie aus einem Staate, in welchem Erhaltung der Macht die einzige Rückſicht iſt, der freie Gehorſam und das Vertrauen weicht, ſo verſchwindet aus der Kirche, wenn ihre Diener nur auf Erhaltung des Kirchenthums denken, die Frömmigkeit, und wie dort nur das Symbol des Gehorſams, ſo bleibt hier nur das Symbol der innern Frömmigkeit, das Ceremonien- und Formenweſen zurück. Da es hierbei auf die Geſinnung nicht ankömmt, ſo geſchieht es wohl, daß die Gottloſigkeit in Ehren ſteht, die Tugend aber zum Verbrechen geſtempelt wird.

De Grange, ein treuer und redlicher Diener des Königs von Schottland, Jacobs des fünften, zog ſich den Haß der nächſten Umgebungen dieſes

Königs zu. Eifrige Glieder der katholiſchen Kirche klagten ſie ihn der Ketzerei an, nicht blos, weil er immer eine engliſche Ueberſetzung des Neuen Teſtamentes bei ſich trage, ſondern auch, weil er nicht zugeben wolle, daß ſeine Schwiegertochter die Lüſte des Königs befriedige. Das letztere war der vornehmſte Artikel der Anklage. Denn jene eifrigen Vertheidiger des wahren Glaubens trugen kein Bedenken, dem Könige Frauen und Mädchen zuzuführen. De Grange wurde verurtheilt.

Als ſich in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Reformation in Frankreich ausbreitete, in einer Zeit, wo der Geſchmack noch derb und die Sitten roh waren, gingen Lieder ſchlüpfrigen Inhaltes von Mund zu Mund, und nicht blos Männer, ſondern ſelbſt Frauen von gutem Rufe ſangen ſie mit. Dagegen hatte Niemand etwas. Sangen ſie aber einen Pſalm oder ſonſt ein geiſtliches Lied, ſo durften ſie erwarten auf Tod und Leben angeklagt zu werden. Mehr als eine Frau büßte dann ihre Andacht auf dem Scheiterhaufen; manche aber ſtimmte auch mitten in den Flammen die verbotnen Pſalmen an. Wie nun zu allen Zeiten unnatürliche Verbote den Witz der Menſchen geſchärft haben, ſo fiel man auch damals darauf, die Auflaurer zu täuſchen, indem man geiſtliche Lieder nach muthwilligen Melodien ſang. Ja ein Zeitgenoſſe Clement Marot's,

Eustorge de Beaulieu, veranſtaltete zum Gebrauche ſeiner reformirten Glaubensgenoſſen, eine Sammlung von hundert und ſechzig geiſtlichen Liedern unter dem Titel Chrétienne réjouissance, welche insgeſammt den Melodien unzüchtiger, damals üblicher Lieder angepaßt waren.

4. Bei der Verfolgung der Waldenſer erkannten, wie Boxhorn erzählt*), die Inquiſitoren die heimlichen Anhängerinnen der verhaßten Secte an dem Abſcheu, mit dem ſie unzüchtige Anmuthungen der Männer zurückwieſen. Sie ſahen alſo in den Aeußerungen des keuſchen Gemüthes das Brandmal der Ketzerei, wie ſtarre Deiſten in dem Glauben an die Katechismuslehre und in den ſtillen Andachtsübungen kirchengläubiger Chriſten den Ausſatz der Myſtik und Frömmelei ſehn. Durch die Tugenden der Andersgeſinnten werden weder dieſe, noch jene Zeloten verſöhnt — denn es gibt Zeloten des Unglaubens wie des Glaubens — indem dieſe Tugenden den einen nur Heuchelei, den andern glänzende Laſter ſind. Die politiſche Glaubenslehre der Epheſier: Keiner bei uns ſoll beſſer ſeyn als der andre! hat ihre Bekenner auch unter uns auf dem Gebiete der Sittlichkeit und Religion; und wie ſich dort der demokratiſche Hochmuth hinter der Liebe zur Freiheit verſteckte; ſo verbirgt ſich der theologiſche und phi-

*) Histor. univers. p. 717.

loſophiſche Dünkel bei den einen hinter der Heiligkeit des Altars, bei den andern hinter dem Gebote der Vernunft. Die Ungerechtigkeit des Urtheils kömmt dabei nicht in Betracht. Der König von Portugall, Johann von Braganza, pflegte den Familien der von dem Inquiſitionsgerichte Verurtheilten die eingezogenen Güter zurückzugeben, was, nach menſchlicher Anſicht, löblich und recht war. Kaum aber hatte er die Augen geſchloſſen, als das heilige Officium erklärte, der verſtorbene König habe ſich durch jenes Verfahren die Strafe des Bannes zugezogen, und könne nicht in geweihter Erde begraben werden, ohne von der Kirche losgeſprochen zu ſeyn. Denn die Uneigennützigkeit, die dem geſunden Verſtande gerecht ſchien, wurde von der Kirche als ein Verbrechen verdammt. Mit Recht verdammt und verachtet ihr, Prieſter der Vernunft und Feinde übernatürlicher Offenbarung, ſolche pfäffiſche Pedanterei hierarchiſcher Diplomatik; ſeyd ihr aber wohl ſelbſt mehr zu loben, oder handelt ihr gerechter, wenn ihr diejenigen herabwürdigt, die ſich mit frommem Sinne nach einer innigern Gemeinſchaft mit Gott ſehnen, und um dieſe Sehnſucht zu befriedigen, ſich mit Gleichgeſinnten zu gemeinſamer Andacht verbinden, und nach ihrer Weiſe, welche nicht die eurige iſt, vor Gott demüthigen? Handelt ihr billiger, wenn ihr ſie durch Ekelnamen dem Spotte Preis gebt? wenn

ihr ihnen knechtiſche Geſinnungen und die Abſicht der Verfinſterung unterſchiebt? oder wenn ſie etwa den Troſt, den eure Gemeinſchaft ihnen nicht gewähren kann, in einem andern Kirchenthume ſuchen, jeden ihrer Schritte mit inquiſitoriſchem Scharfſinne belauert, und, eurer Vernunftgottheit zu Ehren, den vormaligen Freund ſeiner Freiſtatt oder der geweihten Erde entreißt, um ihn vor den Augen der Welt zu zergliedern, nicht um ihn, wie doch Jene mit ihrem Könige thaten, vom Banne loszuſprechen, ſondern durch Aufdeckung ſeiner wirklichen oder vermeinten Gebrechen der Verachtung der Welt Preis zu geben?

5. Das Geheimniß der Gewalt, welche die Hierarchie im Mittelalter ausübte, lag darinne, daß ſie die einzige geordnete Macht war. Daß aber ihr gegenüber die Verfaſſung der Staaten ſo lange ungeordnet blieb, das wurde eben auch durch die Hierarchie bewirkt, die, im Beſitz aller geiſtigen Mittel, dem Streben der weltlichen Regierungen nach Einheit und Ordnung widerſtand. Wo dieſes Streben dennoch gelang, wie in Venedig, konnte keine Kunſt das Sinken der geiſtlichen Macht aufhalten. Daß aber die franzöſiſchen Könige die Spaltungen, durch die ſich die Kirchenherrſchaft ſelbſt ſchwächte, mit Klugheit benutzten, um den Staat beſſer zu ordnen, dadurch haben ſie, ohne es zu ahnden, die Freiheit von ganz

Europa gefördert, und der Reformation vorgearbeitet.

6. Die Anſprüche der Theokratie würden nie beſtritten worden ſeyn, wenn ſie von dem Göttlichen, das ſie darzuſtellen vorgibt, wahrhaft durchdrungen wäre; wenn ſie nicht blos das einmal für wahr Angenommene als ein für alle Zeit Abgeſchloſſenes vertheidigte, ſondern aufrichtig nach Wahrheit ſtrebte; wenn ſie die rechte Furcht und Liebe Gottes beförderte, und ihn nicht blos durch äußern Dienſt, ſondern durch ein göttliches Leben ehrte; wenn ſie über die Reinheit der Sitten noch mehr als über Reinheit des Glaubens wachte, damit alle, die ihr angehörten, als ſichtbare Stellvertreter des Gottes, dem ſie geweiht ſind, rein und heilig lebten. Wenn dann der Geiſt der Wahrheit und wahrhafter Frömmigkeit das characteriſtiſche Kennzeichen der Theokraten wäre, ſo würde ihr Staat als ein neues Jeruſalem die Welt mit Bewunderung, und was mehr iſt, mit Nacheiferung und Vertrauen erfüllen. Was ſehen wir dagegen? Ein hartnäckiges Beharren bei unerweislichen Behauptungen und unbegründeten Anſprüchen; eigennützige Begünſtigung eines erkünſtelten und todten Glaubens; ſchlaffe Nachſicht gegen verderbte Sitten neben unmäßiger Strenge gegen jede Abweichung von dem Normal-Glauben; mit einem Worte, eine macchiavelliſche Politik, die, ohne Rückſicht auf das Heil der Menſchheit,

nur die Erhaltung der eignen Macht und ihres künſtlichen Aufbaus fördert. Was einſt der Rector eines Jeſuiter-Collegiums an den Rand der Rede eines ihm Untergebnen ſchrieb: Haec quidem vera sunt, sed a Nostris non possunt defendi, das iſt der Grundſatz der geſammten römiſchen Theokratie, zugleich aber auch der Grund ihrer Schwächung. Die gefliſſentliche Vertheidigung eines anerkannten Irrthums, die Erhebung des Irrthums zum Glaubensſatze, das Beharren dabei, weil der Irrthum nützlich iſt, das iſt die Sünde gegen den heiligen Geiſt, gegen den Geiſt der Wahrheit, es iſt die Sünde, welche nie vergeben wird, und, wie der Wurm in der Frucht, das, was Aeußerlich geſund und ſtark ſcheint, von Innen heraus zerſtört.

7. Wenige Päpſte haben die Geiſtlichkeit in ſo ſtrenger Zucht gehalten als Gregorius der Erſte, den man den Großen nennt. Jede Verletzung der Gelübde wurde mit unerbittlicher Strenge von ihm gerügt, und niemand konnte hoffen in der Kirche aufzuſteigen, der nicht die vollkommenſte Enthaltſamkeit während einer Reihe von Jahren nachweiſen konnte. Dieſe Strenge mochte durch die Erſchlaffung der Sitten gerechtfertigt ſeyn. Aber auch die geiſtige Liebe zu dem Schönen der Kunſt und der Sprache ſchien dem harten Prieſter faſt nicht minder verdammlich, als die Neigung zu dem weiblichen Geſchlechte, wenn auch ſchon

nicht gewiß iſt, daß, wie man ſagt, ſein Glaubenseifer die Vernichtung einiger Schriftſteller des heidniſchen Alterthums verſchuldet habe. Gewiß aber iſt es, daß er die Beſchäftigung mit der claſſiſchen Litteratur an ſeiner Geiſtlichkeit mit den härteſten Worten tadelte. Als Deſiderius, zum Biſchof von Vienne gewählt, um ſeine Beſtätigung gebeten hatte, ſchreibt er ihm: „Da ich von deinen Beſtrebungen viel Gutes vernahm, wurde mein Herz mit Freude erfüllt, ſo daß ich das, was deine brüderliche Liebe von mir verlangte, nicht verſagen konnte. Nachher aber hab' ich vernommen, daß du Einigen die Grammatik*) vorträgſt. Dieſe Nachricht hat mich ſo tief bekümmert, und mit ſolchem Unwillen erfüllt, daß ſich die vorige Freude bei mir in Traurigkeit umgewandelt hat. Wie ſollte ſich denn das Lob Jupiters mit Chriſti Lob in Einem Munde vertragen? Wie anſtößig und ruchlos aber es ſey, wenn Biſchöfe ſingen, was ſich nicht einmal für einen gottesfürchtigen Laien ziemt, magſt du ſelbſt erwägen. Ob nun gleich nachher unſer geliebteſter Sohn, der Presbyter Candidus, bei genauer Befragung die Sache geleugnet und dich zu entſchuldigen geſucht hat, ſo iſt doch die Sorge noch nicht aus meinem Herzen gewichen; denn

---

*) Claſſiſche Litteratur.

je verabſcheuungswürdiger es iſt *), wenn ſo etwas von einem Prieſter erzählt wird, mit deſto größerer Strenge muß unterſucht werden, ob ſich die Sache ſo verhält oder nicht. Wenn ſich alſo in Zukunft augenſcheinlich zeigt, daß das, was uns hinterbracht worden, ungegründet iſt, und wenn dargethan wird, daß du dich mit ſo nichtswürdigen Dingen und weltlichen Wiſſenſchaften nicht beſchäftigeſt, ſo ſagen wir Gott Dank, daß er dein Herz nicht mit dem gotteslåſterlichen Lobe der Böſen hat beflecken laſſen, und wir werden dann ſorgenfrei und ohne einige Bedenklichkeit über das, was du begehrſt, verhandeln."

Mit welcher Härte aber dieſer Mann auch ſchon vor ſeiner Erhebung auf den Stuhl Petri die kirchlichen Satzungen handhabte, zeigt folgendes Beiſpiel.

Gregorius war noch Abt zu St. Andreas, als in ſeinem Kloſter ein Mönch, Namens Juſtus, lebte, welcher Arzneikunſt trieb. Dieſer fiel in eine Krankheit, für die ſich keine Hülfe fand. Als er den Tod vor Augen ſah, bekannte er ſeinem Bruder, daß er, dem Geſetze des Kloſters zuwider, einige Goldſtücke, die er zum Geſchenk erhalten, aufbewahrt habe. Dieſes Geld fand ſich auch; das Bekenntniß des Kranken wird dem Abte angezeigt, und die freiwillige Angabe des

---

*) quo magis execrabile est.

Vergehns ſcheint es getilgt zu haben. Der Abt iſt nicht dieſer Meinung. Obgleich ſelbſt durch den Sterbenden einmal von einer ſchweren und langwierigen Krankheit gerettet, beſchließt er dennoch, ein Beiſpiel der Strenge an ihm zu geben, verbietet ſeinen Mönchen, dem Lager des Kranken zu nahen, oder ihm Troſt zuzuſprechen, und, wenn er etwa gegen ſeinen Bruder, der ein Laie war, Verlangen nach ſeinen geiſtlichen Mitbrüdern zeigte, hatte dieſer Befehl, ihm zu ſagen, er werde des verheimlichten Geldes wegen von Allen verabſcheut. Ferner befahl der Abt, daß, wenn Juſtus den Geiſt aufgegeben habe, ſein Leichnam nicht neben andern Brüdern begraben, ſondern in eine Grube auf Miſt gelegt, und die drei Goldſtücke auf ihn mit den Worten geworfen werden ſollten: „Dein Geld gehe mit dir in das Verderbniß!“ Dann ſolle man ihn mit Erde bedecken.

Wir würden das größte Bedenken tragen, dieſe Geſchichte nachzuerzählen, oder ihr den geringſten Glauben beizumeſſen, hätte ſie ein anderer erzählt als Gregorius ſelbſt.

Sie iſt wörtlich aus ſeinem eignen Berichte genommen*).

Aber dieſer gegen Untergebne ſo ſtrenge Mann war nicht gegen Alle ſo unbeugſam; das harte

*) Gregorii M. Dialogi IV. 55. Opera Tom. II. p. 466.

Metall wurde geſchmeidig und mild vor den Strahlen irdiſcher Macht, und wo Gewährung hierarchiſcher Wünſche zu hoffen war. Die berüchtigte Brunehild, deren Leben ein Gewebe von Verbrechen iſt, in das ſie aber Verehrung des Klerus einzuweben verſtand, wird mit ausgeſuchten Lobſprüchen von ihm geehrt, ihre Wünſche werden erfüllt, ihre Frömmigkeit gerühmt, Frankreich wird glücklich geprieſen, eine ſo reichlich mit allen Tugenden geſchmückte Königin zu beſitzen*); ſo daß es wenigſtens nicht an dem Papſte lag, wenn dieſe Fürſtin, welche beſchuldigt iſt, zehn Könige durch Schwerd und Gift getödet zu haben, nicht, ſtatt von Pferden zerriſſen zu werden, auf dem Triumpfwagen der Heiligkeit zum Paradieſe fuhr. Faſt noch ſchlimmerer Art ſind die Huldigungen, mit denen er den Rebellen Phokas, den mißgeſtalteten, blutdürſtigen Mörder ſeines rechtmäßigen Herrn, ehrte. Jedermann weiß, unter welchen Umſtänden dieſes Ungeheuer die fünf Söhne ſeines Kaiſers vor den Augen ihres Vaters ſchlachten, dann dieſen ſelbſt auf ihren Leichen ermorden ließ, um über dieſen Opfern ſeiner Herrſchbegier hinweg mit einem gleichgeſinnten Weibe auf den Thron zu ſteigen.**) In allen Theilen des Reichs wird

---

*) Epistol. L. XIII. 6. Opera Tom. II. p. 1219 f.

**) Le Beau Histoire du Bas. Empire. Tome XII. p. 86. ss. Gibbon's Decline and Fall of the Rom. Emp. ch. XLVI. Vol. VIII. p. 174.

ſeine Erhebung verkündigt, und, dem Gebrauche gemäß, das Conterfey des neuen Zwingherrn umhergeſchickt. Auch nach Rom. Mit allen Zeichen der Ehrerbietung nimmt der Papſt es auf, weißt ihm einen Platz in dem Heiligthume eines Märtyrers an, und ſchreibt Briefe über Briefe an den Tyrannen, in dem er einen Hochbegnadigten erblickt, an deſſen Glück die Wohlfarth des Reiches geknüpft ſey. Seiner Unthaten wird nicht gedacht, der ermordete Kaiſer aber wird geſcholten, und ſeine Regierung in das ungünſtigſte Licht geſtellt. Und doch hatte er auch an dieſen Kaiſer, als er in der Fülle der Macht war, geſchrieben, daß ſeine Zunge zu ſchwach ſey, alles Gute zu preiſen, das er, nächſt Gott, von ihm empfange, und daß ihn die Dankbarkeit verpflichte, für die Wohlfarth ſeines chriſtlichen Herrn zu beten. — Als er nun aber an den Mörder dieſes Wohlthäters ſchreibt, wie feierlich hebt er da an: „Ehre ſey Gott in der Höhe, der, nach den Worten der Schrift die Zeiten ändert, und die Reiche Andern gibt!" Er wünſcht mit dem Pſalmiſten, daß ſich die Himmel freuen und die Erde jauchzen möge, und daß das tiefgebeugte Volk durch die Wohlthaten ſeines Kaiſers aufgerichtet und erheitert werde*). — Noch reichlicher ergießt ſich

*) Lib. XIII. Epist. 31. Opera Tom. II. p. 1238 f.

der Strom der Freude in dem nächſten Briefe*), in welchem ſich das Haupt der Kirche nicht mehr auf Hoffnungen beſchränkt, ſondern laut jubelt, daß Gott ihn von dem Joche der Traurigkeit entlaſtet, und unter dem Schutz und Hort der kaiſerlichen Frömmigkeit zur Freiheit habe gelangen laſſen; ſo daß er am Schluſſe die heilige Dreieinigkeit anfleht, das Leben des Kaiſers viele Jahre hindurch zu beſchützen, und ihm, dem Schreibenden, zu gönnen, daß er die ſo ſpät empfangene Wohlthat der Frömmigkeit des Kaiſers deſto länger genieße. — Mit noch größerer Innigkeit ſchreibt er in einem andern Briefe an die Kaiſerin**), in welchem er die Chöre der Engel auffordert, den Schöpfer zu preißen, daß das Reich unter dem ſanften Joche der kaiſerlichen Macht Troſt und Hülfe gefunden habe.

So freundliche und ſüße Worte von einem ſeiner Strenge wegen berühmten Manne waren wenig geeignet, einem Tyrannen Reue einzuflößen, deſſen hartes Herz vielleicht auch durch die nachdrücklichſten Bußpredigten, wie ſie dem Statthalter Chriſti geziemt hätten, nicht erweicht worden wäre. Ohne Bedenken, wie es ſcheint, verfolgte jetzt der hochgefeierte Tyrann den Weg, der durch ſo gewichtvollen Beifall gerechtfertigt ſchien; ermordete die

*) Lib. XIII. Ep. 38. p. 1244.
**) Lib. XIII. Ep. 39. p. 1245.

Wittbe ſeines Vorgängers und ihre drei Töchter nach grauſamen Qualen, und beſchäftigte das an Schauſpiele gewöhnte Volk durch Hinrichtungen. Ausgeſuchte Grauſamkeit war unter dieſer Regierung an der Ordnung. Der einfache Tod konnte für eine Wohlthat gelten. Vielen wurde die Zunge, andern wurden die Augen ausgeriſſen; manchen wurden Hände und Füße abgehauen; mehrere ſtarben unter der Geißel, oder wurden mit Pfeilen niedergeſchoſſen. Endlich fiel der Tyrann unter die Hände eines Uſurpators, wie er ſelbſt war, und nachdem er unter Qualen geſtorben, wurde ſein Leib in Aſche verwandelt. Das war die Regierung und das Geſchick des Mannes, bei deſſen Erhebung der Statthalter Chriſti Himmel und Erde zu jubelnder Freude aufgefordert hatte.

Auch dieſes Beiſpiel zeigt, wie in dem Gemüthe eines Mannes, auch wenn er von ſtarkem Character iſt, die widerſprechendſten Geſinnungen neben einander wohnen können. Nicht blos der kluge Juwelier hat (nach Benvenuto Cellini) ein anderes Maaß der Schätzung bei einem Juwel vor und nach dem Kaufe; auch der Theokrat wiegt die Thaten der Menſchen mit einem andern Gewichte, wenn der Erfolg für oder gegen ſie geſprochen hat; vornemlich aber, nachdem er ihre Urheber über oder unter ſich, dieſſeits oder jenſeit des Grabes erblickt. Selbſt im Beicht-

ſtuhle, hat der König bei gleicher Sündhaftigkeit einen ungleich beſſern Stand, als ſein Unterthan; und wer die Gewalt erträgt, mit welcher inwohnender Ehrgeiz ein ſonſt gerades und aufrechtes Urtheil beugen kann, der wird die Nachſicht des römiſchen Biſchofs, dem an der Sicherung ſeines beſtrittnen Primats mehr als an dem Sittengeſetze lag, gegen den nichtswürdigſten Tyrannen, der je einen Thron befleckt hat, menſchlicher Weiſe recht gut erklären können. Erklären, ſagen wir; nicht aber rechtfertigen, ja nicht einmal entſchuldigen.

---

8. Der Partheigeiſt macht die Menſchen nicht blos ungerecht, ſondern dumm. Die Maaßregeln, die er nimmt, um ſeine Sache feſtzuſtellen, ſind bei weitem in den meiſten Fällen unzureichend, armſelig und klein, häufig aber auch dem Zwecke, der erreicht werden ſoll, gerade zu entgegenwirkend. Als in Perraults Geſchichte berühmter Männer in dem Jahrhunderte Ludwigs XIV das Leben Arnaud's und Paskals, auf Betrieb der Jeſuiten, wegbleiben mußte, geſchah in Frankreich, was zu Rom zur Zeit Tiber's geſchehen war, als bei der Beerdigung der Junia, einer edeln Matrone, unter den Bildern der Ahnherrn ihres Stammes, Caſſius und Brutus nicht erſcheinen durften. Man gedachte ihrer nur deſto mehr; oder, wie ſich Tacitus in ſeiner epigrammatiſchen Weiſe ausdrückt:

„Caſſius und Brutus ſtrahlten eben dadurch her- vor, daß ihre Bilder nicht erſchienen.“ (Praefulgebant Cassius et Brutus eo ipso quod effigies eorum non visebantur. Annal. III. 76). Eine ähnliche Erfahrung machte auch Nero, als er die Schriften des Vejento verbrennen ließ. Sie wurden eifrig aufgeſucht und geleſen, ſo lange Gefahr damit verbunden war. Als dieſe ſchwand, ſanken ſie in Vergeſſenheit (Tacit. Ann. XIV. 50).

6. Die Reiſe nach dem Orient. 1830.

„Gott ſey gedankt!“ ſagte ich, als ich von zehntauſend theologiſchen Streitſchriften des ſiebzehnten Jahrhunderts die letzte an ihren Platz geſtellt und eingetragen hatte; „Gott ſey gedankt, erſtlich, daß dieſe widrige Arbeit geendet iſt, dann aber auch, und noch mehr, daß die Gegenſtände, um derentwillen ſich in jener öden und traurigen Zeit aus Federn, ſo hart wie die Herzen, und ſo breit wie die Rede derer, die ſie führten, Fluthen der ſchwärzeſten Galle ergoſſen, ihre feindſelige Bedeutſamkeit verloren haben! Wiſſen doch jetzt nur Wenige noch, was ſie bei den Namen der Photinianer und Krypto-Calviniſten, der Sakramentirer und Synkretiſten, der Pelagianer und Synergiſten denken ſollen; Namen, welche ſo lange Zeit hindurch die theologiſche Welt in Aufruhr, und nicht wenige der Laien in Furcht und Schrecken geſetzt, Manche um ihre Freiheit, Viele um Brod und Ehre gebracht haben. Immer

mehr gewinnt ja, der Vernunft zur Ehre, die Ueberzeugung Boden, daß die Lehren, um die man mit ſo unchriſtlicher Erbitterung haderte, mit ihren dünngeſponnenen Unterſchieden ſich zu dem menſchlichen Verſtande ungefähr ſo verhalten, wie die Farben zu dem menſchlichen Auge, bei denen keiner genau dieſelben Schattirungen ſieht. Alſo, wie geſagt, Gott ſey Dank, daß jene finſtere Streitluſt dem Lichte gewichen iſt, und Niemand mehr vorgeben darf, wenn er die Andersgeſinnten verfolgt, für Gottes Sache zu kämpfen! Wie die Aſche jener Zeloten, ſo ruht auch ihre Polemik; die Dornen, mit denen ſie ihre Gegner bekränzten, verwunden Niemanden mehr; ihre kläffende Redſeligkeit iſt verhallt, und wir ſehen mit Gleichgültigkeit auf die Blätter voll bleiernen Witzes, um die ſich Niemand mehr zu kümmern braucht, als hier und da ein Buchwart, wie ich, der auch das Schlechteſte, wenn es einmal ſeiner Obhut übergeben iſt, aufbewahren muß."

Dieſes waren ungefähr die Worte, die ich zu einem Freunde ſagte, der mich auf der Durchreiſe bei meinem bibliothekariſchen Geſchäfte fand. „Ich wünſche Ihnen ven Herzen Glück," ſagte er, „zu der Beendigung des unfruchtbaren Geſchäfts; zugleich aber thut es mir leid, die heitere Anſicht trüben zu müſſen, die Sie von dem Stande unſerer theologiſchen Welt haben. Ich komme ſo

eben von Berlin und Halle und bringe hier die neueſten Neuigkeiten mit —“

Bei dieſen Worten nahm er aus ſeiner Brieftaſche einige Zeitungsblätter, die den Anfang der theologiſchen Händel enthielten, welche Jedermann kennt, und an denen ſeitdem das ganze leſende Publicum auf die eine oder die andere Weiſe den lebhafteſten Antheil genommen hat.

Die Verwunderung, die dieſe unerwartete Erneuerung alter Händel in mir erregte, ſo groß ſie auch war, kam doch dem Verdruſſe nicht gleich, den ich über meine gutmüthige Täuſchung fühlte. „So ſoll es denn immer beim Alten bleiben? ſagte ich, indem ich die Blätter zurückgab; und unſer armes Geſchlecht ſoll ſich nie eines dauerhaften Friedens erfreuen? Kaum hat das Schwert der Verwüſtung einige Jahre in der Scheide geruht — —“

So fängt, unterbrach mich der reiſende Freund, der unblutige Krieg auf einem andern Gebiete an. Die Menſchen können nun einmal nicht anders. Nicht Napoleon allein liebte den Krieg*); wir

*) Bei jener berühmten Zuſammenkunft, die Napoleon nach der Schlacht bei Jena mit der Großherzogin von Weimar hatte, tadelte er ihren Gemahl wegen ſeiner Theilnahme am Kriege. Was hat er bei der Armee des Königs von Preußen zu ſchaffen? fragte er unter andern. — Que voulez-vous que je dise, Sire? antwortete die Fürſtin. Il aime la guerre. — Il a raison, verſetzte

alle lieben ihn in einem gewiſſen Sinne; und ich kann nicht glauben, daß ein Manifeſt des Himmels, das den ewigen Frieden verkündigte, die Menſchheit auf immer zufrieden ſtellen würde. Wir ſehnen uns nach dem Frieden, wie wir uns am Ende eines bewegungsvollen Tages nach dem Schlafe ſehnen. Die hitzigſten Streiter in der Kirche, oder wo es ſonſt ſey, behaupten freilich — und ich glaube, daß ſie es aufrichtig meinen — daß ſie nichts ſo ſehr wünſchen, als mit ihren Gegnern in Eintracht zu leben; daß ſie aber, um dem innern Berufe Genüge zu thun, für die Wahrheit, wie die Fürſten für die Ehre, Krieg führen müſſen. —

Und darum, fiel ich ein, klagen ſie ihre Gegner an! darum erheben ſie ein Zetergeſchrei, als ob an jedem Buchſtaben der augsburgiſchen Confeſſion, oder des Concordienbuches, den der Gegner verrückt, das Heil der ganzen evangeliſchen Kirche, ja des Chriſtenthums hinge! Geht dies nicht wieder auf ein Lutheriſches Pabſtthum hinaus, ein Ungeheuer, mit dem ich mich noch weniger, als mit dem römiſchen vertragen kann? Und iſt es nicht im höchſten Grade empörend, im neunzehnten Jahrhundert den Frieden der

---

der Kaiſer nach einer kurzen Pauſe; je l'aime aussi.

Kirche und die Ruhe der Gewiſſen durch ſo gehäſſige Händel geſtört zu ſehen?

Empörend ſo viel Sie wollen; aber ſehr natürlich ſcheint es mir doch.

O gewiß! auch die Unvernunft iſt natürlich.

Beides kann neben einander gehen. Was könnte denn das neunzehnte Jahrhundert vor ſeinen achtzehn Vorgängern voraus haben, in denen man ſich auch über dieſe und ähnliche Gegenſtände geſtritten hat — —

Ohne auch nur einen Schritt weiter zu kommen.

Ohne weiter zu kommen; allerdings; aber nicht ohne nach allen Niederlagen, die man ſelten dafür erkannte, die Hoffnung zu behalten, bei der Erneuerung des Streites zum Ziele zu gelangen, und den Gegner aus dem Felde zu ſchlagen. Und dieſe Hoffnung —

Dieſe Hoffnung wird immer von neuem getäuſcht.

Möglich.

Und ſoll man nicht das unnütze Geſchäft endlich aufgeben, wie man den Stein der Weiſen, die Univerſaltinctur, die Quadratur des Zirkels, das perpetuum mobile aufgegeben hat?

Wenn man kann; aber die Menſchen können es nicht. Die Wichtigkeit, welche die ſtrittigen Gegenſtände nun einmal für ſie haben, bei Seite gelaſſen, wie Vieles fordert dabei zum Kampfe

auf! Vor Allem das geheime, läſtige Bewußtſeyn des innern Zweifels und der Ungewißheit, das, wie die Todesfurcht, nur der Hitze des Kampfes weicht. Dann die Sehnſucht nach unerſchütterlicher Ueberzeugung, welche Jeder in ſich hegt, und die auf dem geraden Wege der ruhigen Beweisführung nun ein für allemal nicht zur vollkommenen Befriedigung gebracht werden kann; durch die Beſiegung eines hartnäckigen Gegners aber, der ja ſchwachen Gründen nicht würde nachgegeben haben, fürs Erſte wenigſtens geſtillt wird. Glauben Sie denn, daß es ſo leicht ſey, um des lieben Friedens willen, auf einen ſolchen Gewinn Verzicht zu thun?

Nicht übel! Aber meinen Sie wohl, daß die, deren Sache Sie führen, Ihnen für dieſe Art der Vertheidigung Dank wiſſen würden?

Darum iſt es mir auch eben nicht zu thun. Ich wollte Ihnen nur erklären, warum ich dieſe Händel, die mir gewiß nicht weniger als Ihnen zuwider ſind, ſo natürlich finde. So natürlich, gerade in der gegenwärtigen Zeit, daß ich mich nur wundern würde, wenn ſie ausgeblieben wären.

Sie erwarteten ſie alſo?

Einigermaßen, ſo weit man etwas auf dem fluthenden Meere des Lebens und dem Gebiete der menſchlichen Freiheit nach Analogien erwarten kann. Ich will mich näher erklären. Als ich vor zehn Jahren ungefähr dieſelbe Reiſe machte

wie jetzt, hörte ich von nichts, als von Dema=
gogen, demagogiſchen Umtrieben, geheimen poli=
tiſchen Verbindungen, den Karlsbader Beſchlüſſen
und der Mainzer Commiſſion; und nicht Wenige
ſahen mit Bangigkeit dem Ausbruche der Minen
entgegen, die, wie ſie meinten, zu Folge der gro=
ßen Pulverſchwörung des Comité directoire zu
Paris und der deutſchen Burſchenſchaften unter
alle Throne und Thrönchen gelegt wären. Jetzt
iſt es eine andere Art von Geheimniß, was die
Gemüther in Bewegung ſetzt: verkappte Jeſuiten,
reißende Wölfe in Schafskleidern, Myſtiker, Pro=
ſelytenmacher, die ihr Weſen in geheimen Con=
ventikeln treiben ſollen und die außer Credit
gekommenen Demagogen abgelößt haben. Dieſe
Erſcheinungen ſind einander ſo ſchnell gefolgt, daß
ich nicht zu irren glaube, wenn ich ſie aus Einer
Quelle ableite. An ſich zwar waren die Bege=
benheiten, die den letzten Frieden herbeiführten,
gar wohl geeignet, die Blicke von dem gemeinen
weltlichen Treiben nach der reinen und ewigen
Quelle alles Guten zu lenken; nie vielleicht wa=
ren die Anläſſe zu Dank und Freude, ſowie zu
Schaam und Reue, in ſo weiten Grenzen und
in ſo reichem Maaße vorhanden geweſen; Viele
ſchlugen an ihre Bruſt und erkannten das Un=
recht der vergangenen Zeit und ihr eigenes; und
wenn einmal der Geiſt dieſe Richtung genommen
hat, ſo iſt es ihm nicht leicht die rechte Mitte

zu halten. Das war Eins. Ein Zweites erklärt noch mehr als das. Eine lange Reihe von Jahren hindurch war die Welt in einer Bewegung erhalten worden, die nie ruhte, oft bis zum Fieber ſtieg. Von dem Tage an, wo die Mauern der Baſtille vor dem Ungeſtüm der Pariſer fielen, bis zur Schlacht bei Quatrebras und Napoleons Entführung in ſein Felſengrab zog ſich eine Kette von außerordentlichen Begebenheiten durch die Zeit hin, und ihre Ausſtrömungen erſchütterten alle Gemüther in den verſchiedenſten Richtungen. Furcht und Schrecken, Erwartung und Hoffnung, Bekümmerniß und Freude wechſelten oft von Tag zu Tag; die Bewegungen des Gemüths wurden zum Bedürfniß, wie ſcharfgewürzte Speiſen dem Gaumen es werden. Das Ungewitter, das ſo lange über allen Häuptern geſchwebt hatte, zog endlich nach einigen heftigen Donnerſchlägen ab; der Friede kam und erfreute die Meiſten. Aber die Freude hielt nicht lange vor; viele Wünſche waren unbefriedigt, viele Hoffnungen unerfüllt geblieben; die kurze Freude machte bei Einigen einem unbehaglichen Unmuthe, bei Allen dem Bedürfniſſe nach Gemüthsbewegungen Platz. Für einige Zeit half die ungewohnte Preßfreiheit, die Zuckungen der Journaliſten, Sand und Kotzebue, der Aachner und Karlsbader Congreß, die Umtriebe der Demagogen und die Mainzer Commiſſion aus; aber dieſes und andres

griff nicht ein; das Meiſte ging ſpurlos vorüber, und das unbeſtimmte Verlangen nach einem fort-dauernden Ferment trat immer ſtärker hervor. Man warf ſich alſo, wenn ſo zu ſprechen erlaubt iſt, in die Frömmigkeit, der das Unglück der vor-hergegangenen Zeit den Weg gebahnt hatte; und da der regelmäßige durch langen Gebrauch un-ſcheinbar gewordene Gottesdienſt für eine Stim-mung, wie die damalige war, für Viele nicht Reiz genug hatte, ſo ſuchte man Befriedigung in dem Dunkel des Geheimnißvollen, und Licht in der Finſterniß. Das Mittel ſchlug an; und nachdem einmal dieſe Quelle innrer und äußrer Thätigkeit eröffnet war, wie Vieles mußte nicht wie von ſelbſt hinzukommen! unter Andern, um Einiges zu nennen, der ſchmeichelnde Glaube an eine innere Erleuchtung, durch die man hoch über allen denen ſtand, die draußen waren; die wohl-wollende Trauer über die verderbte, blindlings dem Abgrunde zueilende Welt; der Zorneifer über Spötter und Widerſacher, die in ſolchen Fällen nie ausbleiben; das nie raſtende Verlangen, den Gegnern, und in ihnen dem Erbfeinde der Menſch-heit Abbruch zu thun — Dieſes und Andres ähnlicher Art mußte als Erſatz für die mangeln-den Anregungen andrer Art dienen, und iſt es hierbei wohl ein Wunder, daß ſich die, denen das Licht der Zeit wie ein Abglanz derölliſchen Flammen erſcheint, durch den Kampf gegen die

Phantome des Unglaubens in Bewegung zu erhalten ſuchen? Wenn ich nicht ſehr irre, ſo iſt dieſe Erſcheinung ſchon öfters da geweſen und wird immer von neuem hervortreten, wenn auf große und weitgreifende Bewegungen ſtille und thatenarme Zeiten folgen.

Der reiſende Freund wurde durch Geſchäfte in meiner Nähe gehalten. Auswärts ging der theologiſche Krieg ſeinen Gang fort; jeder Tag brachte Neues, und ſo fehlte es nicht an Veranlaſſung, das vorige Geſpräch wieder anzuknüpfen. Eines Tages hatte ich die Aeußerung hingeworfen, daß unſrer Zeit, bei aller Fülle des Wiſſens, doch noch immer das fehle, worein Socrates ſeine Weisheit ſetzte, nicht zu glauben, daß man wiſſe, was man nicht weiß, und daß man einheimiſch ſey auf dem unbekannten Gebiete des Unergründlichen. Ich begreife vollkommen, hatte ich hinzugeſetzt, das ſehnſuchtsvolle Verlangen eines religiöſen Gemüths nach einem ſichern Wiſſen von dem, was jenſeit der Schranken liegt, mit denen die göttliche Weisheit unſre Blicke umgeben hat. Ja ich ſehe in dieſem immer lebendigen und immer unbefriedigten Verlangen eine Beglaubigung unſrer urſprünglichen Abkunft, gleichſam eine Mitgabe aus der höhern Welt, aus der wir ſtammen, und ein Unterpfand des Glaubens an eine Fortdauer unſers beſſern Ichs und vollkommnerer Erkenntniß. Mit dieſem Glauben tröſte ich mich

über meine Kurzſichtigkeit, über die zu klagen eben ſo thörigt iſt, als ſich über die Kürze des Lebens zu grämen, oder über den Tod, oder über irgend etwas, das an dem Beſchluſſe der Gottheit hängt, den Menſchen aus einem Erdenkloße, und nicht aus einem der Strahlen zu ſchaffen, in deren Lichte ſie wohnt. Ja, um noch weiter zu gehn, die Ueberzeugung von dieſer hienieden unbeſieglichen Kurzſichtigkeit baut mir eine Brücke über das Grab, und gibt meiner Pſyche die Flügel, deren ſie bedarf, um nicht zu feſt an dem Staube der Erde zu hängen; denn eben aus ihr geht die Sehnſucht nach dem unbekannten Jenſeits hervor, die mir, wie der Menſch nun einmal gebaut iſt, als eine der größten Wohlthaten Gottes erſcheint. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mir ſcheint es, daß, wenn dieſe Ueberzeugung allgemein wäre, das nichtige Streiten über die unbegreiflichen Dinge aufhören müßte, die einen großen Theil unſerer Dogmatik anfüllen; oder daß diejenigen, die es nun einmal nicht laſſen können, über ſich ſelbſt hinauszuſpringen, wenigſtens andern nicht zumuthen würden, ihnen dieſes Wagſtück nachzumachen. Dann würden die Menſchen bei der größten Verſchiedenheit der Meinungen, einig in der Geſinnung ſeyn; was, meines Erachtens, etwas ganz Anderes und weit Beglückenderes iſt als jene Einheit des Glaubens, die zu keiner Zeit Statt gefunden hat, weil ſie

etwas Unmögliches vorausſetzt und eben ſo wenig durch irdiſche Gewalt, Inquiſition, blutige Handlungen des Glaubens, und was dergleichen mehr iſt, als durch Concilia, Synoden und Colloquia erzwungen werden kann. Jene Einheit der Geſinnung iſt es, auf die ich hoffe, und von der ich allzu gutmüthig vorausſetzte, ſie wäre ſchon jetzt ſo feſt geſtellt, daß ſolche Rückſchritte, als wir nun erleben müſſen, gar nicht mehr Statt finden könnten.

Dieſe Rückſchritte, ſagte mein Freund, werden die gute Sache in ihrem Fortgange nicht aufhalten; vielmehr wird ſich das alte Sprichwort bewähren, daß Zurückweichen ein Mittel ſey, vorwärts zu kommen. Schon jetzt ſtimmen, ſo viel ich habe wahrnehmen können, alle Gemäßigten darin überein, daß die religiöſe Ueberzeugung, und das Bekenntniß dieſer Ueberzeugung frei ſeyn, daß man aber durchaus der Anmaßung derer entgegen treten müſſe, die ihre Wahrheit für allein ſeligmachend erklären, Andersgeſinnte verketzern, den weltlichen Arm zu ihrer Gunſt in Bewegung ſetzen und freie Forſchung nicht blos verdammen, ſondern hemmen wollen. Dieſe Geſinnung habe ich ſchon jetzt allgemein verbreitet gefunden, und ſie wird ſich eben durch die jetzigen Händel noch feſter ſetzen. Laſſen Sie uns alſo den Muth nicht verlieren, ſondern an die trüben Zeiten denken, die ſo kurz nach der Reformation folgten

und in denen die chriſtliche Lehre Gefahr lief, unter dem theologiſchen Gezänke ihre Bedeutung faſt ganz zu verlieren; und an jene andern uns näher liegenden, wo eine nicht verächtliche Parthei, aus Unwillen über den Mißbrauch, der mit dem Namen und dem Anſehn des Chriſtenthums getrieben wurde, das Kind mit dem Bade verſchüttete —

Und doch ſehen mußte, wollen Sie ſagen, daß es mit der ihm beiwohnenden Kraft obſiegte und in einer beſſern Geſtalt, als je zuvor, auftrat.

Ganz recht, und, wie ich überzeugt bin, jedesmal auftreten wird, wenn es von den Einen gemißbraucht, von den Andern verkannt und gemißhandelt worden iſt. Dieſe Ueberzeugung ſteht feſt bei mir. Soll ich Ihnen ſagen, wie und wo ſie ganz lebendig in mir geworden und tiefere Wurzel in mir geſchlagen hat?

Nun?

Eben da, wo das Chriſtenthum zum Heil der Menſchen geboren und jetzt alljährlich von zankenden Rotten herabgewürdigt wird.

In Paläſtina alſo? Erklären Sie mir das deutlicher.

Sie wiſſen ohne Zweifel — Doch ich ſehe, daß ich etwas weiter ausholen muß, vorausgeſetzt, daß Sie Zeit haben, meine Geſchichte anzuhören.

So viel Sie wollen. Ich werde Ihnen mit Vergnügen zuhören.

Während meines Aufenthaltes in Conſtantinopel, — hob der Freund an — wohin ich meinen Oheim begleitet hatte, machte ich die Bekanntſchaft eines Mannes von mittlern Jahren, vieler Bildung und den mannigfaltigſten Kenntniſſen, der einen großen Theil von Aſien als Kaufmann bereiſt hatte, und von dieſer Reiſe oft mit Begeiſtrung ſprach. Der Antheil, den ich an ſeinen Erzählungen nahm, machte ihm Freude; er ſchenkte mir ſo viele Zeit, als er den Geſchäften abbrechen konnte; und ich kannte kein größeres Vergnügen, als wenn ich an den Lippen des beredten Mannes hängen konnte. Bald ſetzte ſich in mir der Vorſatz feſt, alles das, wovon ich nie genug hören konnte, ſelbſt zu ſehen, und ich lag jetzt meinen Oheim an, mir zur Ausführung meines romantiſchen Planes die Erlaubniß und die Mittel zu geben. Vielleicht hätte ich ihm beides abgeſchmeichelt, wenn nicht gerade damals eine Veränderung in dem Gange ſeines Handels die Rückkehr nach Hauſe nothwendig gemacht hätte. Ich mußte ihn begleiten, und da fand ich ſo viel zu thun, daß mir keine Zeit blieb, an etwas zu denken, das nicht mit den Geſchäften der Börſe zuſammenhing. Ein geiſtreicher Mann hat geſagt, man müſſe in dem Schreine ſeines Herzens das Bild eines Ortes, ein Lampeduſa, ein Tempe, ein Eldorado tragen, wo man vielleicht nie hinkomme, aber

immer hinzukommen hoffe. Mein Lampeduſa war der Orient. Oft führte mich ein gefälliger Traum in den Schatten ſchlanker Pappeln, oder in Iran's Blüthenhallen, oder unter den wolkenloſen Himmel von Arabien, der ſich auch wie eine Halle der Natur mit Sternenblüthen ſchmückt und ohne Unterlaß von Weihrauch und Kaſia die Opfergabe der Erde empfängt. Dieſe Traumgebilde, die immer in dem Hintergrunde meiner Seele ruhten, vermehrten von Tag zu Tag die Sehnſucht, aus der ſie hervorgingen; ich zog mich in mich ſelbſt zurück und vermied die Welt, ſo weit es in meinen Verhältniſſen möglich war. Zu jener Zeit erwachten in mir alle religiöſen Gefühle und Vorſtellungen, die ich in meiner Jugend empfangen, ſeitdem aber wenig gepflegt hatte, und der Zuſammenhang, in dem ſie mit dem Morgenlande ſtanden, gab ihnen einen Reiz, von dem ich früher keine Vorſtellung gehabt hatte. Ich las jetzt die evangeliſche Geſchichte mit größerer Erbauung als je, und indem ich jede Begebenheit mit ihrem Schauplatze in Verbindung dachte, wurde mir die Erzählung zur That und das Längſtvergangene zur Gegenwart. Wie aber jede Liebe unbegrenzt und unendlich iſt, ſo auch die religiöſe Liebe. Ach, wenn ich ſelbſt, dachte ich oft, an den Orten wandeln könnte, die der größte unter den Menſchen betreten, wo er durch Wort und That gelehrt, wo er ſein heiliges Werk

durch den Tod vollbracht hat; dann würde ſich mein Herz noch mit größerer Innigkeit zu ihm wenden; ich würde von feindſeligen Leidenſchaften gereiniget, mit einer beſſern und edlern Liebe gegen meinen Nächſten erfüllt werden; und ſo, von dem wahrhaften Geiſte der Religion durchdrungen, würde ich fähig ſeyn, auch Andere mit denſelben Geſinnungen und Gefühlen zu erfüllen. — Dieſe Gedanken beſchäftigten mich lange und anhaltend. Der alte jugendliche Wunſch hatte eine feſtere Grundlage bekommen; ich ſtudirte immer eifriger; mein Glaubensſyſtem bildete ſich aus in mir; und je weniger das, was die Meiſten Religion nennen, mit dem Bilde übereinſtimmte, das ich davon in meiner Seele trug, deſto brennender wurde das Verlangen in mir, mit dem Evangelium in der Hand, meine Religion, die Religion der Liebe, zu predigen, und das Unkraut der Zwietracht auszurotten, das, ich weiß nicht wie, auf dieſem Boden üppiger als auf jedem andern wuchert.

In dieſer Zeit ſtarb mein Oheim. Sein Vermögen fiel mir und meinem ältern Bruder zu. Nichts ſtand jetzt der Ausführung meines Planes im Wege. Sobald wir uns alſo getheilt, und mein Bruder die Verwaltung meines Antheils übernommen hatte, eilte ich nach Trieſt, mit dem Vorſatze, vor allen Dingen nach Paläſtina, und von da weiter, immer der Sonne ent-

gegen, bis an den Ganges vorzudringen. Das Glück begünſtigte mich. Ein gutes, wenn ſchon nicht ſehr geräumiges Schiff, Capitain Schulding aus Amſterdam, lag zum Ausfahren bereit, und ich hatte kaum die nöthigen Anſtalten zur Reiſe getroffen, als ſich ein friſcher Nordwind erhob, der uns bis zu den ioniſchen Inſeln begleitete. Auch von da hatte die Reiſe den erwünſchteſten Fortgang. Kein Ungewitter, kein Sturm ſtörte die Fahrt; ſelten nur trübte ein Gewölk den Himmel, der ſeinen azurnen Teppich über und unter uns ausgebreitet hatte; und ſchwerlich möchte eine erfreulichere Reiſe gedacht werden können, wäre nicht das Schiff in ſeinem Innern, gleich dem Lager des Königs Agramant, ein Tummelplatz von Streit und Zwietracht geweſen.

Der vornehmſte Theil der auf eine Cajüte beſchränkten Reiſegeſellſchaft beſtand aus Geiſtlichen von verſchiedenen Bekenntniſſen, ſo daß unſer Schiff, durch einen Zufall, der nicht gar häufig eintreten mag, gleichſam ein Bild der chriſtlichen Kirche war, in der auch Ein Name und Ein Ziel der Hoffnung die verſchiedenartigſten Geſinnungen vereint. Einige von ihnen waren junge Männer, die ſich zu auswärtigen Gemeinden begaben; einige hatten ſich zu Miſſionarien gebildet; Alle waren von Eifer beſeelt, aber in Glauben und Meinungen nicht weniger verſchieden, als im äußern Aufzuge, in Tracht und Mund-

art. Auch hatten ſie ſich kaum auf dem Schiffe eingerichtet und gegenſeitig über das Woher und Wohin verſtändigt, als zwiſchen zwei lutheriſchen Candidaten die Rede auf einen dogmatiſchen Gegenſtand kam. Sie ſchienen anfänglich Eines Weges zu gehen, aber nur allzubald zeigte ſich, daß dieſer Weg nach verſchiedenen Richtungen auslief. Der eine von ihnen hatte in Helmſtädt ſtudirt, der andere in Tübingen und Halle; jener war, was man jetzt einen Rationaliſten nennt; dieſer ein Supernaturaliſt, beide in der höchſten Potenz; beide jung und voll Ehrgeiz, und jetzt durch die Gegenwart aufmerkſamer Zeugen gereizt, keine Art von Waffen unbenutzt zu laſſen. In der Mitte zwiſchen beiden, was die Dogmatik betrifft, ſtand ein reformirter Domcandidat, der ſich vergeblich bemühte, die Hitze des Streites zu mäßigen, eigentlich aber nur Oel in das Feuer goß, und bald ſo in den Kampf verwickelt wurde, daß er ſelbſt die Mäßigung vergaß, die er den andern gepredigt hatte. Der proteſtantiſchen Parthei ſtand ein Freiburger Exjeſuit gegenüber, zu dem ſich ein unirter Grieche hielt, die ſich gegenſeitig ihre Bemerkungen über die ſtreitigen Lehren und die Art, wie der Streit geführt wurde, mittheilten; während ein anderer Prieſter der orthodoxen griechiſchen Kirche ſich in gleicher Entfernung von dem Römiſch-Katholiſchen und den Proteſtanten hielt. Außerhalb dieſen chriſtlichen

Gruppen ſtand ein aufgeklärter Jude aus Berlin, der bisweilen verſuchte ſeine philoſophiſchen Anſichten in den theologiſchen Streit einzuſchieben, immer aber mit entſchiedener Geringſchätzung von den ſtreitenden Partheien zurückgewieſen wurde; ein franzöſiſcher Offizier, der ſich über Alle aufhielt und mit Tiraden aus Parnys Götterkrieg und der Pucelle um ſich warf; und die Frau des Capitains, eine Mennonitin, die, wenn ſie die Schiffswirthſchaft geordnet hatte, in einer Ecke der Cajüte Strümpfe ſtrickte und zugleich ihre kleine Tochter im Leſen unterwies. Bei dieſem Geſchäfte ſchien ſie wenig auf das zu merken, was um ſie her vorging; doch lächelte ſie bisweilen, wenn die Streitenden alle Regiſter ihrer Stimmen zugleich zogen, Alle zuſammen ſprachen, und Jeder nur ſich hörte; wobei es denn auch nicht ſelten geſchah, daß die katholiſche Parthei in den Streit gezogen und mit ſich ſelbſt uneinig wurde, ſo daß bei dieſem Toben Aller gegen Alle, bei dem ungemäßigten Geſchrei und dem eben ſo unmäßigen Lachen des Franzoſen, die Cajüte ein wahres Pandämonium war. Der Jeſuit behauptete in dieſen Fällen den meiſten Anſtand; die beiden Griechen den wenigſten. Sobald dieſe mit einander ſtritten, geriethen ihre Hände in keine geringere Bewegung als ihre Zungen; und einſtmals, als der Unirte den Orthodoxen bei dem Barte gefaßt hatte, wäre es,

ohne die Dazwiſchenkunft der Ungläubigen, des Juden und des Franzoſen, zu einem blutigen Fauſtkampfe gekommen. So ging es vom Morgen bis zum Abend; jeden Tag wurden die Kämpfenden erbitterter, und kaum konnte die gemeinſchaftliche Mahlzeit und das Anſehen des Capitains, der bei Tiſche den Vorſitz führte, einen kurzen Waffenſtilleſtand herbeiführen.

Eines Tages, als der Streit über die beiden Naturen, und ob Chriſtus mit beiden, oder mit welcher er für die Menſchheit gelitten habe, in vollem Gange war, ſetzte ich mich, von nutzloſem Hören ermüdet, zu der emſigen Strickerin, die mit ihrem ruhigen, ſtillen Angeſichte die einzige heitere Erſcheinung in der ganzen Geſellſchaft war. Sie nehmen keinen Theil, ſagte ich, an den Gegenſtänden, die hier mit ſo großem Geräuſch verhandelt werden? — Das Weib ſoll ſchweigen in der Gemeinde, antwortete ſie lächelnd. — Sie ſcheinen auch wenig bekümmert, fuhr ich fort, welche der ſtreitenden Partheien Recht behalte.

Das würde wohl, erwiederte ſie, von meiner Seite ein eitler Kummer ſeyn. Dieſe Herren ſtreiten Tag für Tag; und auch eine Frau kann wahrnehmen, daß ſie gelehrte Männer ſind; aber ſo viel ich habe bemerken können, ſind ſie noch nie über eine der beſtrittenen Lehren einig geworden. Wie ſollte nun eine unwiſſende Frau aus

allen dem Widerſpruche das Rechte herausfinden können?

Neigen Sie ſich aber nicht ſelbſt mehr zu der Meinung des Einen oder des Andern hin?

In den erſten Tagen, antwortete ſie, da ich wahrnahm, daß von ſo ernſten und wichtigen Dingen die Rede war, als wohl nicht leicht in dieſem Zimmer verhandelt worden ſind, hörte ich mit Aufmerkſamkeit zu, in der Hoffnung, etwas zu lernen, was ich für mich oder meine Kinder brauchen könnte. Da kam es mir denn allerdings bisweilen vor, als ob ich dem Einen mehr beiſtimmen müßte, als dem Andern; meiſt aber war das der, welcher zuletzt geſprochen hatte. Da wurde ich denn bald inne, daß ich auf dieſe Weiſe weder klüger noch beſſer, ſondern verworrener in meinem Innern würde; abgerechnet, daß, wenn ich frei ſprechen darf, ſchon die heftige Weiſe, mit der dieſe Herren ihren Streit führen, ſtörend für mich iſt. Seitdem ſuche ich lieber draußen ein Beſchäftigung, oder richte hier meine Gedanken auf andere Dinge, und bitte Gott, mich in dem einfachen Glauben zu erhalten, den ich als Kind von meinen Eltern bekommen habe, und der mich noch nie auf meinen Wegen verlaſſen hat.

Sie ſind weiſer, als wir Alle, ſagte ich.

Dies zu glauben, ſagte ſie, bin ich weit entfernt. Das, was hier beſprochen wird, mag für

gelehrte Leute gut und brauchbar ſeyn; mir würde es ſchwerlich nützen, wenn ich es auch begreifen könnte. Was Sie alſo meine Weisheit nennen, beſteht in meiner Einfalt, und daß ich nicht mehr zu wiſſen verlange, als ich brauche und begreifen kann. Dabei tröſte ich mich mit dem Ausſpruche der Schrift: „Selig ſind die Armen an Geiſt; ſie werden das Himmelreich erben.“ Denn was kann das anders heißen, als daß Gott größern Wohlgefallen an denen hat, die in ihrer Demuth ſich an das halten, was ſie verſtehen, und nicht nach verbotenen Schätzen graben. Es gilt, denke ich, auch hier, was die Schrift ſagt: „Die da wollen reich werden, fallen in Verſuchung.“ Oder ſollte der Streit über ſolche dunkle Dinge, nicht eine Verſuchung zu Stolz und Eitelkeit, gewiß aber zur Liebloſigkeit ſeyn? In der Gemeinde, zu der ich gehöre, iſt das erſte Gebot: „Liebet Euch unter einander;“ und da ſtreitet man über Glaubensſachen ſo wenig, als man über das Mein und Dein proceſſirt.

Mit dieſen Worten verließ mich die wak-kere Frau, um eines Geſchäftes willen. Seitdem ſprach ich oft mit ihr, und immer fand ich in ihren ſchlichten Reden mehr Verſtand, als in den Disputationen meiner tiefgelehrten Reiſegefährten. Unter dieſen wurde der Zwieſpalt immer größer, je mehr wir uns dem Ziele unſrer Reiſe näherten. Denn da keiner von dem Platze wich, auf den

er ſich von Anfang an geſtellt hatte, ja Jeder durch den Streit noch hartnäckiger wurde; und da die Gründe nicht ſelten durch herbe Ausfälle vertreten wurden; ſo konnte es nicht wohl anders kommen, als daß Jeder in ſeinen Gegnern verſtockte Feinde der Wahrheit ſah, die nicht hören wollten, oder beſchränkte Köpfe, die das Rechte nicht zu faſſen vermöchten. So erloſch zuletzt die Streitluſt in gegenſeitiger Verachtung. Nur die Blicke ſprachen noch, während Jeder mürriſch in ſeiner Ecke ſaß, und wäre nicht der Offizier und der Jude geweſen, die von ihren Reiſen, von Paris, Kairo und den Pyramiden ſprachen, man hätte nicht mehr Laute vernommen als bei einem Carthäuſermahle.

Dieſe Stille wäre mir an ſich nicht zuwider geweſen; aber das, was ſie hervorbrachte, verdarb Alles. Ich war unglaublich verſtimmt. Nur die Ausſicht, bald in Jeruſalem zu ſeyn, richtete mich auf. Dort, dachte ich, werde ich endlich Eintracht und Frieden finden; dort muß in der lebendigen Erinnerung an den gemeinſamen Herrn und Meiſter jeder Haß, von welcher Art er auch ſeyn mag, untergehn. Die Gemeinde, die ſich um das Grab des Heilands ſammelt, muß ein Vorbild des tauſendjährigen Reichs ſeyn, wo es nur Einen Hirten und Eine Heerde auf Erden geben, und die reine Luft der Liebe alle mißhelli-

gen Töne ſtreitender Meinungen zu Einer Harmonie verſchmelzen wird.

Mit ſolchen Hoffnungen ſtieg ich bei Jaffa an das Land, und eilte, da das Oſterfeſt bevorſtand, ohne mich aufzuhalten, nach der heiligen Stadt, als nach dem Wohnſitze des Friedens, nach dem ich mich ſehnte, und wo ich für den ganzen Reſt meines Lebens Begeiſterung der höchſten Art aus den reinſten Quellen zu ſchöpfen hoffte.

Großer Gott! Wie wurde ich in dieſer Hoffnung getäuſcht. Nicht durch die Zwingherrſchaft der Bedrücker dieſes Landes, durch die alten Feinde des chriſtlichen Glaubens, die uns, ſo wie wir ſie, Ungläubige nennen; nicht durch räuberiſche Nomaden, die an der Grenze auf das Eigenthum der Reiſenden lauern; nein, durch die, welche hierher gekommen waren, um, wie ich, an der Wiege des Chriſtenthums Stärkung des Glaubens und Vergebung ihrer Sünden zu ſuchen. Wenn irgendwo Mißgunſt und Neid, wenn irgendwo auf Erden bitterer Haß wegen Verſchiedenheit des Glaubens oder abweichender Gebräuche wüthet, ſo iſt es ſicher in dieſer Stadt, an dem Rande des heiligen Grabes, und eben an den Tagen, die vor allen andern der Feier des Andenkens jener großen und folgereichen Begebenheiten gewidmet ſind, wo er in ſeiner häßlichſten Geſtalt erſcheint. Der Glaubenshaß, der mir

unſere Seefahrt ſo ſehr verleidet hatte, war nur ein Schatten von dem, was ich hier erfahren ſollte, wo Lateiner und Griechen, unirte und nicht unirte, Abyſſinier und Armenier, Kopten und Syrer, und Gott weiß wie viele mißhellige Secten der Chriſten, jede natürlich in alleinigem Beſitze der Wahrheit, mit einander zu wetteifern ſcheinen, die Bekenner des Islams in der Meinung zu beſtätigen, daß die Giauren gar keine Religion hätten, indem ſie ſelbſt das entweihten, was ſie vorgäben am höchſten zu ehren. Ich will Ihnen kein Bild der wüthenden Kämpfe machen, welche Chriſti Tempel und Grab mit Blut beflecken würden, wenn nicht der Stock und die Peitſche türkiſcher Wachen, die während der heiligen Tage nicht von dieſer Stelle weichen dürfen, der Mordluſt wehrte. Ich habe dieſe widrigen Auftritte ſeitdem mit lebendigen Farben und der Wahrheit gemäß bei mehr als einem Reiſenden geſchildert gefunden. Auf dieſe verweiſe ich Sie, und Sie können glauben, daß ſich keiner, ſo viele mir wenigſtens bekannt geworden ſind, des berühmten Vorrechts der Reiſenden in ferne Länder hierbei bedient hat.

Mein erzählender Freund hielt hier inne; ſeine Gedanken ſchienen nicht von den Bildern loskommen zu können, die er mit Worten nicht ſchildern wollte. Ich habe — ſagte ich — einige Beſchreibungen dieſer Art geleſen und hoffte auf

Widerlegung aus Ihrem Munde; denn die Sache kam mir faſt unglaublich vor. Aber Sie wollten mir erklären, wie Sie eben durch die in Paläſtina gemachten Erfahrungen zu der lebendigen Ueberzeugung von der Unvergänglichkeit des Chriſtenthums gelangt wären. Noch kann ich von dieſen Gräueln zu jener Ueberzeugung den Uebergang nicht finden.

Und doch liegt er nicht weit weg. Erinnern Sie ſich nicht der Geſchichte des Juden in Paris — Abraham, wenn ich nicht irre — es iſt eine der erſten in Decameron und, nach meinem Gefühl, eine der vortrefflichſten.

Sie meinen ohne Zweifel die Geſchichte des Juden, der gegen den Rath eines Freundes, der ihn zum Chriſtenthume bekehren wollte, nach Rom reiſte, und hier, in dem Wohnſitze und Mittelpunkte des Chriſtenthums, wie man damals glaubte, einen Pfuhl von Sündhaftigkeit und Verderbniß fand.

Ganz dieſelbe, und dieſer Jude —

Jetzt verſtehe ich ſie. Dieſer Jude erkannte, daß unter allen dieſen Gräueln die Religion nur durch eine höhere Kraft erhalten werden könnte, und ward eben durch dieſe Einſicht bewogen, ſich taufen zu laſſen.

Ganz Recht. Wie jener Iſraelit ſagte ich zu mir: Handeln nicht die Leute hier, die ſich Chriſten nennen, und ſich um dieſes Namens

willen für etwas Beſſeres halten, gerade als ob ſie gedungen wären, die Würde dieſes Namens zu ſchänden, und den Glauben daran auszurotten? Und dennoch erhält ſich dieſer Glaube, ſowohl hier, als anderwärts, wo auch der Glaubenshaß noch oft genug ausbricht, ja er wächſt und gedeiht, und ſo viel ich ſehen kann, nähert er ſich in meinem Vaterlande, von dem Roſte der Zeit gereiniget, mehr und mehr ſeiner urſprünglichen Einfachheit. Dieſer Gedanke hat mich ſeitdem oft beſchäftigt, und durch eine ſonderbare Gegenwirkung hat mich jenes empörende Schauſpiel des Glaubenshaſſes nicht blos duldſamer, ſondern frömmer und gläubiger gemacht. Das Vorhaben aber, weiter in den Orient einzudringen, mußte ich leider aufgeben.

Daß Sie ſich nicht zum Miſſionar gemacht haben, freut mich um Ihretwillen. So wie ich jetzt ihre religiöſen Anſichten kenne, möchten Ihnen von allen Seiten Verfolgungen zugewachſen ſeyn. Aber was konnte Sie hindern, als einfacher Reiſender Ihre Wißbegierde zu befriedigen?

Die Nachricht von dem plötzlichen Tode meines Bruders, die mich gerade am Oſtertage einholte, und aus mehr als einem Grunde ganz zu Boden warf. So ſchwer es mir auch wurde, ich mußte mein Vorhaben aufgeben, um der unberathenen Wittwe und den Kindern zu Hülfe zu kommen. Ich wendete jetzt nur einige Tage

auf, um die merkwürdigſten Plätze der Umgegend zu beſuchen, und trat dann mit bekümmerten Herzen die Rückreiſe an. Ich hatte wohlgethan. Meine arme Schwägerin war ihrem Manne binnen wenigen Tagen in das Grab gefolgt; das ganze Haus war in Verwirrung gerathen; die Kinder waren in Gefahr zu verwildern. Da kam ich ihnen wie ein Bote des Himmels. Und noch jetzt gibt mir die Sorge für die Unmündigen, die nun meine Kinder geworden ſind, reichliche Beſchäftigung.

Als ich am nächſten Morgen zu meinem Freunde kam, fand ich ihn leſend und ſo eifrig mit einem Buche beſchäftigt, daß er mein Eintreten nicht bemerkte. — So vertieft? ſagte ich. Er blickte auf und hielt mir den Titel ſeines Buches entgegen. — Bilder des Orients?*) Ach, Sie ſind wieder auf der Reiſe in ihrem Morgenlande.

Und auf die bequemſte Weiſe, und in der angenehmſten Geſellſchaft. An der Hand der Phantaſie, von den anmuthigſten Tönen einer harmoniſchen Sprache begleitet, ſetze ich die vormals unterbrochene Reiſe fort; ich gehe nicht durch brennenden Sand, ſondern auf den Roſen der Poeſie; nicht verſengt von dem furchtbaren

*) Bilder des Orients, von Heinrich Stieglitz. Erſter Band. Leipzig bei C. Cnobloch. 1831. 8.

Samum, dem Engel des Todes, ſondern von Palmen überſchattet, die, von kryſtallhellen Bächen benetzt, ihre ſchlanken Stämme in kühlenden Lüften wiegen, und horche auf die Helden= und Liebesgeſänge, die in der ſtillen Nacht Turans und Juſſuffs Heldenfreundſchaft, Melecs und Maiſuna's Liebe und Vereinigung den lauſchenden Sternen verkünden. Seit einigen Wochen ſchon erwartete ich mit Ungeduld dieſes zierliche Buch, und ſeitdem ich es in den Händen habe, kann ich nicht davon loskommen. Es weckt alle Bilder meiner Jugend auf und ſchmückt ſie mit glänzenderen Farben, als ich ihnen zu geben wußte. Von Blatt zu Blatt wird es mir lieber, ſo daß ich oft ſelbſt den Dichter vergeſſe, der mir doch auch immer recht lebendig vor Augen ſteht.

Sie kennen ihn perſönlich?

Allerdings; er iſt einer meiner jüngſten Freunde, den ich auf einer Reiſe hierher gewonnen habe. Auch Sie ſcheinen ihn zu kennen.

Ja wohl; ſchon ſeit einer Reihe von Jahren liebe ich den Verfaſſer der Griechenlieder und vieler andern anmuthigen Geſänge, von denen er erſt vor Kurzem einen Theil, mit vielen Blüthen gleichgeſinnter Freunde und Freundinnen vereint, zu einem höchſt anziehenden Kranze zuſammengeflochten hat. Wenn Sie das reich=

haltige Büchelchen *) noch nicht kennen, ſo rathe ich Ihnen ſich damit bekannt zu machen. Es wird Sie nicht gereuen.

Ich werde Ihrem Rathe folgen, ſobald mich dieſes Panorama des Orients aus ſeinen Zaubergärten entläßt, das mich faſt in einen Sohn der Wüſte verwandelt, aber einer Wüſte, deren glühende Sandhügel mit unvergänglichen Blumen bedeckt ſind. Oft iſt mir dabei, als ob ich auch unter den braunen Beduinen lagerte und mit ihnen auf die Geſchichten alter Zeit horchte, die irgend ein Scheik aus ihrer Mitte erzählt, während die edlen Roſſe im Kreiſe umherſtehen und auf den Augenblick zu harren ſcheinen, wo der Gebieter ſich auf ihren Rücken ſchwingen und mit ihnen durch die Ebenen fliegen wird.

Die Poeſie unſers jungen Freundes wirkt. Sie werden ſelbſt zum Dichter.

Nun können Sie ſich vorſtellen, wie das bei unſerm Zuſammenſeyn war! wie wir das ganze Morgenland, vom Carmel bis an den Himalaya, vom Jordan bis zum Ganges durchzogen, jede merkwürdige Stelle bezeichneten, und wie wir jubelten, wenn wir uns in der Liebe zu dieſem oder jenem Platze begegneten!

Doch hat er ſelbſt dieſe Reiſe, ſo wie Sie, nur größtentheils auf der Charte gemacht.

---

*) Berliner Muſenalmanach für das Jahr 1830.

Was liegt daran? Unſer unvergeßlicher Jean Paul ſagte mir eines Tages, es gelängen ihm keine Schilderungen beſſer als von Ländern und Gegenden, die er nie geſehen hätte. O, die Phantaſie iſt nicht blos eine Zauberin, ſie iſt auch eine Prophetin; ſie erräth und weiß, „Alles was iſt und war, und was erſt künftig geſchehen wird.“ So wie ich, trug unſer Freund Jahrelang die Sehnſucht nach dem Orient in ſeinem Herzen, die, wie er erzählte, in ſeiner Kindheit ſchon durch ein Bild geweckt wurde, welches Scenen des Morgenlandes mit ergreifender Wahrheit darſtellte. Lange hatte dieſe Liebe in ſeinem Herzen geſchlummert und in ihm unbewußt fortgewirkt, als ſie, nach einer anregenden Reiſe in nördliche Länder, mit unwiderſtehlicher Gewalt hervorbrach, und von nun an durch ernſtes Studium des Morgenlandes genährt und geregelt wurde. Dieſes Studium öffnete ihm unaufhörlich neue Ausſichten, neue poetiſche Gegenden, und aus jeder drang ihm eine Fülle von Geſtalten hervor. Mit dieſen hat er nun das Land ſeiner Liebe bevölkert. Daß auf dieſe Weiſe aus einem poetiſchen Gemüthe etwas Ungewöhnliches hervorgehen mußte, werden Sie erwarten, da Sie unſern gemeinſchaftlichen Freund von Angeſicht zu Angeſicht kennen und auch wohl manchen Blick in ſein Inneres gethan haben, das ganz von Poeſie durchdrungen iſt. Haben Sie Luſt, ſo leſen wir

das Büchelchen *) zuſammen. Wir genießen dann gemeinſchaftlich Alles beſſer, indem wir uns miteinander daran freuen.

Vortrefflich! Laſſen Sie uns ohne Aufſchub anfangen.

*) Indem dieſes geſchrieben wird, kommt ein zweites Bändchen, welches Bilder aus Perſien, ſo wie das erſte Bilder aus Arabien enthält.
Seitdem iſt ein 3ter und 4ter Band erſchienen, die den Leſer zu den Türken und Chineſen führen.

Zerſtreute Blåtter.

Drittes Buch.

1. Die Conſtitutionen.
1815. 1831.

Wie man jetzt mit Hülfe von Kunſtſtraßen, Eilpoſten, Dampfſchiffen und Dampfwägen eine Reiſe, die vormals Wochen und Monate koſtete, in wenigen Stunden zurücklegt; wie man alſo jetzt faſt ſchneller um die Erde kömmt, als vordem in Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen; ſo werden jetzt auch in den veralteten Staaten des deutſchen Vaterlandes reformirende und regenerirende Verfaſſungen, oder wie man lieber ſagt, Conſtitutionen, die als Specifica gegen die alten Gebrechen, offnen und geheimen Schäden dienen ſollen, mit größerer Schnelligkeit und in kürzerer Zeit, als vordem ein Kauf- oder Pacht-Contract über ein Landgut oder einen Meierhof angefertigt und abgeſchloſſen. Um das durch den dreißigjährigen Krieg aus den Fugen gegangene Deutſchland in Ordnung zu bringen, beſannen ſich unſre ſchwerfälligen Vorfahren faſt

vier Jahre lang; der Bau hielt zwar allerdings zuſammen, bis ihn die ſtarke Hand des Erobe= rers von Schleſien erſchütterte, und die gewalt= ſamere Fauſt des Siegers von Auſterlitz zerſchlug; aber wahrhaftig, in dieſem unſern Zeitalter der Bewegung würde ſich ein geängſtetes Miniſterium oder eine in Haſt berufne Kammer ſchämen müſ= ſen, nicht in vier Wochen für einen an Alters= ſchwäche leidenden Staat ein Recept zuſammen= zuſetzen, durch das er, wie der abgelebte Aeſon, neue Jugendkraft gewönne. Nun erleben wir freilich, daß ein ſolches Verfaſſungswerk kaum gedruckt oder lithographirt zu leſen iſt, als es auch ſchon von allen Zeiten mit ſchärfern oder ſtumpfern Pfeilen beſchoſſen wird; daher es denn wohl geſchieht, daß das, was heute als unver= letzlich beſchworen worden iſt, ſich über Nacht ſchon an ſchlimmen Wunden verblutet, und wenn der Morgen anbricht, im Koth erſtirbt. Mag aber auch immer ein ſolches Werk der Ungeduld und Eile vollkommner ſeyn, als irgend eine menſchliche Schöpfung; mag es auf dem Sinaï einer berathenden Kammer mit dem Finger gött= licher Weisheit auf ſteinerne Tafeln eingegraben ſeyn; wird es wohl bei ſeiner Ausführung gegen die Einwirkungen feindſeliger Leidenſchaften, böſen Willens, oder auch wohlmeinenden Unverſtandes, wird es gegen die Macht der Dinge überhaupt geſchützt werden können? Und wenn es nun

vielleicht bei ſeiner Entſtehung ſchon ein gebrech= liches Werk iſt, einer Pflanze gleich, die durch den Schutt und das harte Geſtein der Zeit müh= ſam aufſtrebt, wird das ſchwache Reiß zum Baume werden, in deſſen Schatten das harrende Volk ſich erquicklicher Früchte erfreuen könnte?

Als aus Pandora's Büchſe alle Uebel, welche die Menſchheit befeinden, ausgeflogen waren, blieb in ihr die Hoffnung zurück. Schon die Alten fragten, ob als ein Gut oder als ein Uebel? und Viele meinten, als das letztere. Das Verlangen der Völker nach Conſtitutionen iſt ohne Zweifel das Kind der Hoffnung. Die Hoffnung aber iſt beflügelt wie die Zeit, und wenn ſie ihre Schwingen einmal entfaltet, ſo geht ihr Flug nur allzu leicht über jedes mögliche Ziel hinaus. Wer mag ihn hemmen, wenn die erregte Phan= taſie aus den goldnen Buchſtaben der neuen Con= ſtitution die Zuſage einer goldnen Zeit herauslieſt, in welcher alle Mängel weggeräumt und alle Wünſche erfüllt ſind? Wer vermag es? oder wo mag die Wirklichkeit, wie die Götter Homers, Schwungſohlen finden, um auch nur von fern der Leichtbeflügelten nachzufolgen? Und wenn dann, wie es nicht anders ſeyn kann, die müh= ſelige, ſchwerfällige Ausführung weit weit hinter der leichten fröhlichen Erwartung zurückbleibt, wird da nicht der zweite Betrug ſchlimmer als der erſte, wird nicht die von Hoffnung berauſchte

Menge beim Erwachen aus dem luſtigen und leeren Traume ärmer und armſeliger ſeyn als je zuvor?

Es wäre Viel über dieſen Gegenſtand zu ſagen; weit mehr als dieſe Blätter faſſen, man mag nun den breiten und ausgetretnen Weg der herrſchenden Meinung verfolgen, oder einen neuen einſchlagen wollen. Warum aber muß hier eben der wunderliche Mann in die Gedanken kommen, der, als es galt, den Aufgang der Sonne zuerſt anzukündigen, dem nach Oſten gaffenden Volke den Rücken kehrte, und nach Abend gewendet, den erſten Strahl des noch verborgenen Taggeſtirns an den Felſenſpitzen ſah *)?

* *
*

Es will mir bisweilen ſcheinen, als ob die ſogenannte repräſentative Verfaſſung dem Anſehn der Geſetze, das ſie feſtſtellen ſoll, nicht immer förderlich ſey. Es iſt ſchon ſchlimm, daß der Solone ſo viele zuſammenſitzen, da man bemerkt haben will, daß das Maaß der Weisheit einer Verſammlung oft in umgekehrtem Verhältniſſe

*) Non tam bene cum rebus humanis agitur, ut meliora pluribus placeant: argumentum pessimi, turba est. — Vulgus veritatis pessimus interpres. Seneca de Vita Beat. c. 2, 1.

mit der Zahl ihrer Glieder ſteht; ein zweites Uebel iſt, daß das Licht der öffentlichen Berathung jeden Mangel der Einſicht, der Kenntniſſe und des Geiſtes der Männer beleuchtet, von denen die Fertigung der weiſeſten Geſetze erwartet wird *); endlich, daß die Entſcheidung über das, was weiſe oder unweiſe, heilſam oder nachtheilig iſt, von Zahlen abhängig gemacht iſt —

als ob die Wahrheit Münze wäre,
die nur das Zeichen macht, die man auf's Bret
nur zählen darf.

Es iſt wahr, die Geſetze, über die berathen, über deren Zuläſſigkeit entſchieden werden ſoll, werden in den Commiſſionen von Sachkundigen, oder von ſolchen, die für Sachkundige gehalten werden, vorbereitet; es wird, eh' es zur Entſcheidung kömmt, dafür und dawider geſprochen; aber diejenigen, welche entſcheiden, ſind es die Einſichtsvolleren? ſind es die, welche das Gewicht entgegengeſetzter Gründe mit ſichrer Hand abzu-

*) Wie viele ſind wohl unter den Mitgliedern einer etwas zahlreichen Ständeverſammlung, die in Wahrheit von ſich ſagen können, für das ſie erwartende Geſchäft hinlänglich vorbereitet zu ſeyn; oder aufrichtig genug ſind, wenn ihr Werk mißlungen iſt, wie Clermont-Tonnere, einer der Baumeiſter der erſten franz. Conſtitution, zu bekennen: aucune éducation m'avait préparé à cette auguste ſonction de rédiger des loix. Je me trompais de bonne foi?

wägen fähig ſind? wird nicht oft der Ausſchlag der Wage in ihrer Hand durch Haß und Liebe verfälſcht? Und bei den oft ſtürmiſchen und leidenſchaftlichen Berathungen ſelbſt gibt es ſich nicht allzu oft und allzu deutlich kund, daß unter vielen Thyrſusſchwingern nur wenige der vom Gotte Begeiſterten ſind? und wird nicht eben bei denen, die am lauteſten und geläufigſten ſprechen, wie bei jenem kühnen Volksführer Roms, bei großer Wortfülle gerade die wenigſte Weisheit *) gefunden? Verborgen kann dieſes nicht bleiben. Was ſich innerhalb der Mauern einer Deputirten-Kammer Jeder der Berathenden zutraut, das traut ſich auch außerhalb derſelben das Volk zu; es debattirt, urtheilt, beſchließt und verwirft; wenn aber auch ſeine Beſchlüſſe das Gegentheil von dem ſind, was ſeine Abgeordneten für heilſam erkannt haben, ſo muß es doch dem folgen, was es für unangemeſſen und nachtheilig hält, und ſich, wie widerſtrebend auch immer, dem Joche unterwerfen, das es ſich im beſten Vertrauen und mit den freudigſten Hoffnungen aufgelegt hat. Dieſes gilt von den ſchlechten, den mittelmäßigen und zweifelhaften Geſetzen, wie es von den guten gilt **).

---

*) loquentiae satis, parum sapientiae. Sallust. Catil. 5.

**) „Wenn man der Oeffentlichkeit des Geſetzgebungs-Modus nachrühmt, daß er den fürſtlichen

Sobald dieſes erkannt, ſobald die Ueberzeugung gewonnen wird, daß es keine Einhelligkeit der Meinungen gibt, daß die Uebertragung des eignen Willens an einen fremden eine Täuſchung ſey, und daß das, was heute als wahr und heilſam feſtgeſtellt und ſanctionirt worden, morgen durch ein kleines Rücken an der Maſchine als unheilbringend verworfen werden kann, ſo iſt der Unzufriedenheit und dem Unmuthe, ſelbſt in den Reihen der Geſetzgeber, Thor und Riegel geöffnet. Dann gewinnt auf der einen Seite die Lehre des Abſolutismus, auf der andern die Doctrin der uneingeſchränkteſten Demokratie Boden, bis endlich die lang in der Tiefe ſtreitenden Kräfte ſich in offnem Kampfe gegenſeitig aufreiben.

Von Geſetzgebern, die ohne auf dem Boden einer wahrhaft freien und weiſen Verfaſſung zu

---

Despotismus beſeitige, ſo läßt man dabei aus der Acht, daß er an die Stelle deſſelben einen andern Despotismus bringt, der noch mehr verabſcheut zu werden verdient, nemlich den Despotismus ſchlechter Geſetze, der nur mit Umſturz und Bürgerkrieg endigt." Fr. Buchholz N. Monatſchrift. 1833. 12. S. 438. „Da die Oeffentlichkeit, die man zu dem Weſen der repräſ. Verfaſſung rechnet, indem ſie die Leidenſchaften nährt, nicht auf die höhere Vollkommenheit der Geſetze hinwirken kann, ſo wirkt ſie nothwendig auf die Entſtehung des Scandals mit Allem, was davon unzertrennlich iſt." Ebendaſ. S. 442.

ſtehn, ihr Geſchäft treiben, ſagt Plato *), ſie würden ihr Leben damit hinbringen, viele Geſetze zu geben, und dieſe immer wieder zu verbeſſern, in der Hoffnung endlich das Beſte zu erhaſchen, ähnlich den Kranken, die nicht von ihrer ſchlechten Lebensart ablaſſen wollen, aber durch den Gebrauch aller Arzneien nichts bewirken, außer daß ſie ihre Krankheit immer verwickelter machen, und immer hoffen durch das neue Mittel, das ihnen vorgeſchlagen wird, ihre Geſundheit wieder zu erlangen.

*) De Republ. IV. p. 425. 426.

Die Conſtitutionen.

1831.

Zu der Zeit, wo die ſogenannten dreißig Tyrannen aus Athen vertrieben worden waren, und, wie nach großen Aufregungen gewöhnlich iſt, die Bewegung noch fortdauerte, ſagte Iſokrates zu einem jungen Manne, der in beredter und breiter Rede die ſchleunigſte Abſtellung der eingeriſſenen Misbräuche im Staate forderte, und ſich bereit erklärte, ſeine ganze Kraft an ein ſolches Unternehmen zu ſetzen, etwa folgende Worte: „Geſtern, mein Sohn, führte mich mein Weg zufällig vor Deinem Hauſe vorbei, und da ich ermüdet war, ruhte ich in ſeiner Nähe auf einem Steine aus. Bald hörte ich vom Hofe her gellende Stimmen unter mancherlei Getös, und da ich näher hinſah, fielen mir zuerſt einige Maſſen alten Unrathes in die Augen, die im Hofe aufgethürmt waren, und von grunzenden Schweinen durchwühlt wurden. In dieſem Geſchäfte wurden ſie von zwei Haushunden geſtört,

von denen der eine ſeine Kette nachſchleppte, der andere auf einem Beine hinkte; beide aber machten mit großem Gebelle einen Angriff auf die Schweine, die auf ihrer Flucht ein Oelfaß umſtießen, deſſen Inhalt ſich über ein Stück Leinewand verbreitete, das zum Bleichen in dem Hofe aufgeſpannt war. In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Hausthüre; Deine Frau ſtürzte heraus, und aus ihrem Munde ergoß ſich eine Fluth von Schmähworten gegen die Knechte, die ſich in einem Winkel des Hofraums, unbekümmert um das, was in ihrer Nähe geſchah, unter wechſelndem Lachen und Fluchen beim Würfelſpiel ergötzten. Bei dem Schelten Deiner Frau wendeten ſie ſich träge nach ihr hin, fuhren aber nichts deſto weniger in ihrem Spiele fort; während daß zwei Deiner Knaben mit großer Emſigkeit vom Dache herab Ziegelſtücke bald auf die Schweine, bald auf die Hunde warfen; und als einer dieſer Würfe an ihrer Mutter hinſtreifte, wendete ſich ihr Zorn gegen die Knaben, die ſie mit Worten und Geberden bedrohte, ohne hier einen beſſern Erfolg als bei den Knechten zu haben. Da ich nun hinlänglich ausgeruht hatte, ſetzte ich meinen Weg fort, und entwarf mir im Gehen ein Bild von dem Innern Deines Hausweſens nach dem, was ich davon vor Deiner Thür geſehn hatte. Wenn Du alſo eben ſo gut auf fremden Rath hörſt, als Du Beachtung des Dei-

nigen von Andern verlangſt, ſo gehe vor allen Dingen, Dein eignes Haus zu ordnen, ehe Du Dich an dem verwickelten Haushalte des Staates verſuchſt; und wenn Dir Jenes gelungen iſt, ſo werden Deine Mitbürger auf Deinen Rath hören, und, wenn er weiſe und heilſam iſt, ihn mit Freuden befolgen.“

Nach Anhörung dieſer Worte ging der Andre unmuthig und beſchämt nach Hauſe, ſchalt ſeine Frau, ſchlug die Kinder und geißelte die Knechte; auch blieben die Schweine dieſen ganzen Tag über eingeſperrt. Uebrigens blieb Alles, wie es geweſen war.

* * *

Vormals herrſchte die Meinung, zur Regierungskunſt gehöre vor allen Dingen ein gereifter Verſtand, mannichfaltiges Wiſſen und tiefe Einſicht; einen Staat aber aufzubauen und zu ordnen wurde für etwas ſo Großes und Schweres gehalten, daß es ohne Hülfe der Götter nicht gelingen könne. Von den größten Geſetzgebern zweifelte das Alterthum nicht, daß ſie Vertraute der Götter geweſen; daß Moſes ſeine Weisheit auf dem Sinaï, Numa in Egeria's Grotte, Lykurgus in dem Delphiſchen Heiligthume empfangen hätte. Freilich war das die rohe Zeit der unmündigen Völker; dieſe Zeit iſt vorüber; der

alte Trug von göttlicher Hülfe iſt zum Spott geworden; aus dem Munde der Säuglinge ſchon tönt die Stimme überſchwenglicher Weisheit. Und wozu denn die Wiſſenſchaft? Wie ſich die leichteſten Körper im leeren Raume am ſchnellſten bewegen, ſo ſteigen in leeren Köpfen weltverbeſſernde Gedanken am behendeſten auf. Eine romantiſche Phantaſie läßt ohne Mühe das Gebäude eines Platoniſchen Staates von Seidenwürmern ſpinnen, beleuchtet es mit unvergänglichem Morgenroth, und durchdüftet es mit Roſenöl; und in den Zaubergärten dieſes Feenſchloſſes ſchlürft das von Glanz, Wohlgeruch und Hoffnung berauſchte Volk aus unverſiegbaren Bächen den Nektar der Freiheit. Wäre das Leben wirklich nur ein Calderoniſcher Traum, und die harte Erde eine von Lampenſchein beleuchtete Bühne, ſo wären ſolche decorirende Weltverbeſſerer ganz an ihrem Platze. Wie aber die Sachen wirklich ſtehn, und bei der Einrichtung, die die Welt in den ſechs Schöpfungstagen oder nach dem Sündenfalle und der Sündfluth erhalten hat, werden ſie ſich gefallen laſſen müſſen, nach Jericho geſchickt zu werden, bis ihnen der Bart gewachſen iſt.

Ziemlich in demſelben Sinne, wie der vorhin genannte Athenienſer, ſpricht die Vorrede zu einem Kalender, der vor beinah hundert Jahren jenſeit des atlantiſchen Meeres gedruckt und alſo in unſern Gegenden eine Seltenheit iſt; was

aber nicht von allen Seltenheiten geſagt werden kann, auf wenigen Blättern einen Schatz von brauchbarer Weisheit enthält, wie man ſie in den leichtbeſchwingten Sibyllenblättern neumodiger Weltverbeſſerer vergeblich ſuchen würde. Auch dieſe Vorrede gibt unverholen zu erkennen, daß die meiſten Leute, die nie aufhören, über die öffentlichen Gebrechen zu klagen und auf Verbeſſerungen dringen, gar nicht übel thun würden, dem gemeinen Ausdrucke zufolge, vor der eignen Thür zu kehren, und mit der Verbeſſerung bei ſich ſelbſt anzufangen. So heißt es hier unter Andern, wo von einem Gegenſtande die Rede iſt, der in jeder Ständeverſammlung den erſten wie den letzten Platz einnimmt: „Die Abgaben ſind allerdings ſchwer; allein wenn wir ſonſt keine, als an die Obrigkeit zu zahlen hätten, ſo wollten wir damit ſchon fertig werden. Wir haben aber noch ganz andre, die uns viel ſchwerer fallen. Unſre Faulheit, zum Beiſpiel, nimmt uns zweimal mehr ab als die Obrigkeit; unſre Eitelkeit dreimal, und unſre Thorheiten viermal mehr. Von dieſen Auflagen kann uns kein Landes-Deputirter weder ganz noch halb befreien.“ Weiter hin heißt es: „Was hilft's beſſre Zeiten zu wünſchen und zu hoffen? Wer ſich mit Hoffnungen nähren will, läuft Gefahr Hungers zu ſterben. Ohne Mühe hat man nichts. Wer arbeiten will, findet immer Brod. Dem fleißi-

gen Manne guckt der Hunger wohl in das Haus; über die Schwelle aber darf er nicht.“ Und dann, was überall Anwendung leidet: „Schränkt euern thörigten Luxus ein, ſo dürft ihr nicht über ſchwere Zeiten, drückende Abgaben und das theure Hausweſen klagen. Ein einziges Laſter koſtet ſo viel zu unterhalten, daß man eine ganze Familie davon ernähren könnte. Ihr glaubt vielleicht, eine Taſſe Thee, ein Gläschen Punſch, ein Leckerbiſſen, etwas feinere Kleider, dann und wann eine Luſtpartie habe ſo viel nicht auf ſich: aber erinnert Euch was der arme Richard ſagt: Viel Wenig macht ein Viel; Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löſcht das Feuer in der Küche aus. Eitelkeit iſt eine eben ſo zudringliche Bettlerin als Armuth und weit unverſchämter. Wer Eitelkeit zum Mittagseſſen hat, bekömmt Verachtung zum Abendbrod. Verlaßt euch aber auch nicht auf eure Klugheit und euren Fleiß. So vortrefflich dieſe Dinge ſind, ſo werden ſie euch doch ohne den Segen des Himmels wenig nützen. Bittet alſo demüthig um dieſen Segen u. ſ. w.“

Der, welcher dieſes ſchrieb — es ſind aber nur wenige Scherfe aus einem reichen Schatze — war ein Mann von anerkanntem Freiſinne, einer der Stifter und Gründer der Nordamerikaniſchen Bundesſtaaten, der unſterbliche Benjamin Franklin.

Ein Andrer, den das Uebermaaß von Frei-

ſinnigkeit ſogar in Verruf gebracht hat, Ludwig Börne, ſchreibt in gleichem Sinne: „Wenn man jenen Philiſtern zuhört, jenen Menſchen mit kurzem Geſichte, und langen Ohren, wie ſie ſich herausnehmen, Fürſten zu hofmeiſtern, ſie, die vom Morgen bis Abend ſich von ihren Weibern, ihren Kindern, ihrer Pfeife, ihren Vettern und Baſen beherrſchen laſſen, und nicht ſo viel Kraft des Willens haben, einen halben Schoppen weniger zu trinken, als den Abend vorher — dann muß man die Freiheit ſehr treu und ſtandhaft lieben, um für ſolche Therſiten und in ihrer Reihe ihre Sache zu verfechten. Es gäbe ein ſicheres Mittel, wie Fürſten mit Unrecht murrende Unterthanen zum Schweigen bringen könnten; aber das Mittel iſt zu romantiſch für unſre abendländiſche Zeit. Sie brauchten nur einen Tag herabzuſteigen von ihren Thronen, um einen jener Philiſter hinaufſteigen zu laſſen, damit er den andern Morgen ſeiner Sippſchaft erzähle, wie viel angenehmer es ſey, ſogar ſchrankenlos zu gehorchen, als ſelbſt unbeſchränkt zu herrſchen.

---

2. Altes und Neues.

1. Die Menſchen haben eine große Neigung, wenn der gewöhnliche Gang des Lebens durch unerwartete Erſcheinungen unterbrochen wird, in dieſem etwas ganz Unerhörtes zu ſehn. In den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution hörte man von ihren Freunden und ihren Gegnern nichts häufiger als dieß; und als in der großen Woche, wie die Franzoſen es nennen, der Thron der Bourbonen zum zweitenmale umgeſtürzt wurde, wiederholte ſich daſſelbe Geſchrei des Erſtaunens und der Bewunderung. Der Eindruck, den das Neue und unſern Augen Nächſte macht, läßt leicht das Aeltere vergeſſen, und wenn ſich gleich keine Begebenheit nach allen Umſtänden wiederholt, ſo gibt es doch nur wenige, die nicht nach ihren vorzüglichſten Grundſtrichen ſchon einmal vorhanden geweſen wären. Es iſt aber nicht unſre Abſicht, zu den eben erwähnten Begebenheiten Parallelen in der Weltgeſchichte aufzuſuchen; es iſt dieß zum Theil ſchon von Andern

geſchehn; uns genügt es hier, zu bemerken, daß die Folgen jener zweiten Revolution, ſo wie wir ſie ſelbſt jenſeits der Alpen (hier und da auch dieſſeits der Alpen in unſeliger Nachahmung*)) haben aufſteigen ſehn, ſchon vor länger als zweitauſend Jahren, gleichſam mit weiſſagender, durch die Erfahrung der Zeiten befruchteten Kraft erzählt worden ſind.

Nachdem Plato in ſeinem Werke über die Republik den Riß des vollkommenen Staates (der Ariſtokratie) nach ſeiner Abſicht entworfen hat, zeigt er, wie durch den Fortgang der Zeit und durch Abweichungen einzelner von dem rechten Wege die vollkommene Verfaſſung allmählig aufgelößt, und in mehrere ſchlechte Formen verwandelt werde. Die zweite unter dieſen Formen iſt die Oligarchie, eine ſchwache Verfaſſung, die, wie ein ſiecher Körper, nur eines geringen Anſtoßes bedarf, um ſich aufzulöſen; daher in einer ſolchen Verfaſſung zuweilen, auch ohne äußere Veranlaſſung ein Aufruhr entſteht, wodurch die dritte Form, die demokratiſche Verfaſſung, herbeigeführt wird, indem die Aermern ſiegen, und die

*) Nulla res nos majoribus malis implicat, quam quod ad rumorem componimur, optima rati ea, quae magno assensu recepta sunt, quorumque exempla nobis sunt: nec ad rationem, sed ad similitudinem vivimus. Seneca de vit. beat. c. I, 3.

vorigen Herrſcher entweder tödten oder verjagen. In dieſer Verfaſſung wird eine unbeſchränkte Freiheit im Reden und Thun herrſchen, und mit allen Arten von Sitten ausgeſchmückt, wird ſie Vielen die ſchönſte ſcheinen, wie ein Gewand, das mit den mannichfaltigſten Farben und Blumen geziert iſt; um ſo mehr, da ſie von keiner Herrſchaft weiß, und die verſchiedenen Stände gleich macht. Indem nun dieſe Verfaſſung kein höheres Gut kennt als die Freiheit, und nach dieſer allein unmäßig ſtrebt, ſo bereitet ſie ſich eben dadurch ihren Untergang. Hier heißt es nun *):

---

*) Plato de Rep. VIII. p. 562. C. D. Mancher wird dieſe Stelle in der ſchönen Sprache Cicero's (de Rep. I. p. 44. ed. Heinr.) leſen wollen, wo ſie ſo lautet: Cum inexplebiles populi fauces exaruerunt libertatis siti, malisque usus ille ministris non modice temperatam, sed nimis meracam libertatem sitiens hauserit, tum magistratus et principes, nisi valde lenes et remissi sint, et large sibi libertatem ministrent, insequitur, insimulat, arguit, praepotentes, reges, tyrannos vocat. — Ergo illa sequuntur, eos qui pareant principibus agitari ab eo populo, et servos voluntarios appellari; eos autem, qui in magistratu privatorum similes esse velint, eosque privatos, qui efficiant, ne quid inter privatum et magistratum differat, ferunt laudibus et mactant honoribus, ut necesse sit, in ejusmodi republica plena libertatis esse omnia; ut et privata domus omnis vacet dominatione, et hoc malum usque ad bestias perveniat; denique ut pater filium

„Wenn die demokratiſch verwaltete, nach Freiheit dürſtende Stadt ſchlechte Weinſchenken zu Vorſtänden erhält, die ſie ihr ohne Maaß ungemiſcht darreichen bis zur Berauſchung, ſo züchtigt ſie ihre Vorſtände, wenn ſie nicht ſehr nachgiebig ſind und ihnen nicht reichliche Freiheit geben, und ſchilt ſie als verruchte und oligarchiſche Männer; diejenigen aber, die den Obrigkeiten Gehorſam leiſten, ſchmäht ſie als nichtswürdige Knechte (ἐθελοδούλους), während ſie die Obrigkeiten lobt und ehrt, die ſich den Untergebnen, und die Untergebnen, die ſich den Obrigkeiten gleich ſtellen. Muß nicht in einem ſolchen Staate die Freiheit ſich über Alles verbreiten, und die Anarchie in den Privathäuſern und endlich ſelbſt

metuat, filius patrem negligat, absit omnis pudor, ut plane liberi sint; nihil intersit, civis sit an peregrinus; magister ut discipulos metuat et iis blandiatur, spernantque discipuli magistros; adolescentes ut senum sibi pondus assumant, senes autem ad ludum adolescentium descendant, ne sint iis odiosi et graves: ex quo fit, ut etiam servi se liberius gerant, uxores eodem jure sint quo viri; quin tanta libertate canes etiam et equi, aselli denique, liberi sint et sic incurrant, ut iis de via decedendum sit. Ergo ex hac infinita, inquit, licentia haec summa cogitur, ut ita fastidiosae mollesque mentes evadant civium, ut, si minima vis adhibeatur imperii, irascantur et perferre nequeant: ex quo leges quoque incipiunt negligere, ut plane sine ullo domino sint.

bei den Thieren Wurzel ſchlagen? — Wie meinſt Du das? — Ich meine, der Vater wird ſich gewöhnen dem Sohne gleich zu ſeyn, und ſich vor ihm zu fürchten, der Sohn aber wird dem Vater gleich ſeyn, und vor den Eltern weder Scheu noch Furcht hegen, um frei zu ſeyn. So wird auch der Inſaſſe dem Bürger, der Bürger den Inſaſſen gleichgeſtellt werden, und der Fremdling auf dieſelbe Weiſe. — In einem ſolchen Zuſtande wird ſich der Lehrer vor den Schülern fürchten und ihnen ſchmeicheln, die Schüler aber den Lehrer geringſchätzen; desgleichen auch die Pädagogen. Ueberhaupt aber werden es die Jungen den Alten in Worten und Handlungen gleichthun; die Greiſe aber ſich mit den Jungen auf Spaß und Kurzweil einlaſſen, um nicht ungefällig und herriſch zu ſcheinen. — Wie groß endlich auch die Freiheit und Gleichheit bei den Weibern in Rückſicht auf die Männer und der Männer bei den Weibern iſt, hätten wir faſt vergeſſen zu ſagen. Daß aber auch die Thiere hier freier ſind als anderwärts, wird niemand leicht glauben, der es nicht erfahren hat. Denn recht eigentlich ſind hier, nach dem Sprichworte, die Hunde wie die Herrinnen; und Pferde und Eſel, gewohnt, gar frei und würdevoll einherzugehn, werfen auf dem Wege jeden, der ihnen nicht ausweicht, zu Boden. Und ſo iſt denn auch alles Uebrige voll von Freiheit. — Siehſt Du

aber wohl was die Hauptſache iſt, wie aus dieſem allen zuſammengenommen, die Seele der Bürger ſo verzärtelt und empfindlich wird, daß ſie nichts, was der Knechtſchaft nur ähnlich iſt, ohne Unwillen erträgt; ſo daß ſie zuletzt ſich weder um geſchriebne noch ungeſchriebne Geſetze mehr kümmern."

Wer ſich hier an das erinnert, was in Frankreich zunächſt auf die Juliustage des Jahres 1830 folgte, als ſich das ſuveräne Volk einen ihm gleichen Vorſtand, den Vollſtrecker ſeines höchſten Willens, in dem Bürgerkönige gewählt zu haben glaubte; an die Circularbriefe der Geſellſchaft aide-toi; an die Manifeſte jenes andern Vereins der Volksfreunde; an die Herabſetzung des Alters der Wähler auf 25 Jahre; an die Aufſtände der Studirenden gegen ihre Lehrer und gegen den Staat, gegen die Geſetze der Kammer und die Befehle des Oberhauptes; an die Forderung einer freien Kirche ohne Prieſter; an die Aufhebung der erblichen Pairſchaft; endlich, um nicht alles Einzelne zu erwähnen, an den ärgerlichen Aufruhr, welcher ſich innerhalb und außerhalb der Deputirten-Kammer erhob, als (d. 4. Jan. 1832) einem Miniſter der Ausdruck Unterthan entſchlüpft war: wer ſich an dieſes und ähnliches erinnert, der wird zugeben, daß wir nicht mit Unrecht in der platoniſchen Schilderung der aus-

gearteten Demokratie eine Weiſſagung unſrer Zeit gefunden haben.

2. Die Kunſt einen Staat zu verwirren, iſt mit tiefer Einſicht von Pascal vorgezeichnet, und in Frankreich vom Jahr 1789 an in Ausübung gebracht worden. L'art de bouleverser les états, ſagt er, est d'ébranler les coutumes établies, en sondant jusque dans leur source pour marquer leur défaut d'autorité et de justice. Il faut, dit-on, récourir aux loix fondamentales et primitives de l'état, qu'une coutume injuste a abolies, et c'est un jeu sûr pour tout perdre: rien ne sera juste à cette balance. Eine vollkommen wahre Behauptung! Keine menſchliche Verfaſſung, keine Einrichtung, kein Beſitz und Genuß hält die Prüfung aus, welche ſeinen Urſprung bis auf die letzten Wurzeln verfolgt; jeder ruht zuletzt mehr oder weniger auf irgend etwas Willkührlichem, auf etwas Angenommenen, auf einer Täuſchung auch wohl, ja auf einer Ungerechtigkeit. Am Ende muß Alles ausgerottet, die Wüſte, welche hierdurch entſteht, muß von Neuem bepflanzt werden, und dieſe neue Schöpfung ruht denn nun doch wieder auf der Willkühr, nicht blos der Einſicht, ſondern der That. Derjenige, der das Geſetz der Verjährung, das Erbrecht, die geſetzmäßige Thronfolge aufgefunden oder feſtgeſtellt hat, hat für das Wohl der Menſchheit beſſer geſorgt, als die,

welche mit weniger Weisheit, wenn gleich mit guter Abſicht vielleicht, das Beſtehende wegen der Mängel ſeiner Entſtehung bekriegt, und neue Formen der Staaten auf eine zerbrechliche Tafel von Menſchenrechten oder auf den Traum eines geſellſchaftlichen Vertrages gegründet haben. Die religiöſe Geſetzgebung Numa's gründete die Größe Roms durch eine Täuſchung, und ihr allmähliges Erlöſchen entſprang aus ganz andern Urſachen als aus dem Aufhören des Glaubens an eine Egeria. Und jenes Fundamental-Geſetz des Glaubens und der bürgerlichen Ordnung, welches Moſes ſeinem Volke von den Höhen des Sinaï brachte, hat es nicht bis auf den heutigen Tag beſtanden, lange nachdem man aufgehört hat, an den Finger Gottes zu glauben, der die Tafeln des Zeugniſſes beſchrieben hatte?

3. In den Ueberbleibſeln von Cicero's Werke De Republica heißt es (I. p. 35. ed. Heinr.) unter andern: Virtute gubernante rempublicam quid potest esse praeclarius? cum is qui imperat aliis, servit ipse nulli cupiditati; cum quas ad res cives instituit et vocat, eas omnes complexus est ipse, nec leges imponit populo, quibus ipse non pareat, sed suam vitam, ut legem, praefert suis civibus. Qui si unus satis omnia consequi posset, nihil opus esset pluribus. Bei dieſen Worten denkt man an Friedrich den Zweiten, von dem Lord Dover in

dem Leben dieſes Königs ſagt: „Die große Eigenthümlichkeit in Friedrichs Character iſt, daß er die Verrichtungen eines Königs gerade ſo betrieb, wie Andre das Geſchäft, von dem ſie leben. Seine ganze Zeit war ſeinen Pflichten gewidmet; er ſtudirte ſie ſorgfältig, übte ſie auf das Gewiſſenhafteſte, ließ ſich weder durch Gunſt noch Furcht von der einmal betretenen Bahn abwenden, verachtete das Vergnügen, und hielt ſeine Günſtlinge in einer ſolchen Entfernung, daß er ſtets Herr ſeiner ſelbſt blieb. Allerdings war ſein Wille Geſetz, doch nur weil ſein Wille unter dem despotiſchen Befehle ſeiner Pflicht ſtand. Wäre er der Selbſtbeherrſchung eben ſo unfähig geweſen, wie z. B. Ludwig der Vierzehnte, ſo würde er gleich dieſem Monarchen von Jedem, der zu ſeiner Umgebung gehörte, geleitet worden ſeyn — von ſeiner Mätreſſe, ſeinem Miniſter, ſeinem Kammerdiener — und anſtatt der tugendhafte Despot zu ſeyn, der er war, würde die Welt nichts weiter an ihm wahrgenommen haben, als einen laſterhaften Sclaven, der mit den Zierden des Königthums und den äußerlichen Zeichen der Herrſchaft geſchmückt iſt.“ — Mit dem Gefühle der Würdigkeit, das nur ein ſo pflichtgetreuer Fürſt haben kann, ſprach er das Wort aus, que le Roi doit être le premier fonctionaire de l'état. ein Wort, das oft angeführt, und noch öfter von unverſtändigen Lobred-

nern der Volksſouveränetät gemißbraucht und verkehrt gedeutet worden iſt.

4. Ein Schriftſteller, welcher über Widerſtand, Empörung und Zwangsübung der Staatsbürger gegen die beſtehende Staatsgewalt (Braunſchweig 1832) geſchrieben hat, meint, die Aufgabe ſey, „ſolche Staatsordnungen zu erſchaffen, durch die jeder Mißbrauch der Staatsgewalt, und eben dadurch jede Empörung unmöglich gemacht wird.“ Die Löſung dieſer ſchönen und großartigen Aufgabe iſt, ſo viel uns bekannt, noch nicht gegeben; ſie war aber längſt von den Moſynöken gefunden, einem kleinen, aber ſtreitbaren Volke am ſchwarzen Meere, das ſich hinter hölzernen Feſtungen zu vertheidigen pflegte. Ihre Wohnungen beſtanden aus hölzernen Thürmen. In dem höchſten derſelben wohnte der König. Dieſer, ohne Zweifel der würdigſte im Volke, wurde durch freie Wahl zu dieſer Würde erhoben; dann aber in enger Haft gehalten, und wenn er einen ſchlechten Befehl gab, einen ganzen Tag mit Hunger beſtraft*). Was außerdem von dieſem

---

*) Pompon Mela. I. c. 19. Mossyni turres ligneas subeunt, notis corpus omne persignant, propatulo vescuntur, promiscue concumbunt et palam. Reges suffragio deligunt, vinculisque et arctissima custodia tenent, atque ubi culpam prave quid imperando meruere, inedia totius diei afficiunt. Ausführlicher ſpricht hierüber Apollon.

weiſen und geſitteten Volke erzählt wird, kann man in der untergeſetzten Anmerkung leſen. Der Dichter der Argonautenfahrt — offenbar ein ſerviler Mann — beklagt den König, indem er ſagt: „Der König, in dem höchſten Thurme ſitzend, ſpricht den Völkern Recht; der Arme! (σχέτλιος)! Denn wenn er Etwas dabei verſieht, ſchließen ſie ihn dieſen Tag über ein, und laſſen ihn hungern.“ Außerdem aber wird er auf gemeinſame Koſten gefüttert.

5. Das, was den Jacobinismus verabſcheuungswürdig macht, iſt, daß er die Freiheit durch die Tyrannei herbeiführen will.

6. Nie wird die Weisheit der Menſchen mehr zur Thorheit, als wenn ſie unternimmt, die menſchliche Geſellſchaft durch Geſetze ſo zu organiſiren, daß Jeder genöthigt ſeyn ſoll, nicht blos das, was unrecht iſt, zu unterlaſſen, ſondern auch das Rechte und Gute zu thun. Könnte ein ſolches Unternehmen gelingen, ſo wär' es um Freiheit und Sittlichkeit gethan. Eben nicht weiſer iſt es, die ausübende Macht in einem Staate

---

Rhod. II. 1016 — 1030. wo der Scholiaſt ſich auf das Zeugniß des Ephorus und Nymphodorus beruft. Da der König (nach Dio Chrys. Or. XIV. p. 443) nicht von ſeinem hohen Thurme herabſteigen darf, ſo geſchah es einſtmals, daß er mit ſammt ſeiner Wohnung von Xenophons helleniſchem Heere verbrannt wurde (Xenoph. Anab. V. 4. 26).

ſo zu beſchränken, daß ſie aus dem vorgeſchrieb- nen Geleiſe nicht ausſchreiten kann. Freudigkeit in Erfüllung der Pflicht iſt dadurch unmöglich gemacht. Und doch kann kein Werk gedeihen, das nicht mit Freudigkeit gethan wird.

7. Die alten Staaten haben Großes gewirkt, nicht durch den künſtlichen Organismus ihrer Verfaſſungen, ſondern durch ihre Einfachheit. Aber ſie lagen an zwei ſtarken Ankern feſt, an den Sitten und der Religion. Als dieſe geriſſen waren, flutheten ſie den Winden und Wellen Preis gegeben, und ſanken endlich in Nichtigkeit.

8. In den alten Staaten hatte das Alter einen geſetzmäßigen Vorzug. In Kreta mußten die Richter bejahrte Männer ſeyn; Jünglinge durften keine Veränderungen in den Geſetzen vor- ſchlagen. So war es auch in Sparta und Athen. Gewiß zum Heil des Staates. Nicht wegen der Erfahrung des Alters und ſeiner Klug- heit, ſondern ſeiner Reiſe wegen. Das Geſchäft der Jugend iſt das Erzeugen; das Geſchäfte des Alters prüfen, ausbilden und vollbringen. So war es im Alterthum, und ſo konnte es ſeyn bei der Einfachheit der Verwaltung und ihrem ſtetigen Gange. In der Verwickelung der un- ſrigen, wo nichts wächſt, ſondern Alles gemacht wird, genügt das nicht mehr. Wir leben nicht von weiſem Rathe, ſondern von Einfällen, die der Jugend am leichteſten kommen. Darum

wird auch keine unſrer Verfaſſungen alt. Die Verfaſſungen der Alten waren Sterne; die unſrigen ſind Meteoren gleich. Oft haben ſie auch nur den Glanz einer Beleuchtung zur Feier eines Feſtes, wo die Lichter in der Dämmerung angezündet, und um Mitternacht ausgelöſcht werden.

9. Solon, der Geſetzgeber, war zugleich ein vortrefflicher Dichter. Seine Poeſie iſt mild und gemüthvoll, reich an Weisheit und voll ſanften Schmerzes über die Noth der Menſchen und des Lebens Verworrenheit. Und nicht Spiele der Jugend waren ſeine Elegien, ſondern Früchte ſeiner grauen Haare, nicht Uebungsſtücke der Eitelkeit, ſondern Ausbrüche tiefen Gefühls, dem Mittheilung Bedürfniß war. So war auch ſeine Geſetzgebung gemüthvoll und mild, und eben darum ſo weiſe, weil ſie dem Volke angemeſſen war, dem er ſie gab. Nicht die beſte überhaupt, wie er ſelbſt ſich darüber erklärte, ſondern die angemeſſenſte. Dieſer treffliche Mann, der durch geheuchelten Wahnſinn ſeinem Volke Salamis gewann; der dem Könige der Lydier, unbeſtochen von ſeinem Reichthum und um ſeinen Unwillen unbekümmert, mit milder und einfacher Rede den Sinn des Lebens deutete; dieſer Mann, den gelehrten, ſtarren, oft gemüthloſen Geſetzgebern der modernen Welt gegenüber, ſtellt er nicht das ganze alte helleniſche Leben in ſein rechtes Licht, und iſt er nicht der lebendige Commentar zu dem,

was uns in der Geſtaltung der helleniſchen Welt räthſelhaft iſt?

10. Aus Gutem kömmt Gutes. Die Verfaſſungen der helleniſchen Staaten erwuchſen aus Religion und Vaterlandsliebe, die ſelbſt auch Religion war. Aus dem edeln Saamen gingen herrliche Früchte hervor.

Lykurgus begann ſeine Laufbahn mit einem großen und edeln Opfer. Seine Geſetze empfing er in dem Glauben an die Götter, und wie ſie in Frömmigkeit und Gottesfurcht empfangen waren, ſo wurden ſie auch aufgenommen, und Jahrhunderte hindurch als ein heiliges Vermächtniß bewahrt. Auch Solons Geſetzgebung ging aus der Begeiſtrung der Tugend hervor. Die Wärme dieſer Begeiſterung erbte fort und fort, und, wie ſehr ſich auch die Zuſtände verändert haben, nie iſt ſie ganz erloſchen, ſo lange noch ein Reſt der alten Geſetze übrig war*). Iſt wohl Gleiches

---

*) Plutarch ſagt in ſeiner Schrift gegen Kolotes (II. p. 1125. D): „Das erſte in der Geſetzgebung iſt der Glaube an Gott. . . Man findet Städte ohne Mauern, ohne Könige, ohne Wiſſenſchaften und Reichthümer, unbekannt mit Theatern und Gymnaſien; aber eine Stadt ohne Tempel und Götter, die keine Gebete braucht, keine Eide, keine Opfer um Gutes zu erlangen und Böſes abzuwehren, hat Niemand geſehn und wird Niemand ſehn: ſondern es ſcheint mir, daß eine Stadt eher ohne Grund und Boden, als daß

von Euern Geſetzgebungen zu hoffen, durch die ihr die Staaten zu ordnen wähnt, ohne Gott und Tugend, nur auf Erwerb äußrer Macht, auf Vermehrung des Reichthums, und auf blendenden Glanz bedacht? In Selbſtſucht empfangen, erzeugen ſie Selbſtſucht, und gehen oft ſchon vor Euern Augen unter, und keine Klage erſchallt an ihrem Grabe, während der Untergang jener alten, auf weiſe Geſetze gegründeten Freiheit noch jetzt fühlenden Herzen Thränen entlockt.

11. Die Alten umpflanzten ihre Tempel mit Hainen, die, unberührt und unverletzt, indem ſie die Geſchichte vergangener Jahrhunderte zu erzählen ſchienen, die Geiſter der Vorfahren um das Heiligthum des Gottes verſammelten. So pflanzten ſie auch in ihren Staaten für die Ewigkeit. In ihren Geſetzen wohnte ein Gott; und der Glaube an dieſen Gott, nicht die äußere Gewalt, erzeugte Gehorſam. Schon dem alten Urſprunge dieſer Geſetze hing die Idee der Heiligkeit an; mit frommer Scheu wagte man Veränderungen, ſo wie die Veränderung der alten Gottesverehrung Frevel war. Gehorſam ward hier zur Religion. Wo aber die Geſetze, die Verfaſſungen, die Grundſätze täglich wechſeln, wo man überall die profane Hand des Schreibers

---

eine Verfaſſung ohne den Glauben an die Götter beſtehen könne.“

ſieht, ſeine wohlbekannte Stimme hört, und ſein Thun mit ſeinen Worten vergleichen kann — da erſcheint Vielen, auch edeln Gemüthern, der Gehorſam gegen das Geſetz wie ein läſtiger Herrendienſt. Ohne Freudigkeit wird er geübt, und ohne Bedenken vernachläſſigt; ja, dem Geſetze zu trotzen, wird für edel gehalten. So ruht das Gebäude des öffentlichen Wohls auf Triebſand, oder bietet im beſten Falle den Anblick eines Adonis-Gartens, der für das Auge in Scherben gezogen, ohne Früchte über Nacht verwelkt. Dann verſchwindet aller Ernſt aus dem Leben; nur der Augenblick wird beachtet, und des vergangenen Tages nicht mehr gedacht, wohl aber mitten im Genuſſe des heutigen ſchon nach dem nächſten, und der neuen Luſt geſeufzt, die er im Schooße trägt.

12. Wenn man, wie in unſern Tagen behauptet worden iſt, vom Perikles ſagt, er habe das Volk verführen wollen durch Schauſpiele, feſtliche Aufzüge, koſtſpielige Bauten und Götterbilder, ſich dabei aber erinnert, daß dieſe Schauſpiele die hohen und unübertroffenen Tragödien des Sophokles, dieſe Bauten das Parthenon und die Propyläen, dieſe Götterbilder Werke des Phidias waren; ſo ſcheint es mir, daß man durch jenen Vorwurf ſeinem Volke und Zeitalter das größte dankbare Lob ertheilt. Und auch ihm ſelbſt. Was für ein Mann muß der ſeyn, der

durch ſolche Mittel verführen, der durch Empor=heben zu dem Höchſten und Edelſten das Volk für ſeine Verwaltung gewinnen will! Was er gab, waren keine Cocagnen, keine Feuerwerke und Transparents. Es waren Werke nicht für den Tag, ſondern für die Ewigkeit; nicht Spiele der augenblicklichen Ergötzung für Kinder, ſondern Schöpfungen des tiefſten Ernſtes, unergründlich und unerſchöpflich; für die, die ſie genoſſen, eine Quelle der Begeiſtrung; und für Jeden, der da=von hört, ein Gegenſtand würdevoller Sehnſucht.

13. Eine thatenreiche Geſchichte und das An=denken großer Ahnherrn iſt für jedes Volk ein unſchätzbares Erbtheil. An ihm richtet ſich der Glaube und die Tugend der Welt und Nachwelt auf. Die Kraft des Beiſpiels, menſchlicher und milder als die Macht der Geſetze, pflanzt ſich von Jahr zu Jahr fort, und wer das Wort des Ge=ſetzes unbeachtet läßt, den ſchreckt das warnende Bild der Vergangenheit. An dieſer Erbſchaft waren die Alten, Griechen und Römer, uner=meßlich reich. Die Sagen aus der Heroenzeit — für die meiſten Völker verloren — wurden ihnen durch den Heldengeſang erhalten, und die Thaten ihrer einheimiſchen Fürſten ſtrahlten in der Farbenpracht einer verklärenden Poeſie aus der Nacht des grauen Alterthums in alle folgende Zeiten herein. Neue Thaten ſchloſſen ſich an die alten an, und indem ſie die alten Erinne=

rungen auffriſchten, boten ſie ſelbſt wieder zu neuen Stoff. Und noch lebt ihr Andenken in Dichtern, Geſchichtſchreibern und Rednern, und wird fortleben, ſo lange noch in edeln Gemüthern der Sinn für einfache Größe lebt, und in der eigennützigen Geſchäftigkeit des Marktes nicht alle Sehnſucht nach den höhern Anſprüchen des Geiſtes erſtorben iſt.

14. Wie zu Capua einſt Pacuvius Calavius bei einer revolutionären Reinigung des Senates nicht geſtattete, daß ein veurtheilter Senator ausgeſtoßen würde, bis ein beſſerer für ſeine Stelle gefunden wäre, was nicht zu leiſten war; ſo können wir auch bei der ſtrengen Prüfung, denen die gelehrten Schulen jetzt von Neuem und von mehrern Seiten her ausgeſetzt ſind, nicht erlauben, daß man die claſſiſchen Studien aus ihnen verbanne, bis man uns etwas anderes zeigt, woran ſich der Geiſt der Jugend auf gleiche Weiſe und mit beſſerm Erfolge aufrichte. Rechenkunſt und Statiſtik iſt dieſes Andre ſicherlich nicht.

15. Je künſtlicher die Einrichtung der Staatsmaſchine wird, deſto mehr verbreitet ſich der Wahn, daß Religion und Tugend entbehrlich in ihr ſey, oder durch den Mechanismus des Staates hervorgebracht werden könne. Und von der andern Seite, je mehr das belebende Princip der Gottesfurcht und Tugend aus dem Staate weicht, deſto künſtlicher muß der Mechanismus werden,

bis man endlich zu der Einſicht gelangt, daß das, was man im Vertrauen auf die äußern Mittel aufgeopfert hat, durch keine Kraft des Verſtandes erſetzt werden könne.

16. Mancher pedantiſche Stoiker hat gewähnt, daß, wenn nur das Unkraut der Leidenſchaften aus dem Gemüthe ausgerottet wäre, die Ceder der Tugend ſich von ſelbſt erheben würde. So dachten die Griechen in ihrer beſſern Zeit nicht. Vielmehr meinten ſie, daß, ſo wie ohne Sonne kein frohes Gedeihen des Ackers möglich ſey, ſo auch ohne die Gluth der Leidenſchaft nichts Großes empor komme. Die Sonne, die bei ihnen den Saamen großer Thaten und edler Gefühle reifte, war die Begeiſterung der Vaterlandsliebe, der Freiheit und des Ruhmes.

17. Im Alterthume gab es für hochſtehende Männer, wenn ſie im Unglück Erniedrigung erwartete, der ſie nur durch einen freiwilligen Tod zuvorkommen konnten, keine Entſchuldigung, wenn ſie dieſen Ausweg flohen. Jugurtha und Perſeus ſchienen die Mißhandlungen verdient zu haben, an denen ſie ſtarben, weil ſie ſich den Tod nicht ſelbſt gegeben hatten*); während Kleopatra ein

---

*) Da Perſeus vernahm, daß er bei dem Triumphe des Siegers erſcheinen würde, ſuchte er dieſe Schmach von ſich abzuwehren, missis ad Aemilium, qui orarent, ne in triumpho duceretur. Risit Aemilius hominis ignaviam, et, Id quidem, in-

beflecktes Leben durch einen muthvollen Tod entſühnte. Auch der König der Marcomannen Maroboduus, wird getadelt, daß er den Glanz ſeines frühern Lebens verdunkelte, indem er aus allzu großer Liebe zum Leben ſich gefallen ließ, unter dem Schutze der Römer ruhmlos in der Verbannung zu altern*). Dagegen wird Otho geprieſen, weil er ſeine Niederlage und den Verluſt der Herrſchaft nicht unmännlich ertrug, ſondern ſich, um das Blut ſeiner Getreuen zu ſchonen, den Tod gab**). — Alle Schmach, mit welcher Sapor den beſiegten Kaiſer Valerianus belaſtete, war durch die Feigheit verſchuldet, mit der er, nach erlittener Niederlage, den Tod floh, und die ſelbſt nach ſeinem Tode noch einen Schatten auf den römiſchen Thron warf. In früherer Zeit hatten ſich Männer, um der Tyrannei zu trotzen, freiwillig dem Tode geweiht. Als Mamercus Scaurus wegen nichtiger Urſachen, obgleich nicht ſchuldloſen Lebens, angeklagt worden war, eilte er der Verurtheiluug zuvor, aufgefordert zu dieſer That durch ſeine Gattin,

---

quit, in ipsius et pridem fuit, et nunc est, manu ac potestate: tacite monens, ut generosa morte id, quod metuebat, dedecus effugeret. Liv. 45, 39.

*) Tacit. II. Annal. 63. non excessit Italia per duodeviginti annos; consenuitque, multum imminuta claritate ob nimiam vivendi cupidinem.

**) Tacit II. Hist. 47—49.

die ſein Loos freiwillig theilte*). Denn auch in Weibern lebte der Römerſinn, welcher Schande mehr als den Tod fürchtete, und mehr als Eine zeigte ihrem minder entſchloſſenen Manne den Weg, den er zu gehen hatte. Die ſchöne That der Arria iſt Niemanden unbekannt.

18. Sismondi fängt ſein Werk über die italieniſchen Freiſtaaten mit der Behauptung an, „die wichtigſte Folgerung, die man aus der Geſchichte ziehen könne, ſey, daß die Verfaſſung der Staaten bei weitem die wirkſamſte Urſache in der Bildung des Characters der Völker ſey; daß ihre Tugend, ſo wie das Gegentheil davon, faſt ganz das Werk der Geſetze ſey." Dieſe Behauptung iſt irrig, indem ſie die Folge für die Urſache ſetzt, weil, wie natürlich, die Folge auch auf die Urſache zurückwirkt. Dieſer Irrthum von der bildenden Kraft der Geſetze iſt oft auch bei wohlgeſinnten Menſchen die Quelle großer Fehlgriffe, der revolutionären Tyrannei, und des Despotismus derer geworden, die ſich berufen glaubten, Erzieher der Völker zu ſeyn. Der Character und die Sitte des Volkes geht vor den Geſetzen und der Verfaſſung her, und nur diejenige Geſetzgebung iſt wirkſam, welche aus ſeinem Character

*) Scaurus, ut dignum veteribus Aemiliis, damnationem anteit; hortante Sextia uxore, quae incitamentum mortis et particeps fuit. Tacit. VI. Ann. 29.

hervorgeht und der Abdruck ſeiner Sitten iſt*). Sie kann dieſen veredeln oder verunſtalten; ſchaffen kann ſie ihn nicht.

19. Die Mängel und Gebrechen einer Regierungsform, oder der factiſchen Regierung ſelbſt an's Licht zu ziehn, und in hellen Farben dem Tadel auszuſtellen, kann als Gegenſtand der Beredtſamkeit zum Ruhm führen; die Wirkung aber, die hieraus entſpringt, wird entweder unfruchtbare Unzufriedenheit, oder greuelvolle Empörung ſeyn. Heilſamer und weiſer iſt es, die Wirkung in's Licht zu ſtellen, welche der Character, die Denkungsart und die Sitten des Volkes auf die Regierung haben, und die Gebrechen der letztern durch Veredelung von jenen zu heilen. Keine Regierung in der Welt, wie gewaltſam ſie auch ſeyn mag, kann in die Länge dem Character auch nur der Einzelnen widerſtehn, wie viel weniger dem compacten Willen eines ganzen Volkes, der aus ſeinem Character hervorgeht. Alles kömmt alſo darauf an, daß dieſer zur Tüchtigkeit ausgebildet ſey. Hierzu nach Kräften zu wirken, iſt ein weiſeres und heilſameres Geſchäfte, als das Volk durch beredte Klagen über die Regierung zu erbittern.

**) Von Deutſchland ſagt Tacitus: plus ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. German. c. 19.

20. Die demagogiſche Beredtſamkeit unſrer Tage gleicht nur allzu oft dem Geräuſch, das in der Oper das Schlagen hölzerner Waffen auf Schilde von Pappendeckel verurſacht. Man ſollte nicht ſo viel Aufhebens davon machen, weder im Guten noch im Böſen.

21. Feurige Freunde der Freiheit, die ſie durch thätiges Eingreifen mit redlichem Sinne fördern wollen, gleichen meiſt denjenigen, die im Alterthume zur Höhle des Trophonius gingen, um ihre Wißbegierde zu befriedigen. Haben ſie ſich ihr einmal genähert, ſo werden ſie durch eine unſichtbare Gewalt in die Tiefe hinabgeriſſen; und nachdem ſie vieles geſehen und erfahren haben, worauf ſie gar nicht gefaßt waren, kommen ſie an einer ganz andern Stelle an das Licht, als wo ſie eingeſtiegen waren. Die Meiſten haben von jener Zeit an das Lachen verlernt; und die, denen es noch geblieben iſt, kennen nur das ſardoniſche.

22. Es gibt nichts was die Völker ſo ſchnell über die Grenzen der Gerechtigkeit und Mäßigkeit hinwegführt, als das Streben nach der Meeresherrſchaft. Keinem Volke hat es auf die Länge Segen gebracht; denn feſter Grenzen ermangelnd, iſt dieſe Art der Herrſchaft die Mutter der Mißgunſt und des Betruges, der Gewaltſamkeit und Tyrannei, das heißt, der ſchlimmſten Uebel, die aus einer giftigen Quelle nur immer entſpringen

können. Daher ſind die Werke der Alten ihrer Anklage voll. Wem das Wohl ſeines Volkes am Herzen liegt, ſagt Plato, der wird ſich hüten eine Stadt am Meere zu gründen; er wird das Meer als einen Lehrer des Böſen fliehen; indem es für das tägliche Leben zwar eine gewiſſe Süßigkeit hat, in Wahrheit aber eine Nachbarſchaft voll von Bitterkeit iſt*). Auf dieſe Uebel mochte das Wort des Epimenides deuten**), als er ſagte: Wenn die Menſchen nicht blind gegen die Zukunft wären, ſo würden die Athenäer Munychia (damals ihren Seehafen) mit ihren eignen Zähnen zerſtören; ſie wüßten aber nicht, wie viele Uebel ihnen dieſer Ort bringen würde. — Die Uebel der athenienſiſchen Thalaſſokratie aber waren die Ausartung der Volksherrſchaft in Ochlokratie, der Haß der Bundesgenoſſen, endloſe Kriege und zuletzt das Joch der Unterwürfigkeit unter fremde Gewalt. Wohl mochten die Siege Cimons blenden, als er den Feind an den Küſten von Aſien aufſuchte; oder die Macht der Flotte, mit der Alcibiades zur Eroberung Siciliens auszog; aber dieſer Glanz

*) Plato de Legg. IV. p. 705. A. Vergl. De Geer Diatr. in Politices Platonicae Principia. p. 41. f.

**) Corays in den Anmerkungen zu Hippokrates de Aere et Locis p. XXIII. Plutarch Vita Solon. c. 12.

erloſch in dem Hafen von Syracus und bei Aegospotamoi; große Uebel betrafen den Staat, und wenn auch bisweilen wiederum das Geſtirn des Ruhms über Athen aufflammte, ſo geſchah es nur um die Thaten der Ungerechtigkeit vergangener Zeiten von neuem zu beleuchten.

23. In dem Galliſchen Kriege befanden ſich bei Cäſar's Heere zwei Centurionen, Titus Pulſio und Lucius Varenus, beides tapfre Männer, aber in unaufhörlichem Streite begriffen, indem jeder den Vorzug verlangte. Eines Tages, als das römiſche Lager von dem Feinde hart bedrängt wurde, ſagte Pulſio zu ſeinem Gegner: „Was bedenkſt Du Dich, Varenus? worauf warteſt Du? Der heutige Tag wird über unſern Streit entſcheiden.“ Mit dieſen Worten tritt er aus der Verſchanzung, eilt auf die Feinde zu, wo ſie am dichteſten ſtehn, und tödet den erſten von dieſen, der aus der Menge hervortritt, mit dem Wurfſpieße. Alle Geſchoſſe ſind nun auf ihn gerichtet; ein Spieß, der durch ſein Schild und Wehrgehenke dringt, hindert ihn ſein Schwert zu ziehn. Er wird umringt. Jetzt eilt ihm Varenus zu Hülfe, der ſeinem Beiſpiele gefolgt war, und treibt die Feinde zurück; fällt aber beim Verfolgen, und wird nun ſeiner Seits umringt. Pulſio rettet ihn. Viele der Feinde werden getödet. Die beiden Gegner aber kehren unverletzt in das Lager zurück; beide ſiegreich;

beide Retter und beide gerettet. Wer von ihnen den Vorzug verdiene, blieb auch jetzt noch unentſchieden. (Caesar de Bello Gall. V. 44).

Möchten doch alle Ehrenhändel auf eine ſolche Weiſe geſchlichtet werden!

24. Ennius läßt, wie Cicero berichtet*), in einem ſeiner Trauerſpiele den Neoptolemus ſagen, „er finde es nöthig zu philoſophiren; aber mit wenigen, nicht durchaus" (paucis, nam omnino non placet); und indem er dieſen Ausſpruch im Allgemeinen tadelt, entſchuldigt er ihn doch mit dem Kriegsleben des Redenden. Ennius ſprach in dem Sinne ſeiner Zeit und des römiſchen Volkes, dem die Philoſophie ſo verächtlich vorkam als das müßige Volk, von dem ihm der Name davon zugeführt worden war; und wer ſich nur ein wenig in den Schriften des großen Redners umgeſehen hat, weiß auch, wie nöthig es dieſer Philoſoph in der Toga fand, da wo er auf die Geſammtheit wirken wollte, ſeine Neigung zu dem, was ſich nach Volksbegriffen nur mit dem Pallium griechiſcher Müßiggänger vertrug, zu verläugnen**). Ein tüchtiger Mann,

---

*) Tuscul. Qu. II. 1.

**) In dieſem Sinne läßt er auch den Redner Antonius den ebenerwähnten Ausſpruch des Neoptolemus billigen, indem er ſagt: Ego ista studia non improbo, moderata modo sint: opinionem

meinten die Römer, habe im Staate ſo Vieles und Wichtiges zu thun, daß er keine Zeit übrig behalte, Dingen nachzugrübeln, die außer dem Bereiche des menſchlichen Geiſtes lägen, und deren Unergründlichkeit ſchon daraus erhelle, daß Leute, die ihr ganzes Leben damit hinbrächten zu philoſophiren, doch nie damit fertig würden, und ſich in ihren Meinungen auf die lächerlichſte und ärgerlichſte Weiſe widerſprächen. Dieſe Geſinnung, die mit dem durchaus practiſchen Geiſte des römiſchen Volkes in vollkommnem Einklange war, erhielt ſich auch unter veränderten Umſtänden bis auf die ſpätere Zeit, ſo daß Tacitus von Agricola rühmen durfte, „er habe ſich in ſeinem Streben nach philoſophiſcher Erkenntniß, von dem er mit größerer Lebhaftigkeit, als einem Römer und Senator gezieme, fortgeriſſen worden, durch die Klugheit ſeiner Mutter hemmen und zügeln laſſen*).“ Im Grunde iſt hierinne nichts auf-

---

istorum studiorum et suspicionem artificii apud eos, qui res judicent, oratori adversariam esse arbitror. Imminuit enim et oratoris auctoritatem et orationis fidem. De Oratore II. 37. Mit jenen erſten Worten ſtimmt ſelbſt Seneca (Epist. XIV. 10, 11.) überein: Ceterum philosophia ipsa tranquille modesteque tractanda est.

*) Vit. Agric. c. 4. Doch rühmt der Geſchichtſchreiber dieſe Beſchäftigung ſobald ſie auf das wirkliche Leben gerichtet, und nicht ein Spiel der Eitelkeit iſt, wie in der Characteriſtik des Helvidius Priscus. Histor. IV. 5. ingenium illustre

fallendes, und niemand zweifelt, daß es auch unter uns eine Menge practiſcher Männer gibt, denen die Philoſophen die unnützeſte Claſſe der Gelehrten und das unbrauchbarſte Glied des Staatskörpers ſcheint, und die bei allem Wechſel der Syſteme feſt an der Ueberzeugung halten, daß der menſchliche Geiſt ſeine Kraft nicht aus den leeren Räumen der Speculation, ſondern, wie Antäus, aus der mütterlichen Erde ziehen müſſe. Jene führe nur zur Phantaſterei, und nicht ſelten zu etwas noch ſchlimmern. Wenigen dieſer Gegner der ſpeculativen Philoſophie mag vielleicht bekannt ſeyn, daß einer der tiefſinnigſten Dichter, der Verfaſſer des verlornen Paradieſes, bis auf einen gewiſſen Punkt mit ihnen zuſammenſtimmt, wenn er in der Schilderung der mannichfaltigen Beſchäftigungen der gefallnen Engel ſagt:

Auf einem Hügel ſaßen Andre fern:
Beſchäftigt mit dem Höhern ſprachen ſie
Von Providenz, Vorkenntniß, Schickſal, Wille,
Unwandelbarem Schickſal, freiem Willen,
Und abſoluter Vorkenntniß; und tief
Verwirrt im Irrſal fanden ſie kein Ziel.
Viel Streit war auch was Gut und Böſe ſey,

---

altioribus studiis juvenis admodum dedit; non ut plerique, ut nomine magnifico segne otium velaret, sed quo firmior adversus fortuita rempublicam capesseret.

Vom Zweck des Elends und Glückſeligkeit,
Von Leidenſchaft und Apathie, von Ruhm
Und Schande. Lauter eitle Wiſſenſchaft,
Und falſche Weisheit der Philoſophie.

---

25. Appian, welcher viele einzelne Züge aus der greuelvollen Geſchichte des zweiten Triumvirats aufbewahrt hat, erzählt*) nach der Geſchichte einer Frau, die, als ſie ihren Mann nicht hatte retten, und auch von ſeinen Mördern nicht hatte erhalten können, daß ſie mit ihm getödtet würde, ihr Leben durch freiwilligen Hunger geendet hatte; folgendes Beiſpiel weiblicher Ruchloſigkeit als Gegenſatz. Die Gemahlin des Septimius, die mit einem Freunde des Triumvirs Antonius in verbotnem Umgange lebte, wollte aus ihrem Verführer einen Ehemann machen, und benutzte hierzu die Proſcription. Auf ihr Anſtiften wird Septimius auf die Liſte der Verurtheilten geſetzt. Als dieſer nun, unbekannt mit den Geſinnungen ſeines Weibes, ſich in ſeinem Hauſe zu verbergen ſucht, ſtellt ſie ſich freundlich gegen ihn, ſchließt ihn ein, und hält Wache bei ihm, bis die Mörder kommen. An demſelben Tage aber, wo Septimius gemordet worden war, feiert ſie die Hochzeit mit ihrem Buhler.

Wir ſetzen dieſer Unthat eine ähnliche Schänd=

---

*) De Bell. civil. IV. 23.

lichkeit aus der Geſchichte des unſittlichen Hofes Carls des Zweiten von England gegenüber. Hier lebte die Gräfin Shrewsbury mit dem Herzoge von Buckingham in einer ſtrafbaren Verbindung. Ihr Gemahl fordert den Herzog heraus, und bleibt. Bei dem Zweikampfe war die Gräfin als Jokey verkleidet gegenwärtig, und hielt das Pferd ihres Liebhabers. Nach verübtem Morde brachte er die Nacht bei ihr zu.

26. Die Schilderung, welche Cicero in der Rede gegen den Verres (II. Or. III. 4) von der Geſinnung und dem Betragen des alten römiſchen Adels gegen den neuen (die novos homines) macht, wird noch jetzt, bei gleichen Verhältniſſen, an manchen Orten wahr und treffend gefunden werden. Nachdem hier der Redner dem Vertheidiger des Angeklagten, der, wie ſein Client, einer patriziſchen Familie angehörte, dargethan hatte, daß es ſeine Pflicht ſey, einen Mann zu haſſen, der die Rechte des Volkes mit Füßen träte, fährt er fort: Quid? illa quae leviora videntur esse, non cujusvis animum possunt movere? quod ad tuam ipsius amicitiam ceterorumque hominum magnorum atque nobilium faciliorem aditum istius habet nequitia et audacia quam cujusquam nostrum virtus et integritas? Odistis hominum novorum industrias; despicitis eorum frugalitatem; pudorem contemnitis; ingenium vero et virtutem

depressam et extinctam cupitis; Verrem amatis. — Hunc vestri janitores, hunc cubicularii diligunt; hunc liberti vestri, hunc servi ancillaeque amant; hic quum venit, extra ordinem vocatur; hic solus introducitur; ceteri, saepe frugalissimi homines, excluduntur. Ex quo intelligi potest, eos vobis esse carissimos, qui ita vixerunt, ut sine vestro praesidio salvi esse non possint.

27. La Fontaine ſagt in einer ſeiner Fabeln:

Des Hofes Gunſt währt einen Tag;
Ja kaum ſo lang; kaum einen Morgen;
Sie zu erhalten koſtet Müh' und Sorgen;
Geht ſie verloren, folgt ihr die Verzweiflung nach*).

Dieſes war, wie es ſcheint, zu ſeiner Zeit Wahrheit. Wenigſtens wird von Racine erzählt, daß, als ihm der König, wegen eines unbedachten Wortes, oder einer andern Armſeligkeit wegen, ſeine Gunſt entzog, der Schmerz darüber ihn aufzehrte. Darüber wundert man ſich bei einem etwas ſchwächlichen Dichter nicht. Aber es gab noch andre Leute, denen man größere Kraft hätte zutrauen ſollen, und die doch nicht weiſer waren als er.

---

*) Les faveurs de la cour
Durent à peine un jour:
On les conserve avec inquiétude,
Pour les perdre avec désespoir.

Der Marſchall von Boufflers, ein Mann von ausgezeichneter Tapferkeit, feſtem und ernſtem Character, unermüdlich in ſeinem Geſchäfte, und von einer unbefleckten Rechtlichkeit *), zog ſich durch einige Forderungen, die das rechte Maaß zu überſteigen ſchienen, das Mißfallen des Königs zu. Der Marſchall liebte und verehrte den König; man konnte ſagen, er bete ihn an; und die Ungnade, die er erfuhr, und gegen die er kein Mittel ſah, drückte ihn zu Boden. Ein düſtrer Unmuth bemächtigte ſich ſeiner; ſein bisheriger Ruhm galt ihm nichts mehr; und er, den in den Gefahren des Krieges die Beſonnenheit nie verlaſſen hatte, unterlag der Verzweiflung über den Verluſt einer Gunſt, die er früher mit ſo manchem unwürdigen getheilt hatte.

Uebrigens kann, um ernſthaft zu ſprechen, nichts unverſtändiger ſeyn, als die Verachtung einer ſolchen Sinnesart. Nach faſt ſechstauſend Jahren trauert die geſammte Menſchheit noch über den Verluſt des Paradieſes, den ſie nicht einmal ſelbſt verſchuldet hat; und man will es

---

*) Rien de si surprenant, ſagt der Duc de Saint-Simon (Mémoires II. p. 295.), qu'avec un esprit aussi courtisan — il ait conservé une probité sans la plus légère tâche, une générosité aussi parfaitement pure, une noblesse en tout du premier ordre, et une vertu vraie et sincère qui ont continuellement éclaté dans tout le cours de sa conduite et de sa vie.

einem Hofmann verargen, wenn er ſich zu Tode grämt, weil er dieſes Beſitzes durch den Unwillen ſeines Herrn verluſtig gegangen iſt? Oder iſt etwa der Hof nicht das Paradies? und iſt es etwa ſchwer darzuthun, daß, wenn alle Tugenden von der Erde entflohen wären, man ſie an den Höfen als ihren eigentlichen Wohnſitzen aufſuchen müſſe?

Dieſen Beweis hier zu unternehmen, würde zu weit führen. Aber auf einiges will ich doch hindeuten, was gewöhnlich überſehen oder ganz verkehrt ausgedeutet wird. Erſtlich, was das characteriſtiſche Kennzeichen des goldnen Weltalters d. h. eines paradieſiſchen Lebens iſt, herrſcht an den Höfen die vollkommenſte Gleichheit. Wer von gutem Adel und folglich hoffähig iſt, mag er auch noch ſo arm an Geld und Geiſt ſeyn, er hat auf Achtung nicht weniger Anſpruch als der geiſtvollſte Staatsmann, oder als der bürgerliche Nabob, mag dieſer auch, nach dem engliſchen Ausdrucke, Millionen werth ſeyn. Gegen Beleidigungen, nicht blos der Geringern, ſondern der Vornehmſten iſt er durch ſeine Geburt geſchützt; und wenn ſich einer ſeiner Pairs gegen ihn vergeht, ſo hat er das Mittel der Vergeltung bei der Hand. Dies iſt das, was dem Hofadel bis auf den letzten Hofjunker herab, das Selbſtvertrauen gibt, mit dem er in der Welt auftritt, und womit der vornehme Anſtand zuſammenhängt, den Niemand ſonſt nachahmen kann, ohne in

Carricatur zu verfallen. Dazu aber muß man gewiſſermaaßen am Hofe geboren, und gleichſam ein Porphyrogeneta ſeyn. Der größte Feldherr der öſterreichiſchen Monarchie, der Feldmarſchall Laudon, entbehrte dieſen Vortheil; daher verließ ihn auf dem glatten Boden des Hofes das Vertrauen, das er an der Spitze ſeines Heeres dem Feinde gegenüber in ſo vollem Maaße beſaß. Wo iſt Laudon? fragte einſt an einem großen Hoftage Maria Thereſia den Herzog von Aremberg. Hinter der Thür, Ihr Majeſtät, antwortete dieſer, wie immer, höchſt verlegen und beſchämt ſo viele Verdienſte zu haben.

Der meiſte Heldenmuth herrſcht an den Höfen und unter den Hofleuten, wenn dieſer, wie Jedermann weiß, nicht darinne beſteht, daß man ſich blindlings in die Gefahr ſtürzt, ſondern in der Ausdauer. Wer aber kömmt in dieſer Tugend den Hofleuten gleich? Iſt nicht ihr Hofdienſt ſelbſt eine immerwährende Schule der Geduld? Aufwarten kömmt von Warten her; und worinne beſteht denn der Dienſt eines Kammerherrn als in Warten und Aufwarten? Als der Cardinal Fleury den Abbé Bernis, der ſich ihm zu einer Stelle empfahl, mit den Worten zur Ruhe wieß: So lange ich lebe, werden Sie nie eine Stelle bekommen; antwortete er mit der Kaltblütigkeit eines vollendeten Hofmanns, das heißt, eines Helden: Ich werde warten, Emi-

nenz. — Dieſe wenigen Worte enthalten einen Schatz von Weisheit, wie ſich durch den Erfolg bewies. Der Cardinal ſtarb, und der lockre Abbé kam in die Gnade der königlichen Mätreſſe; dann aus der Gnade; dann in das Miniſterium und aus dem Miniſterium, ward Biſchof, Erzbiſchof und Cardinal; aber in keiner der mannichfaltigen Phaſen ſeines Lebens verlor er die Geduld, bis er endlich als franzöſiſcher Geſandte am römiſchen Hofe nichts weiter zu erwarten hatte als den Tod und ein glänzendes Leichenbegängniß.

Eben ſo herrſcht auch an den Höfen das meiſte Chriſtenthum. Die Schrift ſagt: Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat. Und wer iſt unterthäniger als der Hofmann gegen den, der Gewalt über ihn hat? — Ferner heißt es: Gehet ein durch die enge Pforte, denn der Weg iſt ſchmal, der zum Leben führt. Hier macht ſich die Anwendung ebenfalls von ſelbſt, da Jedermann weiß, daß auf breitem und geradem Wege Niemand zur Gunſt gelangt; und daß in der Fabel der magre Fuchs nur durch einen engen Ritz (per angustam rimam) in die volle Vorrathskammer dringen konnte. Weiter hin heißt es: So dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den Andern auch dar. Dieſes ſchwere Gebot, deſſen Beobachtung einem Edelmanne ganz unmöglich ſeyn würde, iſt natürlich nicht in eigentlichem

Sinne zu nehmen; im uneigentlichen aber wird es von dem Hofmanne ſtreng beobachtet. Wenn ſein Fürſt, oder der muthmaßliche Thronfolger, oder der erſte Miniſter ihn beleidigt und kränkt, er weiß ſich zu mäßigen, wie Ulyſſes, der bei den Mißhandlungen der ſchmauſenden Freier zu ſich ſagt:

Dulte geruhig, mein Herz! Du ertrugſt wohl größere Schmach ſchon.

Ein anderes Gebot des Evangeliums iſt: Sorget nicht für euer Leben, was ihr eſſen ſollt; auch nicht für euern Leib, was ihr anthun ſollt. Euer Vater d. h. der Fürſt auf ſeinem Throne, ſorgt für euch alle. Dieſem Gebote gemäß trachten gute Hofleute nach nichts ſo eifrig, als nach einem Platze an der fürſtlichen Tafel, indem ſie, wie ebenfalls die Schrift gebietet, auf die Lilien ſehn, die ſchön und fröhlich wachſen, ohne zu arbeiten. Denn auch darin bewähren ſie ihr Chriſtenthum, daß ſie die Arbeit den Heiden d. i. dem Volke überlaſſen*), das eben darum nicht

*) Cassaneo Catal. Gloriae Mundi p. 8. 49. ſagt vom Neapolitaniſchen Adel: Sedentes in atriis, in hemicyclis, aut in equitando se nobiles profitentur. Mercaturam ut rem vilissimam exhorrent, adeo fastu nobilitatis tumentes, ut quantumvis egenus atque inops citius fame interiret, quam filiam vel opulentissimo mercatori matrimonio collocaret, mavultque furtis et latrocinio, quam honesto quaestui vacare. Michael von

hoffähig iſt, während ſie ſelbſt die hohen und höchſten Ziele verfolgen. Denn müſſig ſind ſie keineswegs. Die nothwendigen Beſuche und andre unerlaßliche Pflichten der Höflichkeit, die Aufwartungen an der Tafel, auf der Jagd, beim Ball — Alles das, was ſchon Cicero die Arbeit eines römiſchen Hofmanns, den labor ambitus, im Dienſte des ſouveränen Volkes nennt — es fordert, zumal in einer großen Stadt, unendliche Anſtrengungen der körperlichen und geiſtigen Kräfte. Nur ſelten iſt es mit der leiblichen Gegenwart gethan; auch der Geiſt des Hofmannes muß unabläſſig in Spannung ſeyn, um nichts zu vernachläſſigen, günſtige Augenblicke im Fluge zu haſchen, ſich immer liebenswürdig zu zeigen, und wenn in ſeiner Bruſt auch ein Ungewitter tobt, über dieſem den ungetrübten Sonnenſchein einer heitern Stirn zu zeigen.

Endlich herrſcht an Höfen auch was die Kirche immer wünſcht und nie erlangt, Einheit des Glaubens und Abweſenheit der Ketzerei. Während in Frankreich zur Zeit der Ligve, das

---

Loen gibt in ſeinem Buche vom Adel ein langes Verzeichniß von Gewerben, die ein Edelmann nicht treiben dürfe; darunter iſt auch die Spionirerei. Doch ſetzt er (S. 406) hinzu, es gäbe auch ehrliche Spione. Denn ſo wären „heut zu Tage die Geſandten und Reſidenten, die ſich an den Höfen aufhielten, nichts anders als privilegirte Kundſchafter.'

Volk im größten Zwieſpalt über die Lehre war, ſagten die Hofleute des Königes: „Ich glaube an den König und an ſeine Mutter. Ein anderes Glaubensbekenntniß weiß ich nicht!“ Dieſe Glaubenstreue ging denn auch ſo weit, daß ſie ſagten, „ſie glaubten an Gott, weil der König daran glaube; im entgegengeſetzten Falle würden ſie ſich bemühn daſſelbe, nemlich das Gegentheil, zu thun.“

Ich könnte auch noch beweiſen, daß die Hofleute ächte Kosmopoliten und in ſofern wahre Sokratiker ſind; dieſer Beweis aber mag für eine andre Zeit aufgeſpart bleiben.

28. Die Hellenen achteten an dem Menſchen vornemlich das, was ihn zum Menſchen macht, Muth des Geiſtes und Stärke des Körpers; geſunden Verſtand und Kraft der Rede. Mechaniſche Geſchicklichkeiten und Gelehrſamkeit ſtanden in ihrer Achtung fern. Jeder Knabe weiß jetzt von der Geſchichte andrer Völker, von Himmel und Erde mehr als zu Miltiades Zeit die erſten Männer im Staate; und als aus den Muſeen der Könige Vielwiſſer hervorgingen, war der Ruhm des helleniſchen Volkes mit der Freiheit untergegangen. Bildung aber und Ehrfurcht vor den Urhebern helleniſcher Bildung erhielt ſich auch noch in einer ſpäten und ausgearteten Zeit. Fort und fort rühmte ſich Smyrna ſeines Homer, Theben ſeines Pindarus, Keos des Simonides,

Mitylene der Sappho, und ſo jedes Land der edelſten und geiſtvollſten Förderer der höhern Cultur *). Wie viel Einwohner aber von Paſewalk mögen wiſſen, daß Leſſing, oder von Stendal, daß Winkelmann, oder von Zeblin, daß Kleiſt, oder von Mohrungen, daß Herder ihnen angehörte und ihr Mitbürger war?

29. Was Heraklitus **) von denen ſagt, welche nach Gold graben, daß ſie viele Erde umwühlen müſſen, um einige wenige Körner zu finden, das kann auch auf die Forſcher des Alterthums angewendet werden.

30. Die ſchlimmſten Feinde des Alterthums ſind nicht die, die es verachten und verſpotten, ſondern die, welche es, mit erheuchelter Ehrfurcht, zu bloßem Prunke mißbrauchen, und indem ſie es bald mit modernem Witze ſchminken, bald mit leerer Emphaſe verſchleiern, in dem ſchönen und reinen Spiegel immer nur ihre eigne Geſtalt ſehn.

31. Mit Recht vergleicht Plutarch ***) den Biographen mit dem Mahler ſchöner Geſtalten, welcher ihre Mängel zwar nicht ganz übergehn, aber auch nicht gefliſſentlich nachbilden dürfte. Eben ſo müſſe der Geſchichtſchreiber, da es ſchwer

*) Aristides Epit. in Alex. Tom. I. p. 85. (142).

**) Clemens Alex. Strom. p. 565.

***) Leben Kimons 2. Cap.

oder unmöglich ſey, einen ganz fleckenloſen Gegenſtand zu finden, vor allen Dingen der Wahrheit durch Darſtellung des Schönen nachſtreben, die Mängel und Schatten aber nicht mit übermäßiger Genauigkeit ausmahlen, ſondern nur andeuten, gleichſam erröthend über die menſchliche Natur, daß ſie keine vollendete Schönheit und Tugend hervorbringen könne.

32. Wenn ich eine Geſchichte von Griechenland ſchriebe, ſo würde ich mich vor allen Dingen bemühn, die ſittliche Größe und Tüchtigkeit des helleniſchen Volkes in das hellſte Licht zu ſetzen, unbekümmert um den Vorwurf der Parteilichkeit, den man mir machen könnte, weil ich überzeugt bin, daß es ohne Parteilichkeit keine rechte Geſchichte alter Zeiten geben könne. Denn wie man den einzelnen Menſchen nicht nach dem beurtheilen muß, was ihm mißlungen iſt, ſondern nach ſeinem Streben, wie auch immer der Erfolg geweſen ſeyn mag; ſo müſſen wir auch in der Geſchichte der Völker vor allen Dingen die ſittliche Kraft in den Augen haben, aus der ihre Thaten hervorgegangen ſind, wozu es nicht der Kritik, ſondern der Liebe bedarf. Wenn die Geſchichte eine Lehrerin der Menſchheit iſt, wie man ſagt, ſo iſt ſie es nicht dadurch, daß ſie die Klugheit gängelt, was leicht eher zum Böſen als zum Guten führt; auch nicht indem ſie zu den abgenutzten Lehren der Märkte und Hallen Beiſpiele

liefert; ſondern dadurch, daß ſie den Glauben an die in dem Menſchen wohnende Kraft und die Macht der Ideen ſtärkt. Dieſes geſchieht aber nicht blos dadurch, daß ſie das Gute und Lobenswerthe erzählt, ſondern auch durch die Darſtellung des Böſen, das unaufhörlich mit dem Guten kämpft, und, ſiegend oder beſiegt, die Tugend bewährt. Denn auch das Böſe, das aus übel angewendeter Kraft entſpringt, iſt der Betrachtung werth, und in der Geſchichte des helleniſchen Volkes hat es bis auf die Zeit hin, wo der Fußtritt der römiſchen Macht die Quelle der Tugend, die Freiheit, zerſtörte, nicht an Beweiſen großer Kraft gefehlt. Das Licht der Sonne iſt auch, wenn ſie von Gewölk umdüſtert untergeht, ſtark und mächtig.

33. Es iſt allerdings ſchwer für den Geſchichtſchreiber, wie Plutarch klagt*), bei jeder Sache die Wahrheit zu finden, die auf der einen Seite durch die Entfernung der Zeit, auf der andern durch Gunſt und Mißgunſt der Zeitgenoſſen getrübt wird. Um in dem Gemiſch des Wahren und Falſchen, das der Stoff der Geſchichte iſt, die Wahrheit herauszufühlen, bedarf es eines ſittlichen Inſtinctes, welcher durch Welterfahrung nicht erworben, wohl aber erhöht und geſchärft wird, und ohne den alle Anſtrengungen

*) Leben des Perikles Cap. 13.

einer zerlegenden Kritik weit eher in den Irrthum als zur Wahrheit führen. Unter den alten Geſchichtſchreibern beſaß keiner dieſen Inſtinct in einem höhern Grade als Tacitus.

34. Fräulein Sonntag hat Deutſchland verlaſſen*). Zahlloſe Blicke ſind ihr ſehnſuchtsvoll über den Rhein bis zu den Ufern der Seine gefolgt, und nicht wenige ſuchen jetzt in den öffentlichen Blättern eben nur den Namen der Bewunderten und die Geſchichte ihrer glänzenden Erfolge auf. Ihre Reiſe glich einem Triumphzuge, und ſeitdem Napoleon Bonaparte von der Bühne der Welt abgetreten iſt, hat kein Name ſo viele Lippen und Herzen in Bewegung geſetzt, als Fräulein Sonntag.

Man rühmt die Kunſtliebe des Alterthums, und wenn wir Einigen von denen glauben wollten, die der Jugend die Vorzüge der Alten und ihre Begeiſterung für alles Schöne der Kunſt pflichtmäßig anrühmen, ſo wären wir Hyperboreer kaum aus der Barbarei herausgetreten, wenn wir nicht etwa noch gar darinne ſtecken. Aber man weiſe uns doch in dem ganzen helleniſchen Alterthume ein einziges Beiſpiel eines Enthuſiasmus für die Schauſpielkunſt nach, der auch nur von fern dem Enthuſiasmus für Henriette Sonntag gliche! Kaum drei oder vier Namen

---

*) 1828.

von Schauſpielern ſind ganz zufällig durch die Nacht der Zeiten bis zu uns gedrungen, und von dieſen dankt der eine dieſe Auszeichnung einer Sünde gegen ſeine Kunſt, der andre einem noch ſchlimmern Grunde [1]). Von Schauſpielerinnen weiß man nun vollends gar nichts, aus dem einfachen Grunde, weil in Athen, wie in Rom, die herrſchende Meinung von Zucht und Sitte nur Männern die Bühne öffnete, bis dieſe im Fortgange der Zeit in den Pantomimen der Römer auch von Frauen betreten wurde. Und auch von dieſer Gattung der Schauſpielerinnen, was wiſſen wir von ihnen? Von einer derſelben, der Mima Kytheris, daß ſie in unanſtändiger Vertraulichkeit mit dem Triumvir Antonius lebte, und dieſer Verbindung wegen, nicht wegen ihrer Kunſt, von den Schmeichlern ihres hochgeſtellten und vielvermögenden Freundes geehrt wurde [2]); und von einer andern, aus ſpäterer Zeit, der berüchtigten Theodora, daß ſie durch Kunſtſtücke der verächtlichſten Art nicht nur in die Arme, ſondern auf den Thron eines byzantiniſchen Autokraten kam, nachdem ſie in den Armen vieler ſeiner Sclaven gelegen hatte [3]).

Wenn der Ausſpruch eines alten Schriftſtellers wahr iſt, daß eine Kunſt oder Wiſſenſchaft immer da am ſchönſten blüht, wo ſie die meiſte Ehre genießt, ſo müſſen wir ſchon von vorn herein annehmen, daß die Schauſpielkunſt nie

auf einer ſolchen Höhe geſtanden habe, als jetzt, und daß der letzte Comödiant der kleinſten Truppe, die in einem kleinen Bade die Macht der Langenweile zu brechen ſtrebt, faſt ein Roscius ſeyn müſſe. Freilich wird nicht Jedem und Jeder ſolche öffentliche Huldigung zu Theil, wie der vorhin genannten; am wenigſten ſind die Gaſtwirthe geneigt, aus reiner Liebe zur Kunſt die Annahme der Bezahlung zu verweigern; aber alle gehören doch zu dem großen Heere und nehmen inſofern Theil an dem Ruhme, den die Vergötterung Einiger über das Ganze verbreitet. Blicken wir dagegen auf das Alterthum, was finden wir da? Bei dem erſten Volke der Welt, bei den Römern, war der Stand des Schauſpielers ehrlos 4); und Cicero ſelbſt getraute ſich nicht, ſeine Bewunderung des größten Schauſpielers ſeiner Zeit ohne einen Seitenblick auf das Verächtliche der Kunſt, die er trieb, auszudrücken: „Roscius, ſagt er, iſt ein ſo vortrefflicher Künſtler, daß er allein würdig ſcheint ſich auf der Bühne zu zeigen; und ein ſo vortrefflicher Mann, daß er allein würdig ſcheint ſie nie zu betreten" 5). Die Geſchichte des ſechzigjährigen römiſchen Ritters Laberius, und ſeine rührende Klage, als Julius Cäſar ihn veranlaßt hatte, in einem Mimus zu ſpielen, iſt bekannt:

Ergo bis tricenis annis actis sine nota
Eques Romanus Lare egressus meo

Domum revertar mimus. nimirum hoc die
Uno plus vixi mihi quam vivendum fuit[6]).

Als er aber von der Bühne herabgeſtiegen war, ſchenkte ihm der Dictator das Zeichen der auf den Bretern verlorenen ritterlichen Würde; und 500 Seſtertia, um ihn ſeinem vorigen Stande zurückzugeben.

Das menſchliche Leben, ſo wie es ſich in dem civiliſirten Europa geſtaltet hat, iſt aus Widerſprüchen zuſammengeſetzt. Religion und Geſetze verbieten den Zweikampf; aber ein Mann, der eine Ausforderung abweiſt, oder den ihm angethanen Schimpf ungerächt läßt, gilt für entehrt; und iſt er ein Officier, ſo dient Niemand mit ihm. In Rom ſtrömt die Maſſe des Volks zu der Bühne, die ſich ihm nur an hohen Feſten der Götter öffnet, um hier Vergnügen zu ſuchen; aber die, welche ihm dieſes Vergnügen verſchaffen, gelten für ehrlos. Und wie lange iſt es denn etwa, daß dieſe Meinung auch in dem neuen Europa die herrſchende war? Und haben wir nicht bei Talma's Leichenfeier neben der ehrenvollſten Apotheoſe die ſchmähligſte Herabwürdigung des Standes erlebt, dem dieſer neue Roſcius angehörte?

Der kirchlichen Hierarchie war dieſer Stand immer ein Greuel. Sie mochte guten Grund dazu haben, denn allem Anſcheine nach war nicht blos das Leben ſeiner Mitglieder, ſondern

auch die Darſtellung auf der Bühne ſelbſt ſitten-los genug. Die alten Kirchenlehrer behaupten deshalb, ein Chriſt könne dem Schauſpiele nicht beiwohnen, ohne ſeinen Glauben zu verleugnen, und den Taufbund zu verletzen, in welchem er dem Teufel und allen ſeinen Werken zu entſagen gelobt habe. So lange alſo ein Schauſpieler ſein Geſchäfte trieb, wurde ihm der Genuß der Sacramente verſagt, und er verfiel unfehlbar in den Kirchenbann, wenn er zu der Bühne zurückkehrte. Das Concilium zu Elvira (im J. 305) warf die Schauſpieler in eine Claſſe mit den Wagenführern der circenſiſchen Spiele, und ſchloß die einen wie die andern von der Gemeinſchaft der Kirche aus; und dieſer Beſchluß wurde vierhundert Jahre ſpäter in ſo weit bekräftigt, daß die Hiſtrionen auch durch die bürgerliche Geſetzgebung für personae infames erklärt wurden, die nicht einmal eine Klage vor Gericht bringen durften. Mehr als ein Concilium jenes Zeitalters verbot den Biſchöfen und Prieſtern, bei Strafe der Suspenſion und ſtrenger Büßungen, den Schauſpielen beizuwohnen; welchem Verbote ein kaiſerliches Geſetz den Grund beifügte, daß die Seele von Laſtern nicht rein bleiben könnte, wenn das Ohr den ſchmutzigen Scherzen roher Hiſtrionen offen ſtehe.

Grund genug, wie geſagt, mochte zu dieſer ſtrengen Beurtheilung des Schauſpielweſens vor-

handen ſeyn, und der Sache ſelbſt eine ſittlichere Richtung zu geben, dazu war die Zeit nicht geeignet. Merkwürdig aber iſt die Inconſequenz, die ſich auch hierbei kund gab; indem die Könige an großen Hoftagen, trotz der geiſtlichen und weltlichen Cenſuren doch nicht umhin konnten, Schauſpieler herbeizurufen, und ſogar, um ſich dem Volke gefällig zu beweiſen, ihren Vorſtellungen beizuwohnen. Der Hang zu dieſer Art von Beluſtigungen war alſo unbeſieglich; und da die Kirche, die zu allen Zeiten Milde mit Strenge zu vereinigen gewußt hat, das Volk nicht davon heilen konnte, entſchloß ſie ſich das weltliche Spiel durch Aufnahme in ihren Schooß zu heiligen. Demnach wurden bei feierlichen Umgängen den Prieſtern Tänzer zugeſellt, die den kirchlichen Bet- und Buß-Gang meiſt mit einem Poſſenſpiele endigten. Eines der älteſten, und ohne Zweifel das anſtößigſte dieſer Poſſenſpiele war das Narrenfeſt, das, wie man ſagt, von einem Patriarchen in Conſtantinopel erfunden, durch ganz Europa verbreitet wurde, und ſo feſt wurzelte, daß jeder Verſuch der Abſtellung den heftigſten Widerſtand fand. Dieſes Feſt iſt allzu oft beſchrieben worden, als daß wir uns hier dabei verweilen dürften. Wenn man aber hört, daß ſelbſt die Geiſtlichkeit bei der Feier deſſelben auf die lächerlichſte Weiſe vermummt der Meſſe beiwohnte, um den celebrirenden Prieſter her

ſprang und tanzte, neben ihm am Altar aß, würfelte und Karte ſpielte, unehrbare Lieder abſang, und die unanſtändigſten Geberden dazu machte, — lauter Umſtände, die durch die vollgültigſten Zeugniſſe beſtätigt ſind — ſo iſt es leicht ſich ein Bild von dieſer geiſtlichen Beluſtigung zu machen, die den Unfug der ausgearteten heidniſchen Schauſpiele wenigſtens dadurch überbot, daß ſie nicht, wie jene, von profanen Hiſtrionen, ſondern von Prieſtern gegeben wurde. Mit ihr wurde in mehrern Kirchſpielen das Feſt des Eſels vereinigt, zu Ehren des verachteten Thieres, das an der erſten Wiege des Heilands der Welt geſtanden, und ihn bei ſeinem Einzuge in Jeruſalem getragen hatte [7]). Sein Ruhm wurde dabei in einer Reihe von Strophen verherrlicht, deren jede mit Hé Sire âne hé endigte, welche Worte die verſammelte Geiſtlichkeit mit großem Geplärre und Nachahmung des Eſels-Geſchreis wiederholte. Die Sorbonne erhob um die Mitte des 15ten Jahrhunderts ihre Stimme gegen dieſe Greuel; aber umſonſt. „Unſre Vorfahren, ſagten die Freunde des Feſtes, haben es gefeiert; warum ſollten wir ihrem Beiſpiele unfolgſam ſeyn? Die Narrheit iſt mit dem Menſchen geboren; ſie hängt ihm unauflöslich an, und es iſt heilſam, ihr wenigſtens von einer Zeit zur andern freien Lauf zu laſſen. Der brauſende Wein würde die Fäſſer ſprengen, wenn man ihm

24 *

nicht zu Zeiten Luft machte; auch uns würde der gewaltige Wein der Weisheit ſprengen, wenn wir ihn durch ununterbrochne Frömmigkeit in beſtändiger Gährung erhalten wollten.“ Ja, ein Doctor der Theologie zu Auxerre vertheidgte öffentlich den Satz, daß das Narrenfeſt ſo gut wie jedes andere kirchliche Feſt, unter Gottes Schutze ſtehe, und noch überdieß vor vielen andern den Vorzug eines höhern Alters habe.

Weniger bekannt iſt das von den Dominicanern erfundene Schauſpiel-Feſt des Roſenkranzes, das beſonders zu Venedig gefeiert zu werden pflegte. Bei dieſem trat die Auswahl der männlichen Jugend in der Geſtalt und Tracht von Engeln auf, denen weibliche Heilige folgten, unter welchen die h. Katharina von Siena die erſte Rolle ſpielte. Vor ihr geht ein Kind her, das in der einen Hand einen Blaſebalg, in der andern einen Beſen trägt; denn in dieſer Geſtalt war einſtmals das Jeſuskind bei der Heiligen eingetreten, um ſich ihr als Kammerdiener anzubieten. Um die Jungfrauen, welche das Chor der Heiligen bildeten, ſchwärmte eine Schaar junger Teufel mit langen Schweifen, Hörnern und Krallen, die durch ſeltſame Stellungen die Andacht der frommen Kinder zu ſtören ſuchten, bisweilen auch ſich Freiheiten herausnahmen, die weder dem Anſtande, noch der Heiligkeit des Feſtes zuſagten. Aehnliche Vermummungen und

Poſſen waren bei dem Frohnleichnamsfeſte in Aix [8]) gebräuchlich, von dem Millin in der Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich [9]) eine anziehende Beſchreibung gibt, aus welcher erhellt, daß der dabei gewöhnliche Umgang eine geiſtliche Pantomime war, die den Sieg der chriſtlichen Religion über die Götter des Heidenthums darſtellen ſollte.

Nachdem auf dieſe Weiſe die Kirche zur Bühne, die Prieſter zu Mimen geworden waren, lag der Gedanke nicht fern, die Bühne zur Kirche und die Schauſpieler zu Predigern zu machen. Jetzt entſtanden, entweder in dem Schooße oder unter dem Schutze der Kirche, in Spanien die Autos sacramentales, in Italien die Commedie spirituali, in Frankreich die Mistères, und in Deutſchland die geiſtlichen Komödien. Der Inhalt dieſer Schauſpiele war immer aus der Bibel oder der Legende genommen; ein Theil davon war ernſthaft behandelt, der andre luſtig, und in dem luſtigen Theile war es meiſt der Teufel, der die Hauptrolle ſpielte. Die theologiſche Gelehrſamkeit wurde dabei nicht geſpart, und oft war es wieder der Teufel, der in der Theologie am beſten zu Hauſe war. Daß er damit dennoch am Ende immer den Kürzern zieht, und entweder durch die Jungfrau Maria oder durch einen Heiligen mit allen ſeinen Ränken zu Schanden gemacht wird, verſteht ſich von ſelbſt. Doch

ſchadet das nichts. Was er in eigner Perſon während der Haupthandlung an Anſehn verliert, gewinnt ſein Reich im Nachſpiele, wo aus der trüben Miſchung der geiſtlichen Handlung der Spaß rein ausgeſchieden, und die liederlichſten Poſſen den ganzen Platz der Bühne für ſich einnehmen. Bald aber gewannen die Poſſen über die fromme Lehre die Oberhand; die ernſthaftern Myſterien wurden weniger von der Menge beſucht; die Schauſpielkunſt trennte ſich wieder von der Kirche, und wagte es unter dem Schutze der weltlichen Macht ſelbſtſtändig aufzutreten.

Daß die Hierarchie dieſe Emancipation nicht mit Gleichgültigkeit anſah, war in der Ordnung. Die alten Beſchlüſſe der Concilien wurden wieder aus dem Staube hervorgezogen, die Schauſpielkunſt verdammt, die Schauſpieler von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen, und wenn ſie ſtarben, ohne ihrem Stande reuvoll entſagt zu haben, des ehrlichen Begräbniſſes beraubt. Es half nichts, daß Dichter vom erſten Range die dramatiſche Kunſt von neuem zu der Würde erhoben, die ſie in dem Zeitalter des Perikles behauptet hatte; es half nichts, daß Alle, die auf Geiſt und Bildung Anſpruch machten, und die Könige ſelbſt die edelſte der Künſte beſchützten; auch das half nichts, daß in dem Mittelpunkte des katholiſchen Glaubens der Schauſpieler für einen eben ſo guten Chriſten gilt, als jeder

andre; die Geiſtlichkeit des Landes, das ſich als das aufgeklärteſte an die Spitze der europäiſchen Civiliſation ſtellt, die Geiſtlichkeit von Frankreich, beharrt bei den Ausſprüchen der Concilien von Elvira und Arles, und wirft, ſeit der Reſtauration, die Reſte der unbeſcholtenſten Menſchen, weil ſie ihre Mitbürger durch eine edle Kunſt ergötzt haben, nach wie vor, auf den Anger (à la voirie), um nicht, in geweihte Erde gelegt, durch ihre Nachbarſchaft die Ruhe derer zu ſtören, die ſie während ihres Lebens entzückt hatten. Hierdurch die tiefgewurzelte Kunſt auszurotten, kann ihr nicht einfallen; auch kann ihr nicht unbekannt ſeyn, daß das ganze gebildete Europa ſich gegen ihr Anathema empört, und die Schauſpiele nach wie vor beſucht; ja, daß ihr thörigtes Wirken nur die Kraft der Gegenwirkung verſtärkt. Das Alles muß ſie wiſſen und weiß es. Was will ſie alſo? Sie will der Welt zeigen, daß ſie wieder mächtig genug iſt, um dem Urtheile von ganz Europa Trotz zu bieten.

Um die Zeit, wo in Deutſchland die Schauſpielkunſt ihr Haupt allmählig erhob, wo Jünglinge von guter Abkunft und wiſſenſchaftlicher Bildung gute Stücke, des Auslandes insbeſondere, einlernten, vereint von Ort zu Ort zogen, und faſt überall, wenn ſie ſich einer Stadt von Anſehn näherten, an der Grenze durch Abgeordnete der Magiſtrate bewillkommt und bewirthet

wurden, ſtarb zu Paris (1673) der erſte komiſche Dichter Frankreichs, ein begünſtigter Diener des Königs, und, was mehr ſagen will, ein Mann von dem edelſten Character und den reinſten Sitten. Die Genoſſen ſeiner Kunſt und ſeines Ruhmes veranſtalten ein Leichenbegängniß, wie es dem Verdienſte des Todten angemeſſen war; aber der Erzbiſchof von Paris, Mr. de Harlai, tritt dazwiſchen, und verſagt dem Prieſter Thaliens, der in der Ausübung ſeiner Kunſt geſtorben war, ein chriſtliches Begräbniß. Entrüſtet über ſolche Schmach eilt die Wittwe nach Verſailles, wirft ſich dem Könige zu Füßen, und fleht ihn an, das Andenken ihres Mannes nicht beſchimpfen zu laſſen. Aber ſo leicht war die Sache nicht zu ſchlichten. Wie eiferſüchtig der König auch immer auf ſein Herrſcherrecht war, der Kirche gegenüber fühlt' er ſich gelähmt, und entließ die Klagende mit dem Beſcheide, daß Er in dieſer Sache nichts thun könne; ſie müßte ſich an den Erzbiſchof wenden. Dieſem aber läßt er ſagen, er möchte die Sache ſo einrichten, daß Aergerniß und Aufſehn vermieden würde [10]). Der Erzbiſchof beſchränkte nun ſein Verbot dahin, daß die Beerdigung ohne Geräuſch vollzogen würde. Zwei Prieſter begleiteten den Sarg; doch ohne Geſang; die Freunde des Dichters aber folgten ihm mit brennenden Kerzen nach. Der Ehrgeiz der Wittwe war durch dieſes ſtille Begräbniß nicht

befriedigt [11]). Unaufhörlich rief ſie: „Iſt es nur möglich? einem Manne, welcher Altäre verdient, wird ein anſtändiges Begräbniß verſagt!“ — und als im nächſten Jahre ein ſtrenger Winter einfiel, ließ ſie auf dem Grabe ihres Mannes Holzſtöße anzünden, wobei die Armen ſich wärmen konnten. So glaubte ſie im Sinne ihres Mannes zu handeln, und zugleich ſein Andenken auf eine ungewöhnliche Weiſe zu ehren.

Sechzig Jahre ſpäter gab der Tod einer der größten Schauſpielerinnen, die das franzöſiſche Theater geſchmückt haben, der Mademoiſelle Le Couvreur, der Kirche neue Gelegenheit ihre Macht zu zeigen. Dieſe bei ihrem Leben vergötterte Schauſpielerin, die von allen Dichtern ihrer Zeit gefeierte Geliebte des Marſchalls von Sachſen [12]), war nach einer kurzen Krankheit geſtorben (1730). Die Geiſtlichkeit behauptete ihr Anſehn. Der Leichnam wurde in tiefer Nacht und mit dem größten Geheimniß an das Ufer der Seine getragen, und an der Ecke der Rue de Bourgogne eingeſcharrt. Alle Freunde der Kunſt und großer Talente trauerten; tiefer aber wohl keiner als Voltaire, deſſen Ruhm zum Theile auf ihrem Talente ruhte. Seinem zürnenden Schmerze machte er in einer Elegie Luft, von der wir einige Zeilen hierher ſetzen, ſo gut wir ſie in unſrer Sprache wieder geben können:

Sie, einſt der Bühne Schmuck, des Vaterlandes
Ehre,
Die lebend Euch oft durch ein Wort beglückt,
Sie ſtirbt entehrt, weil ſie die Welt entzückt.
Ihr hätte Griechenland Altäre
Erbaut, und hier wird ihr ein Grab verſagt! —
Umſonſt! Der Ort, wo jetzt ihr Hügel ragt,
Das traurige Geſtad, das ihr Gebein umſchließet,
Es iſt geweiht durch ſie, geſchmückt mit ihrem
Ruhm.
Ihr Schatten weilet hier; der Liebe Zähre fließet;
So lange ſich der Seine Strom ergießet,
Iſt dieſer Strand der Künſte Heiligthum.

35. Es iſt ein alter Glaube, daß das rohe Menſchengeſchlecht durch Muſik zum Gefühl ſeiner innern Vorzüge gebracht worden ſey*). Keine andre Kunſt ſpricht gleich ſtark zu den Sinnen und zu dem Gemüthe. Gefühllos gegen Muſik und ein Feind der Götter ſeyn, galt den Alten für Eins**); denn ſie meinten, daß der Sterb-

---

*) Darum wurde dem Hermes, dem Bildner der Menſchen zur Humanität, auch die Erfindung der Leier beigelegt. In demſelben Sinne ſagt Plato (de Legg. II. p. 654), daß Apollo und die Muſen Beförderer der Bildung wären: ὁ μὲν ἀπαίδευτος, ἀχόρευτος ἡμῖν ἔσται· τὸν δὲ πεπαιδευμένον, ἱκανῶς κεχορευκότα θετέον. Ueber dieſen Gegenſtand iſt gehandelt in den Verm. Schriften 3 Th. S. 262—281.

**) ὅσσα δὲ μὴ πεφίληκε Ζεὺς ἀτύζεται βοὰν Πιερίδων ἀΐοντα. Pindar. I. Pyth. 14.

liche, der ſein Herz gegen die Harmonie der Muſik verſchließen könne, der Gunſt der Götter, in denen die höchſte Harmonie iſt, nicht würdig ſey.

Die Macht der Muſik iſt ſelbſt bei Thieren ſichtbar. Der alte Mythus ſagt, reißende Thiere hätten ſich um Orpheus und Amphion verſammelt, und, wenn Phöbus Leier ertöne, ſchlummre der Adler mildbeſänftigt auf Zeus Herrſcherſtab ein. In der Wüſte wird der Gang des belaſteten Kameels durch die Pfeife ſeines Führers geregelt und belebt; und im Felde ſcheint die kriegeriſche Muſik das edle Roß mit einem Muthe zu erfüllen, der bisweilen vielleicht noch aufrichtiger iſt, als der ſeines Reiters, der freilich die Gefahr beſſer kennt. Im Alterthume wurden auch die Heerden nach dem Tone der Syrinx geweidet, und, wenn man der Erzählung des Hirtenromanes von Longus Glauben beimeſſen darf, ſo hatte es mancher Hirt darinne zur Bewunderung weit gebracht. „Daphnis, ſagt Jener, gab zuerſt einen ſchwachen Ton auf ſeiner Flöte an, und alle Ziegen ſtanden mit emporgereckten Häuptern; dann blies er den Weideton, und alle ſenkten die Köpfe und weideten; dann ſpielte er eine liebliche Melodie, und ſie legten ſich zahlreich nieder. Auf einmal ſtimmte er durchdringende Töne an, und die ganze Heerde ſprang auf und floh nach dem Walde, als ob

der Wolf in der Nähe wäre. Aber bald nachher ließ er das Lied der Rückkehr ertönen, und ſie kehrten aus dem Walde zurück, und legten ſich zu ſeinen Füßen nieder."

Dieſe Beſchreibung, obgleich aus einem Romane entlehnt, enthält nichts Unglaubliches. Doch noch beſſer beglaubigt iſt die Beſchreibung der Wirkungen eines Concerts, das man zu Paris im Jahre 1797 einem Elephanten-Paare gab, das durch ſeine gegenſeitige Liebe, ſeinen Muth und Sanftmuth ein allgemeines Intereſſe erregt hatte.

Am 10ten Prairial des 6ten Jahres der Republik vereinigte ſich eine Anzahl von Tonkünſtlern, die Wirkſamkeit der Muſik auf dieſe Thiere zu verſuchen. Das Orcheſter wurde über den Logen, in denen ſie ſich befanden, um eine Fallthür her angebracht, die nicht eher geöffnet wurde, bis Alles in Bereitſchaft geſetzt war. In demſelben Augenblicke wurde ein Trio geſpielt. Die Thiere, die bis jetzt von ihrem Cornac beſchäftigt worden waren, verließen ſogleich ihr Futter, um nach dem Orte zu eilen, von wo die Töne kamen, und unterſuchten die Oeffnung mit ihrem Rüſſel; und erſt, nachdem ſie ſich überzeugt hatten, daß die Sache keine Gefahr habe, überließen ſie ſich den Einwirkungen der Muſik. Eine Tanzmuſik von etwas ſtarkem und wildem Character ſetzte ſie in eine ihrem Rhythmus ange-

meſſene Bewegung, die bald raſcher, bald langſamer war. Von Zeit zu Zeit ſtießen ſie ein durchdringendes Geſchrei aus, das aber keinen Unwillen verrieth. — Eine zärtliche und einfache Melodie, die ohne Begleitung auf dem Baſſon vorgetragen wurde, wirkte auf die entgegengeſetzte Weiſe; ſie ſtellten ſich unter das Orcheſter, hörten aufmerkſam zu, und bewegten ihre Rüſſel ſanft hin und her. Kein einziger Schrei entfuhr ihnen. Ihre Bewegungen waren langſam und abgemeſſen; doch waren die Wirkungen nicht gleich bei beiden. Das Männchen behielt ſein geſetztes Weſen; das Weibchen war leidenſchaftlicher. Oft ſtreichelte es das Männchen mit ſeinem Rüſſel; drückte ihn an ſeine Bruſt, führte ihn an den eignen Mund, und dann zu den Ohren des Männchens. Auf einmal änderte ſich die Scene. Das volle Orcheſter ſtimmte die Melodie an Ah ça ira an, welcher die Begleitung einer durchdringenden Pfeiſe einen ſehr lebhaften Character gab. Hierdurch geriethen beide Thiere in die heftigſte Bewegung. Das Weibchen wurde dringender; ſeine Schmeicheleien wurden lebhafter und ausdrucksvoller: als aber ein Adagio von zwei Stimmen eintrat, wurde es allmählig ſtill, und ſenkte den Rüſſel zur Erde. Die Melodie von Ah ça ira wurde noch einmal, aber in einem veränderten Character wiederholt und that keine Wirkung. Nach einigen

andern Muſikſtücken aber wurde jene Melodie in der erſten Tonart und mit einigen Stimmen vermehrt wiedergegeben. Die Wirkung hiervon war außerordentlich. Das Weibchen insbeſondre gab Zeichen der innigſten Freude. Es lief hin und her, ſprang und ſchrie, und, wenn es ſich dem Männchen näherte, ſchlug es mit den Ohren, reizte ihn mit dem Rüſſel, und gab ihm bisweilen ſanfte Schläge mit den Hinterfüßen. Oft bäumte es ſich, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, und ſtieß in dieſer Stellung Töne des heftigſten Verlangens aus.

Nach einer Pauſe verlegte man das Orcheſter auf die Erde ganz in der Nähe der Logen. Eine Klarinette riß jetzt auch das Männchen aus ſeiner Gleichgültigkeit. Es näherte ſich dieſem Inſtrumente, ſtreckte ſeinen Rüſſel darnach aus, und indem es mit der größten Aufmerkſamkeit zuhörte, gab es Aufwallungen von Geſchlechtstrieb zu erkennen, die aber nicht lange dauerten, und nach nochmaliger Wiederholung von Ah ça ira ganz aufhörten. Die Waldhörner, mit denen das Conzert beſchloſſen wurde, waren nicht im Stande, die Aufmerkſamkeit der beiden Thiere von neuem zu ſpannen.

Anmerkungen.

1) Jener hieß Hegelochus. Als er einſtmals in dem Oreſtes des Euripides die Rolle der Hauptperſon ſpielte, machte er im 273ten V. ἐκ κυμάτων γὰρ αὖϑις αὖ γαλήν᾽ ὁρῶ. aus Mangel an Athem eine Pauſe nach γαλήν᾽, ſo daß die Zuſchauer γαλῆν zu hören glaubten, und die Meeresruhe ſich ihnen in ein Wieſelchen umwandelte Das kleine Verſehn gab den Komikern jener Zeit reichlichen Stoff zum Lachen, wie die Scholiaſten zu dem angeführten Verſe und zu Ariſtophanes Ranis v. 306. erzählen. — Der andere Schauſpieler, auf den hier gedeutet wird, iſt Neoptolemus, den Demoſthenes bei mehr als einer Gelegenheit als einen ſchlechten Bürger und eigennützigen Freund des Makedoniſchen Königes bezeichnet. S. von ihm unſre Anmerkun-

gen zu Demoſthenes Staatsreden (2te Aufl. 1833) S. 253.

2) Während des Krieges zwiſchen Cäſar und Pompejus war Marcus Antonius Volks-Tribun, und genoß durch Cäſars Begünſtigung große Macht in Italien. In dieſer Würde fuhr er gegen den Gebrauch in einem Wagen von ausländiſcher Form (essedo); voraus Lictoren die Ruthenbündel mit Lorbeern geſchmückt; zwiſchen dieſen die Mima in offner Sänfte, welcher ehrenhafte Männer der Municipalitäten entgegen zogen, um ihr aufzuwarten. Cicero Philipp. II. 24. Vergl. die Briefe an Atticus X. 10. wo es heißt: Hic tamen Cytheridem secum lectica aperta portat, altera uxorem (richtiger wohl Lipſius: alteram uxorem): septem praeterea conjunctae lecticae amicarum sunt, an amicorum? womit auch Plutarch im Leben des Antonius c. 9. übereinſtimmt.

3) Unter den Poſſen, die **Theodora** auf der Bühne getrieben hatte, ehe Juſtinianus ſie zu ſich auf den Thron erhob, erwähnen die Geſchichtſchreiber vorzüglich ihre Kunſt die Backen aufzublaſen, wenn es Ohrfeigen regnete. Ihre andern ſchlim-

mern Künſte hat Prokopius in der Geheimen Geſchichte des Juſtinianiſchen Hofes ziemlich aus- führlich beſchrieben; aber die Sittſamkeit des erſten Herausgebers Nicolaus Alemannus hat die ſchlimm- ſten Stellen unterdrückt, die deshalb auch in den nachfolgenden Ausgaben fehlen. Verloren ſind ſie darum nicht. Wer Luſt hat kann ſie mit La Monnay's lat. Ueberſetzung in den Menagianis Tom. III. p. 255. ff. und beſſer noch in Huſchke's Analectis literariis leſen p. 71. fl. Auszüge daraus hat ſich auch Gibbon (History of the Decline and Fall of the R. E. ch. XI. Vol. VII. p. 63) zu geben erlaubt, wenn ihm ſchon die Würde der Geſchichte nicht geſtattete, ſo deutlich zu ſeyn, wie der Grieche geweſen war. Die Wendung aber, die er nimmt, um die Sache zum Theil mit Anſtand zu ſagen, das Uebrige durch den Schleier errathen zu laſſen, iſt ſinnreich genug: After exhausting the arts of sensual pleasure, ſagt er, she most ungratefully murmured against the parsimony of nature; but her murmurs, her pleasures and her arts must be veiled in the obscurity of a learned language.

4) In dem Edicto praetoris hieß es: Qui artis

ludicrae pronuntiandive causa in scenam prodierit, infamis est. Wer die Bühne betrat, wurde von dem Cenſor aus ſeiner Tribus ausgeſtoßen. Augustin. de Civ. Dei. II. 13. und in der lex Papia Poppaea wurden den Senatoren und ihren Nachkommen bis in's dritte Glied eheliche Verbindungen mit personis scenicis verboten. Mehreres hierher gehörige findet man geſammelt und erläutert in L. Gelbke Diss. de causis infamiae qua Scenicos Romani notabant. Lipsiae. 1835. 4. Unter den Kaiſern änderte ſich dieſes in Beziehung auf die Pantomimen, und die Schilderungen, die Seneca (Quaest. Natur. VII. 32.) von den Ausſchweifungen des Enthuſiasmus gegen einen Bathyllus und Pylades macht, könnten kaum bei uns paſſender ſeyn. Die edelſten Jünglinge erniedrigten ſich zu mancipiis pantomimorum; Männer und Weiber wetteiferten mit einander, ſie zu begleiten (mares inter se uxoresque contendunt, uter det latus illis). Dieſem Scandal Einhalt zu thun erließ der Senat einen Beſchluß des Inhaltes, daß kein Senator das Haus eines Pantomimen betreten; wenn er ausginge, kein römiſcher Ritter ihn begleiten, oder ihn anderswo

als im Theater ſchauen ſollte; Mangel an Zucht bei den Zuſchauern könne der Prätor mit dem Exil beſtrafen. Tacit. Annal. I. 77.

5) Oratio pro Qinct. 24.

6) Macrob. II Saturn. c. 7.

7) Ein anderes ihn ehrendes Feſt wurde zu Verona begangen. Chriſtus hatte dem Eſel, der ihn am Tage der Palmen getragen hatte, die Freiheit geſchenkt. Dieſe genoß er anfänglich durch Reiſen in Paläſtina, ging dann trocknen Fußes über das Meer, kam nach Verona und ſtarb daſelbſt. Nun verfertigte man einen hölzernen Eſel, in deſſen Bauche man ſeine Gebeine aufbewahrte, und trug dieſe ſo zweimal im Jahre mit großem Gepränge umher. Misson Voyage d'Italie. I Tome p. 164.

8) Nicht Jedermann kennt die Entſtehung dieſes der katholiſchen Kirche ſo wichtigen Feſtes, das bis zum dreizehnten Jahrhundert unbekannt war. Da ſah um das Jahr 1208, wie es heißt, eine Nonne von Mont-Cornillon in einer Vorſtadt von Lüttich, ein ſechzehnjähriges Mädchen, Juliane genannt, im Traume den Mond durch einen Bruch entſtellt. Zwei Jahre hindurch wiederholte ſich dieſer Traum

oder dieſe Erſcheinung jedesmal wenn ſie beten wollte, ohne daß ſie ihre Bedeutung faſſen konnte. Indem ſie aber über das Geheimniß der Eucharistie nachſann, und ohn' Unterlaß mit dieſem Gedanken beſchäftigt war, fand ſie endlich, daß der Mond die Kirche, und der Bruch darinne den Mangel eines Feſtes bezeichne. Dieſes Feſt konnte nun kein anderes ſeyn, als das ihr ſo wichtige der Eucharistie. Zwanzig Jahre lang trug ſie dieſen Gedanken mit ſich herum, bis ſie Vorſteherin ihres Kloſters geworden war. Indem ſie ihn nun mehrern frommen Leuten mittheilte, und dieſe ihm Beifall gaben, wurde das Feſt des heiligen Leichnams im J. 1246 in Lüttich eingeführt, und achtzehn Jahre nachher von Urban IV beſtätigt. Zwar ward durch den kurz darauf erfolgten Tod des Papſtes die Kraft ſeiner Bulle geſchwächt; aber im J. 1311 wurde ſie durch die Kirchenverſammlung zu Vienne von neuem beſtätigt.

9) Tome II. ch. 54. p. 302.

10) Man erzählt, daß bei der Weigerung des Erzbiſchofs, den Todten in geweihte Erde zu begraben, Ludwig gefragt habe, wie tief die geweihte Erde

gehe? Und auf die Antwort: Vier Fuß tief; hab' er geſagt: Nun ſo lege man ihn einen Fuß tiefer. Nouveau Siècle de Louis quatorze Tome IV. p. 408. Chapelle machte bei dieſer Gelegenheit folgendes Epigramm:

Pisqu' à Paris on denie
La terre après le trépas
à ceux qui durant leur vie
Ont joué la Comédie,
Pourquoi ne jette-t-on pas
Les bigots à la voirie?
Ils sont dans le même cas.

11) So gut ſich Madame Molière bei dieſer Gelegenheit benahm, ſo macht man ihr doch zum Vorwurf, daß ſie den poetiſchen Nachlaß ihres Mannes venachläſſigt, und ihn einem ihrer Hausfreunde überlaſſen hatte. Auch das machte man ihr zum Vorwurfe, daß ſie ſich wieder verheirathete, und zwar mit einem Schauſpieler von geringem Talente.

12) Als dieſer berühmte Feldherr im Jahre 1726 durch Verwendung ſeines Vaters von den Curländiſchen Ständen zum Herzoge von Curland erwählt worden war, und es ihm an Geld mangelte, ver-

kaufte ſie ihr Silbergeſchirr und ihren Schmuck, und überſchickte ihm die daraus gelößte Summe zu beliebigem Gebrauche. Dieſer Zug ihrer Zärtlichkeit mit einem Zuge ſeiner Großmuth gegen ſie verſchmolzen hat den Stoff zu einer Komödie gegeben, die im Jahre 1817, aber mit ſchwachem Erfolge, auf das franzöſiſche Theater gebracht worden iſt. S. Annales dramat. Tome V. p. 323. f.

3. Der Büchernachdruck*).
1823.

„Es geht mir durch die Seele, ſagt Lichtenberg [1]), wenn ich bedenke, daß in dieſem erleuchteten Theile von Europa, ja daß unter Deutſchen, deren Redlichkeit bei Ausländern zum Sprichworte gediehen iſt, noch Leute frei herumgehen, ja öffentlich bekennen dürfen, ſie hielten Dinge für erlaubt, die Vernunft und Gewiſſen verbieten, blos weil noch kein poſitives Geſetz dem Scharwächter oder dem Henker Vollmacht ertheilt, ſeinen Dienſt an ihnen zu verrichten."

Beinah ein halbes Jahrhundert iſt verfloſſen, ſeitdem Lichtenberg die angeführten Worte geſchrieben hat. Seitdem haben zwei Wahlcapitulationen Unterdrückung des Nachdrucks verheißen; beſtimmte Geſetze in Baiern und Preußen haben das Eigenthumsrecht der Schriftſteller und ihrer Verleger anerkannt; die Bundes-Akte hat

*) Gedruckt im Allgem. Anzeiger. 1823. no. 149. f.

denſelben Grundſatz ausgeſprochen; aber nichts deſto weniger gehen, wie damals, ſo heute noch, Leute in Deutſchland frei herum, die, weil in ihrem Lande kein ausdrückliches Geſetz den Nachdrucker dem Falſchmünzer zugeſellt, ihr ehrloſes Gewerbe nicht blos entſchuldigen, was jeder Miſſethäter kann, ſondern als gutes Recht vertheidigen. Es iſt bei mir nicht verboten, ſagt der Nachdrucker; ich habe alſo das Recht dazu. — Nicht verboten? ſagt der ehrliche Soſius. Iſt nicht das Buch, das ich auf läſtige Bedingungen an mich gebracht habe, mein wohlerworbenes Eigenthum? Und iſt nicht der, welcher mein Eigenthum ohne Weiteres zu dem ſeinigen macht, mag es nun durch Verrückung des Grenzſteines, oder durch behende Finger oder durch den Preßbengel geſchehn, ein Dieb? — Ein Dieb? ſchreit der Nachdrucker; das beweiſe mir [2]). Hab' ich das Buch nicht bei Dir mit meinem Gelde bezahlt, und iſt es nicht dadurch mein Eigenthum geworden? Wer mag mir nun wehren, es zu meinem Vortheile anzuwenden? — Zu Deinem Vortheile, antwortet der Buchhändler, Niemand in der Welt; nur mit der kleinen Nebenbedingung, daß Dein Vortheil nicht auf Koſten meines guten Rechtes geſucht werde; daß Du nicht in meinem Garten die Früchte aberntest, weil ich Dir für eine kleine Vergütung den Durchgang verſtatte; oder, mit Einem Worte,

daß Du nicht einen Nagel, den ich Dir verkauft habe, zu einem Dietrich umkrümmeſt, um damit mein Magazin zu öffnen und auszuräumen.

* *

Unter der Regierung Ludwig des Heiligen ging Wilhelm von Rubruquis, ein Minorit, als Miſſionar nach Aſien zu den Tartarn. Hier kam er in eine Stadt, in welcher zwölf Arten von Gottesdienſt in Schwange gingen; auch eine chriſtliche Kirche war dort; dieſe aber ſtand verödet, weil kein chriſtlicher Prieſter da war. Doch waren einige Chriſten da, die ſich auch gleich bei dem Miſſionar einfanden, und das Abendmahl aus ſeiner Hand zu nehmen begehrten. Hierzu bereit unterwarf er ſie vorher einer Prüfung, und ließ ſie deshalb die zehn Gebote aufſagen. Das ging auch ganz gut bis zum ſiebenten. Bei dieſem ſtockten ſie. Endlich erklärten ſie: dieſes Gebot wäre für ſie nicht gegeben. Sie wären ſämmtlich Knechte, und ihre Herren gäben ihnen weder Nahrung noch Kleider; ſie hätten nur was ſie Andern nähmen. Und dagegen war, wie die Sache ſtand, nichts zu ſagen.

Sollte man den Nachdruckern nicht rathen, eben ſo wie jene treuherzigen Leute zu erklären, ſie hätten mit dem ſiebenten Gebote nichts zu ſchaffen? Als Knechte ihres Magens und ihrer

Lüſte wollten ſie vor allen Dingen leben, und, wo möglich, gut und angenehm leben; und da ſie dieß auf eine rechtliche Weiſe zu bewerkſtelligen nicht vermöchten, ſo hätten ſie ſich mit dem ſiebenten Gebote abgefunden. Ja, ſie könnten noch einen Schritt weiter gehn, und einen Katechismus drucken, in welchem das fatale Gebot weggelaſſen wäre. Würfe man ihnen dann Dieberei vor, ſo könnten ſie antworten: Sie leugneten die Sache nicht; in ihrem Katechismus aber ſey Stehlen nicht verboten; folglich recht.

* *

Das von dem Eigenthumsrechte auf das gekaufte Exemplar eines Buches hergenommene Argument für den Nachdruck hat Schmid 3) gründlich zurückgewieſen. Er hat gezeigt, daß die Rechtmäßigkeit einer Handlung nicht von dem Werkzeuge abhängt, deſſen man ſich dabei bedient, und daß es bei einem Einbruche keinen Unterſchied macht, ob der Dieb auf einer fremden oder ſeiner eignen Leiter eingeſtiegen iſt. Hat er die Leiter geſtohlen, ſo iſt dieß ein Gegenſtand für ſich, der eine eigne Beſtrafung fordert; das Hauptverbrechen wird dadurch eben ſo wenig erſchwert, als es im entgegengeſetzten Falle erleichtert wird. So war der Frankfurter Nachdrucker, der die

Aushängebogen von dem Buche eines Göttinger Profeſſors ſtehlen ließ, um ſeinen Nachdruck zugleich mit der rechtmäßigen Ausgabe erſcheinen zu laſſen, freilich ein zwiefacher Dieb; aber ein Dieb wär' er auch dann geweſen, wenn er das Buch bei Vandenhök gekauft, und noch naß zur Vervielfältigung in ſeine Höle getragen hätte. Nur der höhere Grad der Frechheit macht hier den Unterſchied.

* *

Ein Buchhändler erwirbt ſich durch Uebernahme gewiſſer läſtiger Bedingungen das Recht, ein Werk in das Publicum zu bringen, um durch den Vertrieb deſſelben als Kaufmann Vortheil zu ziehn. Dieſen Vortheil kann ſich nur der aneignen, der das Werk auf gleiche Weiſe erwirbt, wovon der Käufer des einzelnen Exemplars weit entfernt iſt. Vervielfältigung deſſelben durch den Druck, iſt nur dem geſtattet, der das Recht dazu durch ausdrückliche Uebereinkunft mit dem Verfaſſer oder dem rechtmäßigen Eigenthümer des Manuſcriptes erworben hat 4). Und ſelbſt dieß nicht einmal ohne Einſchränkung. Wer weiß nicht, daß bei Werken, von denen wiederholte Auflagen erwartet werden dürfen, die Zahl der Exemplare beſtimmt zu werden pflegt, die durch den Verleger in das Publicum gebracht werden

ſollen. Dieſe Beſtimmung macht oft einen weſentlichen Theil des Vertrags aus. Der Nachdrucker, welcher, an keinen Vertrag gebunden, frei, wie der Geier in der Luft, ſeiner Beute nachzieht, genießt nicht nur den Vortheil, ohne Honorar die lucrativſten Werke für den Kaufpreis eines einzigen Exemplares zu erwerben, ſondern auch den zweiten, ſo viele Exemplare davon zu drucken, und ſo viele Auflagen zu machen, als er abſetzen kann. Geſetzt alſo auch, daß ihm, wie er behauptet, durch den Ankauf des Einen Exemplares das Recht des Verlages ſtillſchweigend als Zugabe verliehen würde, nach welchem Grundſatze ſoll ihm denn dadurch auch noch das andere verliehen ſeyn, das an Ausdehnung das Recht des geſetzmäßigen Verlegers ſo unendlich weit übertrifft? Durch welchen Zauber verwandelt ſich das beſchränkte Recht des ehrlichen Mannes bei dem unehrlichen in ein unbeſchränktes? Kommen alſo nicht alle Sophismen, die man über die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks vorbringt, auf das Vorrecht der ehernen Stirn zurück, um das kein rechtlicher Mann den Nachdrucker beneiden wird, wenn es ihm auch noch ſo großen Vortheil bringen ſollte? Freilich ſitzt ein geſchickter Uhrmacher Tage lang an ſeiner Werkſtatt gebückt, um Eine tüchtige Uhr zuſammenzuſetzen und abzurichten, während der Taſchendieb ſie auf dem Markte, im Schauſpiel

oder auf dem Balle zu Dutzenden ſtiehlt. Dieſen bringt vielleicht ein mißlungener Griff an den Galgen; der Nachdrucker ſetzt nichts auf's Spiel, als höchſtens ſeinen dunkeln oder erdichteten Namen. Höchſtens. Iſt uns doch ein Mann von Anſehn genannt worden, der die Nachdrucker für Wohlthäter der Menſchheit erklärte. Was will man mehr? Muß nicht Ein ſolches Wort, vielleicht von einem Händedrucke des Edeln begleitet, vollkommen hinreichen, den Nachdrucker über allen Unglimpf zu tröſten, den er von Eigennützigen erfährt? Hat er nicht auch ohnedieß die Genugthuung, das Geld ſeiner Kunden ohne alle verdrüßliche Uebereinkunft und Verhandlung mit eigenſinnigen Autoren einzuſtreichen? Und ſteht es nicht endlich auch bei ihm, ob er das, was die Pütter, die Feder, die Lichtenberge, die Schmid und endlich wir hier gegen ihn und ſein Gewerbe ſchreiben, leſen will? Was hat er denn nöthig, ſich um ſolchen Schmuck zu bekümmern? Er druckt, und druckt fort, ſo lang' es noch ein gutes Buch nachzudrucken gibt.

* *

Hat man denn aber überhaupt wohl Grund, es mit dem, was der Nachdrucker für die Rechtmäßigkeit ſeines Gewerbes anführt, ſo genau zu

nehmen? Er glaubt ſchwerlich ſelbſt daran; weil er aber einmal ein Glied der bürgerlichen Geſellſchaft iſt, und in dieſer gewiſſe unbequeme Meinungen von Ehrlichkeit gång und gebe ſind, ſo glaubt er, wie Jeder, der ein ſchlechtes Handwerk treibt, dieſem doch einen guten Schein geben zu müſſen. Auch der Diener, der die Caſſe ſeines Herrn beſtiehlt, will wenigſtens ſein Gewiſſen beruhigen, wenn er ſagt: „Wäre der Herr nicht ſo karg, und hielt er mich nicht ſo kurz, ſo braucht' ich nicht zu ſtehlen." — „Die Preiſe der Buchhändler ſind zu hoch, ſagt der Nachdrucker. Man muß den Herren in Leipzig Zaum und Gebiß anlegen. Die Wiſſenſchaft iſt ein Gemeingut? Folglich darf das Monopol der Buchhändler nicht geduldet werden. Wohlan denn, ſo will ich meinen ehrlichen Namen daran ſetzen, dem Monopol entgegentreten, und die theure Waare wohlfeiler machen. Mein Schaden, ſetzt er mit ſchlauer Miene, leiſe hinzu, mein Schade wird es halt auch nicht ſeyn 5)."

Aus dem Nebel der Sophismen für die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks tritt in allen Apologien deſſelben immer nur das Argument des Vortheils hervor. Das Publicum, heißt es, bekömmt die Bücher wohlfeiler durch ihn. Ganz gewiß; gerade wie andre Waaren durch den Schleichhandel. Der Unterſchied iſt nur der, daß der Schleichhandel in vielen Fällen

eine gewiſſe Kühnheit fordert, der Nachdruck hingegen nur eine gefahrloſe Unverſchämtheit; daher jener wohl bisweilen Bewundrung einflößen kann, dieſer hingegen ſelbſt von denen verachtet wird, die ſein Gewerbe in Schutz nehmen. Denn wie viel ſie auch immer von dem Vortheil rühmen mögen, den der Nachdruck dem gemeinen Weſen bringe, das wiſſen ſie doch, daß ein unauslöſchliches Gelächter über ſie ausbrechen würde, wenn ſie ſich einfallen laſſen wollten, dem, der ihn treibt, edle, cosmopolitiſche Geſinnungen beizulegen, oder die Namen eines Schmieder, Macklot und Ensslin, als der Beförderer der Wiſſenſchaften und der gemeinſamen Wohlfarth neben die Etienne, Frobenius, Commelinus, Fritſch und ſo viele andre zu ſtellen, denen das Gewürm der Nachdrucker an den Ferſen genagt hat. Sie werden alſo leicht zugeben, daß ihr Client allerdings nur auf den eignen Vortheil denke; indirect aber eben dadurch den Vortheil des Publicums befördere. Bei dieſem Argumente dürfen ſie auf eine beiſtimmende Menge rechnen, nicht eben der Edelſten, auch nicht der Einſichtsvollſten; wohl aber derer, die immer nach dem Wohlfeilſten kaufen, wenn es auch in der Höle eines allbekannten Diebes feil wäre; auch derer, die vom litterariſchen Verkehr nichts weiter wiſſen, als daß einige Bücher ihren Verlegern viel Geld einbringen, und daß einige Schriftſteller anſehnliche

Honorare beziehn. Unbekannt übrigens mit den Gefahren und Wechſelfällen des Buchhandels [6]), haben ſie immer nur den Klang der Summen in Ohren und Gedanken, die bisweilen bei dieſem Geſchäfte gewonnen werden; und die Mißgunſt, die ſich leicht hiebei abſetzt, geht wieder in Gunſt gegen den Nachdruck über. Mit Recht aber fragt Schmid, wo ſich denn in Deutſchland die Schriftſteller und Buchhändler fänden, die große Reichthümer geſammelt, oder ein glänzendes Leben geführt haben? Ob denn der Erwerb auch der größten Geiſter der Nation mit dem zu vergleichen ſey, was der Kornhändler, der Lieferant, der Bankier bei weit geringerer Anſtrengung erwerben könne? Und warum man denn dieſen ihre Millionen gönne, dagegen ſogleich mit ſcharfen Gegenmitteln dareinfahre, wenn das Glück einmal einen Schriftſteller begünſtige?

* *

Da es uns hier nicht auf Rechtbehalten, ſondern auf die Wahrheit ankömmt, ſo tragen wir kein Bedenken, einige uns zufällig in die Hände gekommene handſchriftliche Bemerkungen einzuſchalten, die aus der Feder eines Mannes geſloſſen ſind, der (wenn er nicht etwa ein Schalk iſt) den Nachdruck und die durch ihn bewirkte Wohlfeilheit der Bücher in Schutz zu nehmen

ſcheint. „Es nimmt mich Wunder, ſagt dieſer Ungenannte, daß einige Gründe für die gemeinnützige Sache des Nachdrucks entweder ganz überſehen, oder doch nicht hinlänglich herausgehoben worden ſind. Jedermann weiß, oder ſollte doch wiſſen, daß eine weiſe Regierung, die ſich um die Ketzereien cosmopolitiſcher Sophiſten nicht zu kümmern hat, vor allen Dingen darauf denken muß, ſo wenig Geld als möglich auszugeben; zunächſt aber darauf, daß das ausgegebene Geld hübſch im Lande bleibe. Hierdurch allein ſchon iſt, um dies beiläufig zu ſagen, die Befugniß einer Regierung, durch Begünſtigung des einheimiſchen Nachdrucks den auswärtigen Buchhandel zu Grunde zu richten, ſo vollkommen erwieſen, daß es ſich gar nicht der Mühe lohnt, die Rechtmäßigkeit deſſelben mit ſchwachen Gründen aus dem Naturrechte darzuthun. Folgende Bemerkungen aber dürften, wie ich hoffe, den fraglichen Gegenſtand vollends in das erforderliche Licht ſetzen."

„Es iſt anerkannt, daß die erſte Quelle und ein hauptſächlicher Vorwand der Büchertheurung das Honorar iſt, das die Schriftſteller ſich nicht entblöden als eine Entſchädigung, wie ſie ſagen, für ihre Mühen und den Aufwand ihrer Studien dem Publicum abzufordern. Wie klein! Den Advocaten, die das Recht im Gange erhalten und befeſtigen; den Aerzten, ohne die es

keine Geſundheit mehr geben würde; dem Geiſtlichen, der die Sünder der Hölle entreißt, und ſie dem Himmel zuführt; dieſen Allen wird Niemand ihren Lohn mißgönnen, erſtlich, weil ſie der Menſchheit, dem Staate und jedem Einzelnen unentbehrlich ſind; zweitens, weil ſie ſonſt nichts haben. Nicht ſo ſteht es mit dem Gelehrten, dem Dichter, dem Philoſophen. Haben dieſe nicht vor allen Dingen den ſchönſten und edelſten Genuß von ihren Werken? Haben ſie nicht die Hoffnung des Ruhms bei der Welt und der Unſterblichkeit bei der Nachwelt? Und heißt es nicht das edle Recht der Erſtgeburt für ein armſeliges Linſengericht verkaufen, wenn ſie für die Werke ihres Geiſtes einen Sold fordern, und dieſe dadurch, zum Nachtheile ihres Ruhmes, vertheuern? Oder wähnen ſie etwa, dem Staate als ſolchen könne etwas an ihrem Daſeyn liegen? Sie irren ſich. Der Gelehrte, der Dichter, der Philoſoph ſind dem Staate entbehrliche, oft ſogar beſchwerliche Zierrathen, für deren Erhaltung er gar nicht nöthig hat, ſeinen Unterthanen eine Auflage zuzumuthen. Man weiß, was ein großer Cardinal, der ſich auf das Regieren verſtand wie wenige, einem Dichter antwortete, der ihn um einen Gehalt anſprach, weil er doch leben müſſe. Ich ſehe nicht, wozu das nöthig ſey; antwortete der Cardinal, der doch auch ſelbſt in müſſigen Stunden Verſe machte;

und jeder tüchtige Staatsmann wird ſo antworten, der ſeine Pflicht kennt, und den frivolen Schein der Liberalität verſchmäht. Da nun nicht eben wahrſcheinlich iſt, daß ſich die Schriftſteller von dem Anſpruch auf das, was ſie mit höhnender Ironie ihren Ehrenſold nennen, durch die Schaam werden abbringen laſſen, ſo muß man ſie zu ihrer eignen Ehre nöthigen, dem niedrigen Golddurſte zu entſagen, was auch unfehlbar geſchehn wird, wenn man, ſtatt den Nachdruck zu verbieten, vielmehr ein allgemeines Nachdrukkerrecht einführt. Dann werden die vornehmen Leipziger-Meßhändler wohl aufhören müſſen, Honorare zu zahlen, da Niemand im Publicum ſo einfältig ſeyn wird, ein Buch in Leipzig zu kaufen, das er nach einer kleinen Weile um Vieles wohlfeiler aus Algier oder Reutlingen zugeſchickt bekömmt. Indem dann der Sold wegfällt, ſo werden die Autoren, wie es längſt hätte ſeyn ſollen, auf die Ehre zurückgebracht, und wer ſich daran nicht genügen laſſen will, wird zu ſchreiben aufhören. Dies iſt aber ein neuer Vortheil. Denn indem ſich die Zahl der Bücher vermindert, wird auch bei dem Publicum der Anlaß zu unnützen Ausgaben für den Luxusartikel der Bücher verringert; und alſo auch wieder Geld erſpart, was immer die Hauptſache iſt."

„Eine zweite Urſache der Büchertheurung liegt in den Beſuchen der Meſſen. Der Buchhändler,

welcher jährlich ein= oder auch zwei=mal zur Meſſe nach Leipzig reiſt, iſt dreiſt genug, für das Vergnügen dieſer Reiſe und für den ergötzlichen Aufenthalt in Leipzig eine Entſchädigung von dem Publicum zu fordern, und das Publicum iſt gutmüthig genug, ihm durch Abnahme ſeiner übertheuern Waare dieſe Forderung zuzugeſtehn. Der Nachdrucker thut auf das Vergnügen der Meßreiſen Verzicht; er ſchafft ſeine Waare nicht mit theurer Fracht auf den allgemeinen Markt; und was er an Koſten erſpart, kömmt dem Publicum bei dem Preiſe der Bücher zu gute. Wird nun der Nachdruck, wie zu wünſchen iſt, allgemein, ſo muß die Buchhändler=Meſſe eingehn, was wegen der durch ſie genährten, höchſt engherzigen und intoleranten Begriffe von Eigenthum und Recht, welche lediglich auf Vertheurung der Bücher abzielen, ein großer Gewinn für die Menſchheit ſeyn wird."

„Eine beſondere Rückſicht verdient noch die Papiernoth, die aus der Vermehrung der Bücher entſtanden iſt, und wenn die unſelige Buchhändlerwirthſchaft ſo fortgeht, immer höher ſteigen wird. Mit jener wird auch dieſe aufhören. Die Lumpen werden im Preiſe fallen, und der Staat, der jetzt auch viel mehr Papier verbraucht, wird es wenigſtens wohlfeiler bekommen. Wie viele Erſparniſſe, und welche Ausſichten auf eine wahrhaft goldne Zeit, die dann anbrechen wird, wenn

das verderbliche Monopol der Buchhändler zerſtört iſt!“

„Außerdem werden hierdurch auch die Buchdrucker genöthigt werden, mit ihren geſteigerten Preiſen herabzugehn. Die überſetzten Officinen werden veröden, und die, welche ſich noch erhalten, werden ihre Arbeiter nöthigen, zu einer heilſamen Frugalität zurückzukehren. Niemand kann dieſes unbillig finden, wenn er erwägt, daß dieſe Leute den Vorzug genießen, die beſten Schriften während des Setzens zuerſt zu leſen, und ſich auf dieſe Weiſe recht unter der Hand, ohne allen Aufwand, ja für Sold, einen Schatz von Litteratur und Kenntniſſen zu ſammeln, für den wir Andern unſer Geld in die Buchläden tragen müſſen.“

„Einſichtsvolle Staatsmänner werden dieſe Bemerkungen zu würdigen wiſſen. Sollte vielleicht der Eine oder der Andre, welcher gar zu weit ſehen will, die Beſorgniß hegen, daß, bei Befolgung meiner Vorſchläge, der Bücherdruck in Kurzem ganz aufhören, und durch die Verminderung eines beträchtlichen Gewerbes ein Ausfall in den öffentlichen Einkünften erfolgen würde, ſo ſind dieſes Rückſichten, auf die ich nicht nöthig finde einzugehn. Vielmehr kehre ich zu dem Punkte zurück, von dem ich ausgegangen bin, daß das Wohl der Völker durch nichts ſo ſehr gefördert wird, als durch Sparſamkeit und Ver-

minderung der Ausgaben; und daß, wer die Wohlfeilheit der Bedürfniſſe befördert, auch das Wohl des Staates vermehrt. Es iſt mir hierbei genug, auf die Beiſtimmung eines Grieſinger, und ſo Manches Andern Solon unſrer Zeit rechnen zu können, welche zuverläſſig auch gegen die, aus Vorwitz erhobenen Bedenklichkeiten Rath zu ſchaffen wiſſen werden."

So weit der Ungenannte. Wir fahren nun in eigner Perſon weiter fort.

* *

Hier bitten wir nun zuerſt um die Erlaubniß, alle höhern und edlern Rückſichten, die für manche Ohren ein Abracadabra ſind, bei Seite zu ſetzen, und uns nur an die allergemeinſten Grundſätze der Billigkeit zu halten. Man kann die Schriftſtellerwelt, wenn man es nicht ſehr genau nimmt, in zwei Claſſen theilen, von denen die eine hauptſächlich das Vergnügen und die Unterhaltung, die andre hauptſächlich den Nutzen und die Belehrung des Leſers in den Augen hat. Wenn nun dieſer ſein Geld ohne weiteres in die Bude des Seiltänzers, des Kunſtreiters und Bärenführers, zu den Marionetten, dem Bauchredner und in die Hundecomödie trägt, und Niemanden einfällt, denen, die das Publicum auf dieſe oder eine ähnliche Weiſe beluſtigen, ein Maximum zu

ſetzen, warum ſoll es denn karg ſeyn gegen die, die ihm auf die bequemſte Weiſe — was bei einem großen Theile der Leſewelt in beſondern Betracht kömmt — die drückende Laſt ſeiner überflüſſigen Zeit erleichtert? Hat etwa der Seiltänzer mehr Anſpruch auf Dank als der Dichter, der ja auch, nach dem Ausdrucke eines Mannes, der aus Erfahrung ſprach, auf einem ſtraffen Seile wandelt [7]), und wenn er ſich lange genug gequält hat, jeden Schein der aufgebotnen Mühe zu verbergen [8]), ſtatt, wie jener, ſeinen ſchmalen Lohn in Ruhe zu genießen, vor den Ausſprüchen mehr als einer Vehme, vor den zahlreichen Areopagen der gelehrten Zeitungen und den Aſſiſen der litterariſchen Unterhaltungsblätter zu zittern hat. Und darum, großer Gott, beneidet man ihn! Wir wiſſen zwar recht gut, daß mancher Dichter in Einem Monate vielleicht, ohne vom Schreibtiſche aufzuſtehn, mehr an Ehrenſold bezieht, als der Nachdrucker mit ſeiner Geſchäftigkeit und ſeinem jüdiſchen Schacherweſen im ganzen Jahre. Aber Jener hat das Dichten nicht in einem Monate gelernt, wie der Nachdrucker ſein Handwerk in einer Stunde. Geſetzt aber auch, die geiſtigen Gaben, mit denen der Dichter die Welt entzückt, wären ihm von der Natur eben ſo eingebunden, wie der Ente das Schwimmen, der Katze das Mauſen und dem Fuchſe der Hühnerdiebſtahl; ja, er brauche für die Ausbildung

dieſer Gaben nicht einmal ſo viel Abrichtung als ein Hühnerhund, wer in aller Welt hat wohl ein Recht, die Gaben des Glücks unter Controlle zu nehmen, und ihrem Beſitzer die daraus erwachſenden Vortheile zu entziehn, unter dem höhnenden Vorwande, daß ihm an der Ehre genügen müſſe, ein Sohn des Glücks, ein Günſtling der Götter zu ſeyn? Ein Recht, ſagen wir. Denn die Gefahren, welche den Dichter ſo gut wie jeden andern Sohn des Glücks belauern, ſollen doch wohl kein Recht begründen; wenn nicht etwa der Dieb, der in der Nacht bei ihm einſteigt; der Beutelſchneider, der ihm im Gedränge die Taſchen leert; der Straßenräuber, der ihm im Walde vielleicht das Leben nimmt; dadurch vielleicht zu einem Berechtigten wird, weil er ſeine Geſchicklichkeit oder ſeine Kühnheit gegen einen Sohn des Glücks wendet. Und wenn dieſe nicht, warum denn der Nachdrucker, der weder Geſchicklichkeit noch Kühnheit beſitzt? Zwar der St.... Vertheidiger des Nachdrucks ſcheint ſo etwas anzunehmen. Beweißt er denn nicht — Gott und Logik mögen es ihm verzeihen! — daß das Eigenthumsrecht, das der Schriftſteller unſtreitig auf ſein Werk hat, ſo lange er es in ſeinem Schreibtiſch verwahrt, in dem Augenblicke verloren geht, wo es gemeinnützig gemacht wird? — Was durch öffentliche Bekanntmachung gemeinnützig gemacht werden

ſoll, wird es durch den Nachdruck noch mehr. Wer kann das leugnen? Gerade ſo erfüllt das Geld, das unſtreitig für den Umlauf beſtimmt iſt, dieſe Beſtimmung, wenn der Räuber es aus einer verſchloſſenen Caſſe nimmt, und es entweder ſelbſt nutzt, oder durch ſeine Gehülfen in Umlauf ſetzt.

Wir haben bisher nur von der Claſſe von Schriftſtellern geſprochen, die für den Zeitvertreib und das Vergnügen der Leſewelt ſorgt. Die zweite Claſſe, die für die Wiſſenſchaften und den Unterricht arbeitet, und oft die geiſtige Errungenſchaft eines ganzen mühevollen Lebens in ihren Schriften niederlegt, genoß vormals einer etwas größern Sicherheit, indem die Reutlingiſchen Tarquinier nur die Blüthen der ſchönen Litteratur und ihre emporragenden Häupter abzuſchlagen pflegten. Jetzt fangen ſie an auch in die Tiefe zu gehn. Es war nicht Achtung vor den Wiſſenſchaften, was ſie früher abhielt, ihre Hände und Finger, die, wie die Hände der Könige lang ſind, nach den ſchweren Erzſtufen der Gelehrſamkeit auszuſtrecken; ſondern die Furcht, daß beim Transport ſo ſchwerfälliger Waare nichts zu verdienen ſeyn dürfte. Die Sache hat ſich geändert. Die lebhaftere Bewegung, die auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften in Deutſchland eingetreten iſt, hat einige Artikel dieſer Art in Umlauf gebracht, die als brauchbare Hülfsmittel des

Unterrichtes häufige Auflagen erlebt haben. Der Klang der oftgenannten Namen und Titel iſt in die Hölen der Nachdrucker eingedrungen, und hat die nie ſchlummernde Gier nach fremdem Gute geweckt; und ſo drucken ſie nun auch griechiſche Schulbücher und Lexica nach. Groß kann der Gewinn bei dieſem Raube nicht ſeyn; denn auch die rechtmäßigen Verleger hatten, in Rechnung auf wiederholte Auflagen, den Preis ſo tief als möglich herabgeſetzt. Aber was ſchadet das? Dem Nachdrucker kam doch das Honorar zu Gute, das der rechtmäßige Verleger zn bezahlen hatte; und wie der Geizige beim Horaz [9]) auch den ſchlechten Kupferpfennig aus dem Kothe aufklaubt, ſo verſchmäht auch der Nachdrucker das kleinſte Vortheilchen nicht, das er, auf welcher Dungſtelle es auch ſey, zu finden hofft.

* *

Aber ihr könnt ja, ſagen die Vertheidiger des Nachdrucks, Privilegia löſen, ſo habt ihr nichts zu fürchten. Es ſind uns einige Beiſpiele bekannt, wo ſelbſt Regierungen, unter deren Schutze das Unkraut des Nachdruckes wuchert, auf dieſes Auskunftsmittel verwieſen haben. Was Lichtenberg hierauf geantwortet hat, mögen unſre Leſer in der Anmerkung nachſehn [10]); wir wollen nur bemerken, daß in der Zeit, wo es noch einen

deutſchen Kaiſer und ein deutſches Reich gab, und die kaiſerliche Canzlei keinem unverdächtigen Buche ein bei ihr geſuchtes Privilegium verſagte, durch dieſes Mittel dennoch das Eigenthumsrecht der Verleger gegen den Raub der Nachdrucker keineswegs geſichert war[11]). Und jetzt ſollte in dem zertheilten Lande die Sicherheit größer ſeyn? Wir zweifeln. Doch es ſey. Iſt man aber gewiß, bei jedem der Staaten, die ſich an der Induſtrie der Nachdrucker freuen, ein Privilegium auszuwirken? Keineswegs. Folgendes Beiſpiel iſt uns von guter Hand zugekommen. Der Verleger eines griechiſchen Wörterbuches ſucht bei der zweiten Auflage deſſelben in einem Staate, welcher nicht in Africa, ſondern in Deutſchland liegt, um ein Privilegium nach. Nach langem Verzuge bekömmt er die Antwort, daß die zu einer ſolchen Vergünſtigung erforderlichen Bedingungen nicht erfüllt worden. Der Bittſteller erweiſt hierauf, daß er keine der ihm bekannt gewordenen Bedingungen unerfüllt gelaſſen habe, indem er ſich zugleich bereit erklärt, auch diejenigen in Erfüllung zu bringen, die ihm vielleicht unbekannt geblieben wären; nur bäte er um Mittheilung derſelben. Nun erfolgt eine zweite Antwort mit der Erklärung, daß die erforderlichen Bedingungen allerdings erfüllt wären, man aber dennoch Bedenken trüge, ein Privilegium auf ein Buch zu geben, das ſich von andern sei-

ner Art nicht weſentlich unterſchiede, zumal der Verleger für die Koſten ſchon durch den Verkauf der erſten Auflage entſchädigt ſey.

Wir erzählen keine Fabel, ſondern eine wahrhafte, mit Actenſtücken belegte Thatſache. Mancher unſrer Leſer wird ſtaunen, aber ohne Grund. Wo das Unrecht geſchützt wird, muß das Recht die Verweigerung des Schutzes zum Voraus erwarten.

* *

Denjenigen, die ſich bei der Vertheidigung des Nachdrucks auf das Nichtvorhandenſeyn eines Verbotes berufen, hat ſchon Lichtenberg ein Geſetz vorgehalten, deſſen Gültigkeit nicht wohl in Zweifel gezogen werden kann: „Was ihr wollt, daß die Leute Euch nicht thun ſollen, das thut ihr ihnen auch nicht" [12]). Geſetzt, es verirrte ſich einmal ein ehrlicher Artikel auf das Lager eines Nachdruckers, würde er es mit Gleichgültigkeit anſehn, daß ſein Nachbar ihn kaufte, um ihn, wie er es mit andern thut, nachzudrucken? Ja, noch mehr. Könnte er gleichgültig bleiben, wenn gleichgeſinnte Collegen einen gewinnvollen Artikel, den er ſich auf ſeine Weiſe angeeignet hat, auf die nemliche Weiſe vervielfältigen wollten? Müßte er nicht ſchon vor dem Gedanken

zittern, daß ein Geſetz erſcheinen könnte, wodurch aller Nachdruck für ehrlich und rechtmäßig erklärt würde? ein Geſetz, wodurch das Monopol des Nachdruckers aufgehoben würde, das auf der Schande ſeines geächteten Gewerbes beruht, und ohne das es für ihn keinen Gewinn mehr gäbe.

* *

Wenn, wie uns vollkommen erwieſen ſcheint, der Nachdrucker gegen ein rechtmäßig verlegtes Buch, mag es privilegirt oder unprivilegirt, theuer oder wohlfeil ſeyn, überhaupt kein Recht nachweiſen kann, ſo iſt auch durchaus nicht einzuſehn, wie durch den Fortgang der Jahre ein ſolches Recht entſtehen, oder wie durch eine willkührliche Beſchränkung des Eigenthumsrechtes auf eine gewiſſe Zeit (eine Beſchränkung, die ſich der Staat bei keinem andern Gegenſtande erlaubt) der rechtmäßige Gewinn des Schriftſtellers oder ſeines Verlegers geſchmälert werden dürfe. Mag man dieſe Zeit lang oder kurz ſetzen, immer wird man eine Ungerechtigkeit begehn; immer wird man bei ihrer Beſtimmung die Willkühr walten laſſen müſſen. Und wie kann in aller Welt der kleine Vortheil einer kleinen Anzahl von Menſchen bei einem Gegenſtande, der den meiſten Bedürfniſſen nachſteht, die Macht haben, Ungerechtigkeit und Willkühr zu rechtfertigen? Warum

ſoll das auf jeden Fall zweideutige Gewerbe des Nachdrucks auf Koſten des entſchieden rechtlichen Buchhandels begünſtigt werden, wie ganz offenbar geſchieht, wenn ein Buch einige Jahre nach ſeiner Erſcheinung, vielleicht eben wenn ſeine gute Stunde erſchienen iſt, dem Nachdrucker als gute Priſe überantwortet wird? Ob man wohl glaubt, das Beſte der Wiſſenſchaften und des Publicums zu fördern, wenn man durch ſolche Beſtimmungen das Erſcheinen mühſamer Werke, wohin eben auch Wörterbücher gehören, erſchwert, vielleicht auch ganz unmöglich macht? Und warum ſoll unter allen Arten von Producenten den Schriftſteller allein eine ſolche Ungunſt drücken, daß man ihm und den Seinigen die Frucht ſeines mühſamen Lebens, vielleicht das Einzige, was er ſeinen Kindern hinterlaſſen kann, erſt ſchmälert, und dann gänzlich entzieht? Thäte er da nicht beſſer, ſein Licht unter den Scheffel zu ſtellen, wo es doch nicht von dem Samiel des Nachdrucks angeweht werden kann?

Möge der Genius der Wiſſenſchaft unſer Vaterland vor Geſetzen bewahren, die verderblicher wirken würden, als die bisherige Anarchie!

Anmerkungen.

1) Vermiſchte Schriften. 3r Theil. S. 174. in der Epiſtel an Tobias Göbhard in Bamberg.

2) „Ich will nicht leugnen, mein Herr, hätten Sie mir den Beweis des Satzes, daß der Nachdrucker ein Dieb ſey, der ein Buch, das kein Privilegium hat, nachdruckt, mündlich abgefordert, ſo hätte ich Ihnen denſelben zwar nicht verſagt, aber das hätte ich auch gethan, ich hätte erſt meine Uhrkette weggeſteckt. Denn der, deſſen Gewiſſen ein ſolcher Callus bedeckt, daß er das nicht fühlt, iſt warlich ein gefährlicher Mann; und ohne ein kaiſerliches Privilegium über Börſe und Leben reiſete ich nicht mit ihm allein des Nachts durch den Speſſart.“ Lichtenberg a. a. O. S. 214.

3) Der Büchernachdruck aus dem Geſichtspunkt

des Rechtes, der Moral und der Politik gegen Dr. L. F. Grieſinger, von K. E. Schmid. Jena. 1823. 8.

4) Auch Blackstone läugnet, daß durch den Kauf eines Exemplares ein Recht zur Vervielfältigung des Buches erworben werde, „ſo wenig, ſagt er, als der Käufer einer Einlaßkarte zu einem Concert oder Schauſpiel dadurch ein Recht erhält ſie nachzumachen.“ Eine ſolche Karte iſt auch Eigenthum des Käufers. Er kann ſie wieder verkaufen; er kann ihren Preis erhöhen, und hierdurch einen Gewinn daran machen, wäre dieſer Gewinn auch zehnmal höher als der zuerſt dafür gezahlte Preis. Niemand hindert ihn daran. Aber die Karte zehnmal nachzumachen, wäre, wie Jeder begreift, ein ſtrafbares Unrecht, geſetzt auch die falſchen Karten würden um den niedrigſten Preis verkauft.

5) Dem Gedränge, in welchem ſich der Nachdrucker bei ſeiner Vertheidigung befindet, muß man die Schiefheit ſeiner Anſichten zu Gute halten. Dahin gehört auch die Anwendung des Ausdrucks Monopol, und die Beſchuldigung eines Monopols, die auch von dem Stuttgarter Anwald des Nachdrucks vorgebracht wird. Hierauf hat Schmid voll-

kommen ſiegreich geantwortet. Uebrigens iſt dieſer Gegenſtand faſt ſchon erſchöpft in einer alten Schrift, die den Titel führt: „Unpartheyiſches Bedenken, worinne aus allen natürlichen, ſittlich- und menſchlichen, Civil- und Criminal-Rechten und Geſetzen bewieſen wird, daß der unbefugte Nachdruck privilegirter und unprivilegirter Bücher ein grob- und ſchändliches allen göttlichen und menſchlichen Rechten und Geſetzen zuwider laufendes Verbrechen und infamer Diebſtahl ſey.“ Cöln. 1742. 8.

6) „Wenn ein Buchhändler ſeinen Autor auf's Ungewiſſe reichlich bezahlt; auf's Ungewiſſe große Summen auslegt; Verbindungen mit Gelehrten ſucht; dieſe Verbindungen oft mit Koſten und Zeitverluſt unterhält, um Werke an's Licht zu bringen, die ohne ſeine Betreibung, ohne ſeine Belohnungen nicht herausgekommen wären; und ein Nichtswürdiger, der ſich zwar einen Buchhändler nennt, aber ſo wenig zu dieſer würdigen Geſellſchaft gehört, als die Dragoner-Apoſtel und ihre geweihten Sender unter die Heiligen, druckt dem Manne ſein Buch nach, ſobald er hört, daß der gute Abſatz nicht mehr ungewiß iſt; ſchlägt dadurch den eifrigen Mann

für's Künftige nieder, ja ruinirt ihn unter gewiſſen Umſtänden: daß dieſer Schleichdrucker ein Dieb iſt, ſo gut als irgend einer, mit deſſen Gerippe der Wind ſpielt, das hab' ich geſagt, glaub' es noch, und will es gegen alle Jeſuiten der Welt vertheidigen. Ja, ich will noch mehr ſagen. Wer einen ſolchen Schleichdrucker öffentlich beſchützt, beſchützt einen Dieb, und macht ſich des Diebſtahls theilhaftig." Lichtenberg a. a. O. S. 209.

7) Ille per extentum funem mihi posse videtur
Ire poeta, meum qui pectus inaniter angit.
Horat. II Epist. 1, 210.

8) Ludentis speciem dabit et torquebitur. Horat. II Ep. 2, 124.

9) Qui melior servo, qui liberior sit avarus,
In triviis fixum qui se demittit ob assem
Non video. I Epist. XVI. 63.

10) „Was? weil Privilegia einigen Perſonen beſondern Schutz verſprechen, darf man deswegen die Bücher nachdrucken, die dieſen Schutz nicht haben? den Mann anfallen, der ſich nicht wehren kann, oder nicht Geld und nicht Gelegenheit hat ſich Gewehr zu kaufen? in die Gärten ſteigen, an

deren Thür kein Blech Selbſtſchüſſe verkündigt? Bäume in Alleen umhauen, wenn kein Pfahl mit dem Staubbeſen droht, oder den Pflug ſtehlen, oder auch nur gebrauchen, weil er unangeſchloſſen auf dem Felde liegt? O herrlich.“ L. Vermiſchte Schriften. 3 Th. S. 179.

11) Dies geſchah ſelbſt im Anfange des vorigen Jahrhunderts, wo das Anſehn der kaiſerlichen Majeſtät noch wenig geſchwächt war, an den Verlagsartikeln des ehrenfeſten Thomas Fritſch. S. das Unpartheiiſche Bedenken ꝛc. S. 20 f.

12) Luther, der, was recht und unrecht war, wohl zu beurtheilen verſtand, ſchreibt in der Warnung über den Wittenbergiſchen Bibeldruck: „Der verfluchte Geiz hat unter allen andern Uebeln, ſo er treibet, ſich auch an unſre Arbeit gemacht, darinnen ſeine Bosheit und Schaden zu üben; welcher unſern Buchdruckern dieſe Büberey und Schalkheit thut, daß andre flugs bald hernach drucken, und alſo der Unſern Arbeit und Unkoſten berauben zu ihrem Gewinn; welches eine recht große Räuberey iſt, die Gott auch wohl ſtrafen wird, und keinem ehrlichen Chriſtenmenſchen wohl anſteht.“

4. Taubheit und Blindheit.

1801.

Unter den dauernden Gebrechen des menſchlichen Körpers möchte die Taubheit leicht das ſchlimmſte ſeyn. Zwar wird es vielleicht nur wenige Menſchen geben, die ſie nicht der Blindheit vorzögen, und dieſes Urtheil mag unter gewiſſen Vorausſetzungen gegründet ſeyn: aber im Allgemeinen die Blindheit für das größere Uebel zu halten, iſt ein Irrthum, der zum Theil daraus entſpringt, daß Taubheit ſelten ſo radical und vollſtändig iſt, als Blindheit, theils aber auch aus der Gewohnheit der Menſchen, ſich in ihrem Urtheile durch den erſten Eindruck beſtimmen zu laſſen, und nebenbei auch ſich um die Beſchwerden, die ſie Andern verurſachen, wenig zu kümmern.

Der Blinde findet in ſeinem Unglück mancherlei Troſt. Warum hat die Blindheit von Alters her eine gewiſſe Heiligkeit gehabt? Warum dachten ſich die Alten ſo manchen Sänger

und Seher blind? Schien nicht die Nacht, die ihre Augen umhüllte, gleichſam ein Schleier, der ihnen die verſchoßnen Farben und die Nichtigkeit der wirklichen Welt wohlthätig verbarg, damit ſich in ihrem umſchirmten Gemüthe eine unendlich ſchönere ungehindert entfalten könnte? Indem ſich ihr Auge dem irdiſchen Lichte ſchloß, ging in ihrer Seele ein reineres Licht auf, und beleuchtete den Pfad zu den höher liegenden Gegenden, in die ihr inneres Auge jetzt ungehemmt vordrang. Tireſias und Thamyris, die blinden Seher, ſchauten in das Dunkel der Zukunft, und in Homer's und Oſſians Seele ſtrahlten die Thaten der Vorzeit in einem Glanze, den ſie in der Zeit, wo ſie geſchahen, nicht gehabt hatten. Milton, der ſich an dieſe Ehrwürdigen anſchließt, und deſſen Augen auch vergebens rollten, um die Strahlen der Sonne zu finden,

hört deshalb nicht auf
zu wallen, wo das Chor der Muſen wohnt,
An hellen Bächen, in der Haine Schatten,
Auf ſonnenreichen Hügeln*).

Der Anblick des Blinden erregt Mitleiden, da ſeine Hülfloſigkeit Jedem in die Augen fällt; die Menſchen ſammeln ſich um ihn, geben ihm ihre Theilnahme zu erkennen, und ſuchen ihn

*) Paradise lost. III. 26.

ſeinen Verluſt durch erheiterndes Geſpräch vergeſſen zu machen. Was iſt rührender, als der blinde Oedipus von ſeiner Antigone, oder der blinde Beliſar an der Hand eines Knaben geführt? Nun laſſe man den alten Mann taub ſeyn ſtatt blind, und es iſt um die Rührung geſchehn. Der ſinnliche Eindruck entſcheidet hier, und ſelbſt das gefühlvollſte Herz hält nur mit Mühe das Lächeln über ein ſchmerzloſes, äußerlich unbemerkbares Gebrechen und deſſen Folgen zurück. In der That was iſt lächerlicher und doch zugleich peinlicher, als die Anſtrengung einer Familie, ſich dem tauben Hausvater verſtändlich zu machen, der immer eines Dolmetſchers bedarf, ein Wort mit dem andern verwechſelt, und oft erſt nach tauſenderlei oft lächerlichen Mißverſtändniſſen den Sinn der an ihn gerichteten Rede faßt? Jedermann vermeidet ihn, ſo lang es möglich iſt, und das Beſte, was er in ſeiner Verlaſſenheit thun kann, iſt, ſich der Geſellſchaft der Todten zu widmen, oder dumpf über ſich ſelbſt hinzubrüten.

Nie fürwahr muß man den Zauber einer menſchlichen Stimme empfunden, nie muß man bemerkt haben, daß ohne die Mannichfaltigkeit ihrer ſüßen Modulazionen die Rede ein todter Buchſtabe bleibt; man muß nie beachtet haben, wie unendlich tiefer das ausgeſprochne Wort in die Seele dringt, als das geſchriebene, um den

Verluſt des Gehörs für ein kleineres Uebel zu halten, als den Verluſt des Geſichtes. Welchen Erſatz hat denn der Taube für ſein Unglück? Nicht den mindeſten. Ja, wenn ſich bei dem Blinden die Kräfte des Geiſtes erhöhen, werden ſie bei dem Tauben abgeſtumpft*); und wenn die Blindheit weicher und zärtlicher macht, ſo macht die Taubheit oft mißtrauiſch, ſtörrig und hart. Ein trockner Egoismus bemächtigt ſich ſeiner; und indem die zarten Töne des Gefühls nicht mehr in ſeine Ohren dringen, ſtirbt allmählig das Mitgefühl in ſeinem Herzen aus.

In dem Umgange mit Andern büßt der Blinde nur wenig ein, der Taube faſt Alles. Für ihn ſind die Mienen des Redenden immer nur ein höchſt unſichrer Dolmetſcher; und der Anblick einer anmuthigen Geſtalt iſt ein höchſt unvollſtändiger Genuß beim Mangel der Rede, die ſich der Taube umſonſt zu errathen quält. Man ſetze noch hinzu, daß ſchöne Geſtalten ſelten, ſchöne Gedanken und gefällige Reden aber unendlich häufiger ſind. Dieſe vernimmt der Blinde, und zu dem, was er mit den Ohren vernimmt, ſchafft ſeine Einbildungskraft eine analoge Geſtalt. Was Jedem begegnet, der einen

*) κωφὸς heißt ſtumpf und taub; κωφότης Taubheit und Stumpfſinn.

ſchönen Geſang hört, ohne den Mund zu ſehn, aus dem er hervorgeht, daß ſich ihm ein Bild von Schönheit vor die Seele ſtellt, das begegnet dem Blinden bei jedem freundlichen Worte, bei jedem ſchönen und geiſtvollen Gedanken, bei jedem Tone einer melodiſchen Stimme. Und alle dieſe Dinge finden ſich häufig genug. Schöne Seelen in mißgeſtalteten Körpern; anmuthige Worte auf Lippen, die niemand küſſen mag, ſind keine ſo ſeltne Erſcheinung. In dieſem Falle gewinnt der Blinde ganz offenbar, ſo wie der Taube ganz offenbar verliert. Dieſer ſieht nur die häßliche Geſtalt, was aber die häßliche Geſtalt vergeſſen macht, das bleibt ihm unbekannt. Will man ſagen, daß ihn der Anblick der Schönheit dafür entſchädigt? Mir ſcheint es nicht ſo. Und ſieht nicht auch der Blinde die Schönheit mit ſeinem innern Auge, während er zugleich den ſie beſeelenden Geiſt genießt, den der unglückliche Taube höchſtens nur ahndet, ohne ihn je mit ſicherm Erfolge aus der Geſtalt herauszudeuten.

Indeſſen pflegen Menſchen, denen ihre Bedürfniſſe und Geſchäfte weder Zeit noch Hang zu freier Mittheilung übrig laſſen; Gelehrte, die das Leben aufopfern, um nach dem Tode ein metaphoriſches Leben zu führen; alle die, welche die Erde nur als einen Marktplatz und die

Menſchen als Käufer und Handelsleute betrachten; endlich auch alle an Geiſt und Herzen verwahrloßten Menſchen, alle dieſe pflegen die Taubheit mit Reſignation zu ertragen. Für ſie wäre die Blindheit allerdings ein weit größeres Uebel; und durch die Taubheit verlieren ſie wenig. Zahlen und Wörter finden ſie auch in ihren Büchern wieder.

Und ſo darf man ſich nicht eben wundern, daß ſogar die Taubheit ihre Lobredner gefunden hat. Zwar was hat man nicht Alles gelobt? Ein Mann, der ſelbſt nichts weniger als ein Narr war, prieß die Narrheit, ſo wie der reiche Lehrer Nero's die Armuth prieß. Es hat aber einen Lobredner der Taubheit gegeben, der ſelbſt taub, ſein Gebrechen einem ebenfalls tauben Freunde rühmt. Beide waren Poeten; beide ſtanden bei ihren Zeitgenoſſen in großem Anſehn; beide endlich waren Sterne des poetiſchen Siebengeſtirns, das im ſechzehnten Jahrhundert an dem Hofe Franz des Erſten und ſeiner Nachfolger glänzte, aber wie jenes alexandriniſche Siebengeſtirn von dem Nebel der Zeit bedeckt und faſt gänzlich erloſchen iſt. Joachim dû Bellay ſchrieb ein Lob der Taubheit in ziemlich guten Verſen, und legt ihr unter Andern das Verdienſt bei, ſeinen Freund Ronſard zu einem großen Manne gemacht zu haben. Er

würde der Wahrheit näher gekommen ſeyn, wenn er geſagt hätte, daß die Taubheit ſeinem Freunde die Rauheit ſeiner Verſe verſteckt habe; aber freilich iſt dieſes ein Glück, das manche Dichter bei einem übrigens vollkommen geſunden Gehöre genießen ſollen.

Zerſtreute Blåtter.

Viertes Buch.

1. Zu Göthe's Nachlaß.
1832.

Das geniale Werk der Kunſt entſteht, wie die Pflanze und der Baum, aus unſcheinbaren Anfängen, und entwickelt ſich, mühſam oft, in wechſelnder Witterung durch Geſtein und hartes Erdreich bis zur Vollendung. Hieran denkt ſelten Einer, wenn er vor dem mit duftenden Blüthen oder goldnen Früchten prangenden Baume ſteht; ſo wie von zahlloſen Beſchauern nur ſehr wenige ahnden, wie viele Uebungen, Verſuche und Studien erforderlich waren, um eine Meſſe von Bolſena, eine Schule von Athen oder ein Incendio del Borgo zu Stande zu bringen. Gern entzieht der Künſtler fremden Augen die aufgewendete Mühe, um den reinen Genuß der Bewundrung des vollendeten Werkes nicht zu trüben; wie die Pracht einer kühn gewölbten Kuppel erſt dann erſcheint, wenn das Gerüſt weggenommen iſt, über welchem ſie der mechaniſche Fleiß Stein bei

Stein mühſam zuſammengekittet hat. Was aber der Künſtler, wenn ſein Werk vollendet iſt, nicht mehr beachtet, das ſucht der Kritiker auf, indem er ſich beim Aufſpüren der erſten hiſtoriſchen Anfänge des Kunſtwerkes und der Entwickelung ſeiner einzelnen Theile gern mit der Hoffnung täuſcht, den Genius in dem Innern ſeiner Werkſtatt zu belauſchen, und dem Geheimniſſe ſeines Schaffens, dem Verborgnen und Unſichtbaren durch das Sichtbare auf die Spur zu kommen. Dieſe Hoffnung bleibt freilich unerfüllt; aber das Forſchen ſelbſt iſt ein belehrendes Geſchäft, und unter den mannichfaltigen Beſtrebungen der Kritik gewiß nicht das unbelohnendeſte.

Ein kleiner Beitrag aus der Kunſtgeſchichte des verehrteſten unſrer Dichter wird hier vielleicht nicht unwillkommen ſeyn. Als wir in der Ankündigung von Göthe's Nachlaß laſen, daß darinne auch die erſte Ausführung des Götz von Berlichingen erſcheinen würde, erinnerten wir uns der frühern Bearbeitung eines andern ſeiner Werke, der unvergleichlichen Iphigenia, nächſt Torquato Taſſo vielleicht der vollendeteſten ſeiner Dichtungen, von der ſich aus dem Nachlaſſe Ernſt des Zweiten eine genaue und ſaubere Abſchrift in der öffentlichen Bibliothek zu Gotha befindet. Von dieſer wollen wir hier einige Nachricht geben.

Einiges davon weiß der Leſer zwar ſchon aus Göthe's eignem Munde. In der Beſchreibung

der erſten italieniſchen Reiſe thut er der Papiere Erwähnung, die er nach Karlsbad mitgenommen, der Vorleſungen, die er daraus in geiſtreicher Geſellſchaft gegeben, der Mahnungen, der er darauf wegen der unvollendeten Arbeiten an ſeinem Geburtstage erhalten, und wie dieſes Alles Herdern veranlaßt habe, ihm anzuliegen, daß er doch vor Allem Iphigenien noch einige Aufmerkſamkeit ſchenken möchte. „Das Stück, fährt er hierauf fort, iſt mehr Entwurf als Ausführung; es iſt in poetiſcher Proſa geſchrieben, die ſich manchmal in einem jambiſchen Rhythmus verliert, auch wohl andern Sylbenmaaßen ähnelt. Dieſes thut freilich der Wirkung großen Eintrag, wenn man es nicht ſehr gut lieſt, und durch gewiſſe Kunſtgriffe die Mängel zu verbergen weiß.“ Auf der Reiſe nach Italien, auf dem Brenner, ſondert er das Stück aus dem mitgenommenen Paket, und wählt es zu ſeinem Begleiter in das ſchöne warme Land, deſſen Grenzen er jetzt ſich nähert*). Unter Italiens heiterm Himmel, umgeben von den edelſten Werken der alten und neuen Kunſt, gewann Iphigenia die Geſtalt, in der wir ſie jetzt bewundern.

Anlage und Aufriß des ganzen zwar erſcheint in dem Entwurfe ſchon, wie in dem ausgeführ-

*) Göthens Werke. Ausg. letzter Hand. XXVII. S. 26. f. 169. 251. 254. f.

ten und vollendeten Werke. Der Gang der Handlung iſt in beiden derſelbe; auch ein großer Theil des umgebenden Gewandes; viele der glänzendeſten Bilder, der überraſchendſten Wendungen ſind in unſrer Handſchrift nicht blos entworfen, ſondern bis in das Kleinſte ausgeführt; und doch iſt in Rückſicht auf die Vollendung zwiſchen der Iphigenie der Handſchrift und der des Druckes ein ſolcher Unterſchied, daß wir kaum begreifen, wie irgend eine Kunſt des Vorleſers die Mängel der Ausführung habe verbergen können.

Der bekannte Ausſpruch des Demoſthenes, daß bei einem Werke der redenden Kunſt der Vortrag das Erſte, Zweite und Dritte ſey, bewährt ſich auch an der Iphigenie. Der Gedanke, aus der ſie hervorgegangen, iſt von antiker Großartigkeit, die Oekonomie der Handlung überlegt, das Intereſſe fortſchreitend; aber die Ungleichheit in der Ausführung verkümmert den Genuß. Ohne Zweifel hatte Göthe ſchon bei der erſten Bearbeitung gefühlt, daß dieſer Stoff ſeiner ganzen Beſchaffenheit nach die großartige Form der alten Tragödie fordre, und dieſes Gefühl hatte ihn eben bewogen, die Proſa, nicht, wie er ſagt, manchmal, ſondern ſehr oft in den jambiſchen Rhythmus einſchreiten zu laſſen, ohne noch, wie es ſcheint, über den Grund ſeines Gefühls zur Klarheit gekommen zu ſeyn. Da nun alſo Vieles, auch der äußern Form nach,

poetiſch ausgeführt iſt, das Uebrige aber, oft mit ſchnellem Abfalle, in ganz ſchlichter, unrhythmiſcher Proſa einhergeht, die bisweilen ſelbſt der Farbe und des Numerus höherer Proſa ermangelt: ſo bekommen wir den Eindruck eines Gemäldes, in welchem hier und da Einzelnes vollendet hervortritt, das Uebrige aber in flüchtiger Andeutung eben nur zu einem ergänzenden Uebergange dient. Es war gewiß in Folge jenes richtigen Gefühls, daß G. in der erſten Bearbeitung vornemlich die ſententiöſen Gedanken rhythmiſch hervorhob, wie gleich in dem, das Ganze ſo würdevoll eröffnenden Monolog: „Weh dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern || ein einſam Leben führt, ihn läßt der Gram || des ſchönſten Glückes nicht genießen; || ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken || nach ſeines Vaters Wohnung.“ || Viele der kräftigſten Sprüche haben dort ſchon ihre ganze Ründung, wie z. B. im erſten Akte: „Was man Verruchten thut, wird nicht geſegnet.“ — „Der Andre hört von Allem nur das Nein.“ — „Wenn ihnen eine Luſt im Buſen brennt || Dann hält kein heilig Band ſie vom Verräther ab || der ſie dem Vater oder dem Gemahl || Aus lang bewährten, treuen Armen lockt.“ ||

An mehr als einer Stelle bedurfte es zur Vollendung des jambiſchen Rhythmus nur eines geringen Zuſatzes, einer und der andern Sylbe vielleicht; aber oft iſt dieſer kleine Zuſatz zu einer

weſentlichen Verſchönerung geworden. Nach der eben angeführten Bemerkung über die Art der Weiber, heißt es in der Handſchrift: „Schilt nicht, o König, unſer Geſchlecht!“ Jetzt in der Umarbeitung:

Schilt nicht, o König, unſer arm Geſchlecht!

und dieſes kleine einſylbige Beiwort, gibt, indem es den Vers ausfüllt, der Rede die dort mangelnde Farbe eines beſtimmten Gefühls. An andern Stellen, wo das Sylbenmaaß durchgreifendere Veränderungen nöthig machte, treten jetzt die einzelnen Glieder der Rede, ohne weſentliche Umſtaltung des Gedankens, in kräftigerer Wirkſamkeit hervor. In Iphigeniens Unterredung mit Arkas hieß es: „Welch' Leben iſt's, das an der heiligen Stätte gleich einem Schatten um ein geweihtes Grab vertrauern muß! Glaubſt du, es ließe ſich ein fröhlich Leben führen, wenn dieſe Tage, die man unnütz durchſchleicht, nur Vorbereitung zu jenem Schattenleben ſind, das an dem Ufer Lethe's, vergeſſend ihrer ſelbſt, die Trauerſchaar der Abgeſchiednen feiert. Unnütz ſeyn, iſt todt ſeyn! Gewöhnlich iſt dieſes eines Weibes Schickſal und vor allen meins.“

Wie unendlich kräftiger, edler und bedeutender jetzt:

Welch' Leben iſt's, das an der heiligen Stätte,
Gleich einem Schatten um ſein eigen Grab,
Ich hier vertrauern muß! Und nenn' ich das

Ein fröhlich ſelbſtbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag vergebens hingeträumt
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's, ſelbſt vergeſſend,
Die Trauerſchaar der Abgeſchiednen feiert?
Ein unnütz Leben iſt ein früher Tod;
Dies Frauenſchickſal iſt vor allen meins.

Wie in dieſer Rede früher mit dem poetiſch ausgeführten, rhythmiſch einhertretenden Bilde die alltägliche Proſa des Ausdrucks: „Unnütz ſeyn iſt todt ſeyn. Gewöhnlich iſt dies eines Weibes Schickſal." unangenehm contraſtirt, ſo gleich darauf in Arkas Ermahnung, nach vier poetiſchen, faſt unverändert beibehaltenen Zeilen, die Worte: „Der König hat beſchloſſen heute mit Dir zu reden; ich bitte mach's ihm leicht!" und gegen den Ausgang hin, nach einer ſchwungvollen Stelle in Iphigeniens Rede, die matten Worte: „Mir iſt ſelbſt viel daran gelegen, daß ich nicht betrogen werde." — Und ſo an vielen andern Stellen.

In der Erzählung, welche Iphigenie dem Thoas von ihrer Abkunft macht, einem der herrlichſten Erzeugniſſe deutſcher Poeſie, finden ſich die ergreifendeſten Züge ſchon in der Handſchrift. Der Anfang aber wird in ihr durch ein ſchwaches proſaiſches Beiwort entſtellt: „Ich bin aus Tantals merkwürdigem Geſchlecht." wofür es jetzt heißt:

Vernimm, ich bin aus Tantalus Geſchlecht.

ohne allen ſchwächenden Beiſatz, da Wort und Name genügt. Die Erzählung ſchreitet hierauf in der Handſchrift ſchwungreich fort, ſchließt aber in ihrer erſten Abtheilung klang- und farblos mit den Worten: „Aus ihnen entſpringen Thyeſt und Atreus, denen noch ein Bruder aus einem andern Bette im Wege ſteht, Chryſipp an Namen; ſie führen einen Anſchlag auf ſein Leben aus, und der erzürnte Vater fordert von Hippodamien ihres Stiefſohns Blut.“ Nicht beſſer ſchließt der mittlere Theil der Erzählung; ſo wie auch ihr letzter Theil matt beginnt und ſchwächlich endet: „Sie zwangen mich vor den Altar, wo die Göttin barmherzig mich vom Tode rettete, und wundervoll hierher verſetzte. Iphigenie, Agamemnons und Clytämneſterns Tochter iſt's, die mit Dir ſpricht.“ Jetzt im Drucke mit welcher ergreifenden Würde:

Sie riſſen mich vor den Altar und weihten
Der Göttin dieſes Haupt. — Sie war verſöhnt;
Sie wollte nicht mein Blut, und hüllte rettend
In eine Wolke mich; in dieſem Tempel
Erkannt' ich mich zuerſt vom Tode wieder.
Ich bin es ſelbſt, bin Iphigenia,
Des Atreus Enkel, Agamemnon's Tochter,
Der Göttin Eigenthum, die mit Dir ſpricht.

Wie hier, dem Könige gegenüber, die der Göttin zum Dank und Dienſt verpflichtete Prie-

ſterin ſich über ſich ſelbſt erhebt, und wie jedes ihrer Worte dem Wunſche des um ihren Beſitz werbenden fromm und kräftig entgegen tritt, bedarf keiner Andeutung.

Weiter hin, da durch die Erzählung von der Geſchichte ihres Hauſes in Iphigeniens Seele das Verlangen nach der Heimath heftiger aufſteigt, und zu Wunſch und Bitte wird, hat die Handſchrift: „Soll ich nicht meinen Vater und meine Mutter gerne wieder ſehn, die mich als todt beweinen, und in den alten Hallen von Mycene meine Geſchwiſter! Daß, wenn Du mich dorthin auf leichten Schiffen ſenden wollteſt, Du mir ein neu und doppelt Leben gäbeſt.“ An die Stelle dieſer unſcheinbaren Worte, die nicht einmal einen Anflug von Wärme haben, und durch die Zugabe einiger müßigen, dieſem Stile ganz fremden Beiwörter nicht gehoben werden, iſt jetzt der Ausdruck innigen Gefühls in bilderreichem Schmucke getreten:

Und ſagſt Du Dir nicht ſelbſt, wie ich dem Vater,
Der Mutter, den Geſchwiſtern mich entgegen
Mit ängſtlichen Gefühlen ſehnen muß?
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal ſtille meinen Namen liſpelt,
Die Freude, wie um eine Neugeborne,
Den ſchönſten Kranz von Säul' an Säule ſchlingt.
O, ſendeteſt Du mich auf Schiffen hin!
Du gäbeſt mir und Allen neues Leben.

Wir können die Erzählung Iphigeniens nicht verlaſſen, ohne noch einer Verſchiedenheit in der erſten und zweiten Bearbeitung Erwähnung zu thun. In der Beſchreibung der Thyeſteïſchen Mahlzeit hat die Handſchrift mit faſt nüchterner Kürze, Poeſie und Proſa miſchend, vitrea fracta, wie es Petronius nennt: „Er ergreift die Knaben, ſchlachtet ſie heimlich, und ſetzt ſie ihrem Vater zur ſchaudervollen Speiſe vor; und da Thyeſt an ſeinem eignen Fleiſche ſich geſättigt, wirft Atreus, der Entſetzliche, ihm Haupt und Füße der Erſchlagnen hin.“ Jetzt iſt der gerün=deten Erzählung eine ſchöne Ausführlichkeit gege=ben, in welcher das Schreckliche durch den Ge=genſatz des Rührenden höchſt wunderbar erhöht wird:

Und da Thyeſt an ſeinem Fleiſche ſich
Geſättigt, eine Wehmuth ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre ſchon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinzend
Ihm Haupt und Füße der Erſchlagnen hin.

Solche bedeutungsvolle Ausführungen, meiſt belebende und verſtärkende Züge, oder noch öftrer mildernde Uebergänge, die was ſchroff neben ein=ander ſtand, zart verknüpfen und vorbereiten, mangeln in dieſer Erzählung der Handſchrift noch an mehrern Stellen. So ſagt, um nur noch ein Beiſpiel anzuführen, nach der Erwäh=

nung von Hippodamiens Selbſtmorde, Thoas ſeltſam genug: „Es wälzet böſe That vermehrend ſich weiter durch's Geſchlecht.“ Worauf Iphigenie die Erzählung wieder aufnimmt mit den Worten: „Ein Haus erzeugt nicht gleich den Halbgott noch das Ungeheuer.“ Jetzt ermuthigt Thoas die Erzählende, als ſie von ihren Erinnerungen überwältigt ſchweigt; und Iphigenie hebt von neuem mit einer Betrachtung an, durch die der verletzende Gedanke an das, wozu die Erzählung fortſchreitet, gemildert und das Gemüth zur Wehmuth geſtimmt wird:

Wohl dem, der ſeiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und ſtill ſich freuend
An's Ende dieſer ſchönen Reihe ſich
Geſchloſſen ſieht! — Denn es erzeugt nicht gleich
u. ſ. w.

Wir könnten noch vieles, nicht minder Bedeutſame auf ähnliche Weiſe vergleichen, wie z. B. aus den erſten Auftritten des zweiten und dritten Aktes, wo in der Handſchrift ſchon das Meiſte in abgemeſſener Rede einhergeht, in der Erzählung von Oreſtes' Rückkehr aber die auffordernde Rede Elektra's nur kurz angedeutet iſt, und der große ſchaudervolle Zug

Hier drang ſie jenen alten Dolch ihm auf,
Der ſchon in Tantals Hauſe grimmig wüthete —

gänzlich mangelt; ſtatt aber dieſe Einzelheiten zu häufen, deren genauere Angabe nur in einer kritiſchen Ausgabe dieſer Tragödie an ihrer Stelle ſeyn würde, wollen wir aus der Schlußſcene des vierten Aktes den Anfang von Iphigeniens Monolog nach der erſten Abfaſſung hierher ſetzen, den dann jeder Leſer leicht mit dem, was die Ausgaben bieten, vergleichen kann, um an einer zuſammenhängenden Rede den hohen Gewinn zu ſchätzen, den ſie der zweiten Bearbeitung verdankt. Es heißt dort:

„Folgen muß ich ihm, denn der Meinigen große Gefahr ſeh' ich vor Augen. Doch will mir's bange werden über mein eigen Schickſal. Vergebens hoff' ich ſtill verwahrt bei meiner Göttin den alten Fluch über unſer Haus verklingen zu laſſen, und durch Gebet und Reinheit die Olympier zu verſühnen. Kaum wird mir in Armen ein Bruder geheilt, kaum naht ein Schiff, ein lang erflehtes, mich an die Stätte der lebenden Vaterwelt zu leiten, wird mir ein doppelt Laſter von der tauben Noth geboten. Das heilige mir anvertraute Schutzbild dieſes Ufers wegzurauben, und den König zu hintergehn. Wenn ich mit Betrug und Raub beginne, wie will ich Segen bringen, und wo will ich enden? Ach warum ſcheint der Undank mir, wie tauſend Andern, nicht ein leichtes unbedeutendes Vergehn? u. ſ. w.

2. Dichterloos.

Wo warſt Du denn als man die Welt getheilet?

1827.

Der Göttinger Antiquar Kunkel, deſſen humoriſtiſchen Lebenslauf Lichtenberg zu ſchreiben vorhatte, leider aber nicht geſchrieben hat, pflegte, nach den von ihm eingeſammelten Erfahrungen, den Acker der Wiſſenſchaften und die Inſaſſen auf demſelben in vier Claſſen zu theilen. Die erſte Abtheilung faßte diejenigen in ſich, welche Brod und Ehre tragen, wie die Facultäts-Wiſſenſchaften, die deshalb auch den bedeutungsvollen Namen der Brodſtudien führen; in die zweite ſetzte er die, welche weder Brod noch Ehre bringen z. B. die Kritik; wobei aber nicht zu vergeſſen iſt, daß die Erfahrungen des Mannes aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſtammen; die dritte wieß er denen an, bei denen Ehre genug, aber wenig oder kein Brod gewonnen wird,

wie z. B. die Poeſie, die er in ſeinem Latein Poesia nannte, nach der Analogie von Theologia, Astrognosia u. d. g.; in die vierte endlich claſſificirte Er ſolche Beſchäftigungen, bei denen hinlängliches Brod, aber wenig Ehre gewonnen wird; wie Advocatia, Oeconomia u. dergleichen. Seit der Zeit, wo Lichtenberg jenen Tarif nach den Anſichten ſeines Kunkel entworfen hat, mag ſich die Sache bei dem einen oder dem andern Gegenſtande etwas geändert haben; bei der Poeſie aber iſt es im Allgemeinen dabei geblieben, und wird auch wohl ſo lange dabei bleiben, als bei weitem die meiſten Menſchen von Einfluß die Beſchäftigung mit der Poeſie für einen angenehmen Müßiggang halten, bei dem der Staat und die Rentkammer leer ausgeht. Höchſt ſelten wird ſich daher ein Staatsmann, ein Miniſter oder ein Cameraliſt entſchließen, ein Gedicht zu leſen, es müßte denn auf ihn gemacht und nicht lang ſeyn; worüber ſich auch niemand wundern wird; vielmehr darüber, daß es je eine Zeit habe geben können, wo die Weisheit der Welt ihren Thron auf dem unfruchtbaren Helikon aufſchlagen mochte, ſtatt ihn in einem Rothſchildiſchen Comptoir zu befeſtigen. Wer hat aber je gehört, daß ein Rothſchild, ſtatt Zahlen zu ſummiren, Sylben gezählt habe, oder daß aus einem Poeten ein Rothſchild geworden ſey? Können doch von denen, die das poetiſche Handwerk treiben, die we-

nigſten richtig nur bis ſechs zählen, wie ſich an einer Unzahl falſch gemeſſener Hexameter nachweiſen läßt; die Reimer in kurzen Verſen bringen es nicht einmal ſo weit; und was es mit den ſcolopendriſchen Modulationen des thebaniſchen Schwanes für eine Bewandniß habe, iſt noch keineswegs ergründet; gewiß aber wird kein geſetzter Mann behaupten wollen, daß ein Sonnet mit den klangreichen Schellen an ſeinen vierzehn Zipfeln ihm ſchöner klinge, als der einfache und reine Klang edeln Metalls in gut ausgeprägten Münzſorten. Bei dieſer notoriſchen Unbrauchbarkeit, um derentwillen ja ſchon Plato die Dichter aus ſeinem Staate zu der einfachen und herben Koſt von Lorbeer-Beeren und kaſtaliſchem Waſſer — der einzigen, die in der Reſtauration der Muſen zu haben iſt — verweiſt, haben ſie nicht das mindeſte Recht, über Unglück zu klagen, ſo wenig als Jener, der bei der Kaiſerkrönung über dem Angaffen der Reichskleinodien die Austheilung des gebratenen Ochſen verſäumt hatte; was denn auch Schiller recht verſtändig erkannt, und ganz in unſerm Sinne, nur, nach ſeiner Weiſe, mit ſtolzern und vornehmern Worten ausgeſprochen hat. So iſt es auch in Wahrheit immer geweſen, von jener Zeit an, wo der blinde Homer den Königen bei der Mahlzeit aufſpielte, und ich kenne keinen Dichter von Rang, ſelbſt in dem von dem überſprudeln-

den Becher der Muſen trunkenen Hellas, der nicht über Armuth zu klagen gehabt hätte. Die Armuth hat alſo ein verjährtes Recht auf die Poeten*), ſo wie dieſe ihrer Seits mehr als irgend ein andrer Stand Anſpruch auf das bekannte Solamen miseris haben. Es iſt auch nicht meine Abſicht durch Anführung einiger Ausnahmen die Kraft dieſes Troſtes zu ſchwächen; ſondern vielmehr das Gegentheil. Erſtlich, weil eben jede Regel durch die Ausnahmen beſtätigt wird; zweitens, weil die reichen Poeten, die ich anzuführen habe, alles andre eher als wahrhafte Poeten waren. Wir haben daher nichts dagegen, wenn ein Dichter ſeine Armuth als einen Beglaubigungsgrund für ſeinen edeln Beruf geltend machen will; auf jeden Fall aber wird er zu dem wohlhabenden Nebenbuhler ſagen dürfen: Du biſt zu reich an Gold, um reich an Geiſt zu ſeyn. Sey erſt ſo arm als ich, dann wollen wir weiter mit einander ſprechen.

Ich glaube indeß keineswegs, daß die Dichter unſrer Zeit ſo weit in der Weisheit vorgeſchritten

---

*) Sie iſt die Mutter der Poeſie, wenn wir einem Dichter des vorigen Jahrhunderts, Joachim Beccau, glauben, bei dem es heißt:

Apollo ließ einmal die blaue Sternenbahn,
Begab ſich in die Welt und traf die Armuth an;
Die hat er ſich alsbald zum Ehgemahl erkoren:
Von dieſen Eltern iſt die Poeſie geboren.

ſind, wie etwa Diogenes und Krates, und in ſpäterer Zeit Apollonius, die, um ungeſtört philoſophiren zu können, alle ihre zeitliche Habe wegſchenkten, und ſich freiwillig arm machten; vielmehr dürfen wir wohl mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß von zehn Dichtern wenigſtens neun die erſte Charade oder das erſte Klinggedicht, das ſie in das Morgenblatt oder in die Zeitung für die elegante Welt einrücken ließen, nicht blos für einen Schritt zum Ruhme, ſondern zum Reichthum anſahn. Hat nicht Pope, denkt der Unerfahrne, der noch auf der Höhe der Jugend und Hoffnung ſteht, hat nicht Pope, den ja Auguſt Wilhelm Schlegel nicht einmal für einen Dichter gelten läßt, für ſeinen Homer — der nun freilich weder der Mann von Chios mehr war, noch, nach Schubart, der trojaniſche Hofpoet des pius Aeneas — die runde Summe von 16666 Pfund Sterling erhalten, was mehr iſt, als ſämmtliche deutſche Dichter in Meuſels gelehrtem Deutſchlande, oder die zahlreiche Schindeliſche Theegeſellſchaft von Dichterinnen und Novelliſtinnen zuſammen beſitzen mag. Ich müßte mich doch, fährt der junge Mann in ſeinen Selbſtgeſprächen fort, auf die göttliche Muſenkunſt, der ich mein Leben zu widmen denke, ganz ſchlecht verſtehn, wenn ich meine Verſe nicht für unendlich beſſer halten ſollte, als die Hexameter des alten Oppianus, deſſen Jagd- und

Fiſch-Gedichte mein Rector vorzugsweiſe carmina aurea nannte, weil der Verfaſſer von dem römiſchen Kaiſer, dem ſie gewidmet ſind, für jeden Vers einen Goldgulden empfangen habe. Ich habe nicht vergeſſen, denkt er weiter, daß der wakkere Mann, der freilich von der Höhe unſrer vaterländiſchen Poeſie keine Vorſtellung hatte, dann jedesmal die Ermahnung beifügte, den Gradus ad Parnassum nicht aus der Hand zu legen, der, wenn wir es recht anfingen, für uns eine gefahrloſe Fahrt in den Schacht der Goldgruben fürſtlicher Munificenz werden könnte. Wenn wir es recht anfingen, ſagte er dann noch einmal mit erhöhter Stimme, etwa wie jener griechiſche Poet, von welchem Macrobius in ſeinen unſchätzbaren Saturnalien erzählt, daß er dem Kaiſer Auguſtus, ſo oft er ſich in den Senat erhob, ein Gedicht überreichte. Schon öfters hatte er dieß gethan, ohne doch eine Belohnung zu empfangen, als ihm eines Tages der Kaiſer, den er wie gewöhnlich auf dem Wege erwartete, ein kurzes von ihm ſelbſt verfertigtes Epigramm einhändigen ließ. Der ſchlaue Grieche las das Blatt, und nachdem er durch Worte und Mienen ſeine Bewunderung bezeigt hatte, zog er einige Denare aus ſeinem Beutel und überreichte ſie dem Kaiſer mit den Worten: Bei Deinem Glücke, Großmächtigſter, ich gäbe Dir mehr, wenn ich mehr hätte. Die Umſtehenden lachten nun zwar; der

Kaiſer aber rief ſeinen Schatzmeiſter, und befahl ihm, dem Poeten 100000 Seſtertien auszuzahlen, was, nach Gronovius, Rome de l'Isle und andern gelehrten Antiquaren, genau 5456 Thaler ſächſ. beträgt. — So viel, ſetzte er dann mit ſtrahlendem Antlitz und triumphirend hinzu, ſo viel vermag ein kluger, durch die Schule geſchärfter Kopf zu gewinnen, und ſolche goldne Früchte trägt die göttliche Muſenkunſt! —

Solche außerordentliche Fälle, wobei ſich Glück, Klugheit und Freigebigkeit vereinigt, mögen nun wohl in dem Leben dieſes oder jenes Poeten vorgekommen ſeyn; aber man ſtirbt nicht immer reich, wenn man einmal das große Loos gewonnen hat; und wem ſind nicht Beiſpiele bekannt, wo das Glück mit einem einzigen Striche ſeines Schwammes die ganze Rechnung jahrelanger Mühen ausgewiſcht hat? Selten iſt ein Dichter auch ein guter Wirth, und nicht jeder hat, wie Peter Corneille eine Frau zur Seite, die, während er die Helden der Vorzeit aus der Unterwelt heraufbeſchwört, für das Feuer in der Küche ſorgt, Buch hält über Einnahme und Ausgabe, und wenn es im Hauſe brennt, dem um einen Reim verlegnen Manne die Sorge des Löſchens abnimmt. Und doch ſtarb Corneille, der größte Dichter ſeiner Zeit, nicht reich. Eine Ausnahme von der Regel ſollte einer ſeiner Zeitgenoſſen machen, der zehn Jahre früher als er den Schau-

platz der Welt betreten hatte, und ihn auch zehn Jahre früher verließ, der Verfaſſer der Pucelle, der von Einigen übermäßig gefeierte, von Andern übermäßig verhöhnte, jetzt vergeſſene Jean Chapelain. Dieſer hatte freilich einen Mann zum Gönner, deſſen Anweiſungen auf den königlichen Schatz eben ſo ſicher, als ſeine Wechſel auf poetiſche Unſterblichkeit ungewiß waren, den allmächtigen Cardinal Richelieu, der, wie man ſagt, ſeine eignen Gedichte bisweilen, um das Urtheil des Publicums zu beſtechen, unter Chapelain's Namen verbreiten ließ. Während dieſer an ſeiner großen Epopöe arbeitete, war ihm ein anſehnlicher Jahrgehalt zugeſichert, und man behauptet, er habe ſich nicht eben bemüht, die Zeit dieſes Gehaltes abzukürzen. Darum hieß es auch, Chapelain's Jungfrau ſey ein unterhaltenes Mädchen (fille entretenue), aber ihrem einzigen Liebhaber ſo treu, daß ſie ſich um keinen andern bemühe. Als endlich die erſte Hälfte des langen Werkes in einem anſehnlichen Folio-Bande erſchienen war — der zweite hat nie das Licht geſehn — wurde ein Epigramm*) verbreitet, das die Geſinnung des unparteiiſchen Publicums darüber ausſprach, und ohngefähr ſo lautete:

Von Chapelain, des Pindus Stolz und Zierde,
Erwartete die Welt mit brennender Begierde

*) von Linière.

Der Jungfrau Preis, zu Frankreichs Heil geſandt;
Seit zwanzig Jahren war ſie in der Welt bekannt,
Und bis zum Himmel ward der Heldin Ruhm getragen;
Nun iſt ſie unter uns ſeit zwanzig Tagen,
Und ſchon wird ſie von keinem mehr genannt.

Gegen dieſe und ähnliche Stiche der Uebelwollenden fand Chapelain den heilenden Balſam in ſeinem wachſenden Reichthume. Er häufte Geld auf Geld, um, wie die Spötter ſagten, ſeine Jungfrau durch ihre Ausſteuer an den Mann zu bringen, oder auch im Falle der Noth, ſie durch die Kirche ſelig ſprechen zu laſſen, was, wie bekannt, eine koſtſpielige Ehre iſt. Wenn ihn aber ſein ſchwerfälliges Gedicht nur lächerlich machte, ſo machte ihn ſein Geiz verächtlich. Immer war er ſchlecht gekleidet, und ſelbſt an warmen Tagen verbarg er ſeinen abgetragnen und geflickten Rock unter einem Mantel. Er hatte ſich bei ſeinem Neffen, der ſein einziger Erbe war, in die Koſt verdungen, und verſäumte nie, wenn er außer dem Hauſe eingeladen war, den Werth der Mahlzeit von dem Koſtgelde abzuziehn. Dieſer Geiz beſchleunigte ſeinen Tod. Eines Tages, wo er ſich in die Akademie begab, deren Sitzung er, um des Jettons willen, nie verſäumte, war das Waſſer in der Straße von einem Gewitterregen angelaufen; er hätte ſich ein Bret legen laſſen können, aber dieß hätte einige Sous

gekoſtet; er zog alſo vor durchzuwaden. Die Erkältung zog ihm ein Fieber zu, woran er ſtarb. Um ſich während der Krankheit zu erheitern, ließ er den Geldkaſten neben ſein Bett ſtellen, und umgab ſich mit den vollen Säcken. Unter dieſen Troſtmitteln ſtarb er. Sein Erbe fand ein baares Vermögen von 50000 Thalern vor.

3. Allotria.
1828.

Pedantiſche Geſchäftsmänner und einſeitige Jugendlehrer pflegen Alles, was nicht unmittelbar zu dem Geſchäfte, das ſie treiben, oder zu dem Gegenſtande, den ſie lehren, gehört, mit dem Namen von Allotriis zu brandmarken. Ich habe einen Juriſten gekannt — er war einer der erſten Räthe im Juſtiz-Collegium — der nie etwas Anderes las als Acten und die Geſetzſammlungen ſeines Landes; von allem Andern aber ſich fern hielt. Als ich eines Tages zufällig mit ihm in einem Gaſthof in Weimar zuſammen war, und mir am Abend die Zeit im Theater vertreiben wollte, warf ich ihm die Frage hin, ob er nicht meinem Beiſpiele folgen wollte? Er verneinte es. „Das iſt mir zu abſtrakt", ſagte er — er wollte ſagen, es läge ſeinen Neigungen zu fern — „ich habe mich nie mit ſolchen Allotriis abgegeben." Gegen jenen Grundſatz wäre auch

nichts einzuwenden, wenn der innre Menſch eine Fabrikarbeit wäre, die bei ſtrenger Theilung der Arbeit, alſo durch Einſeitigkeit der Betreibung allein, zur Vollkommenheit gedeihen kann; und es iſt auch gar nicht zu bezweifeln, daß, um ſich in einer Wiſſenſchaft oder Kunſt recht feſt zu ſetzen, nichts heilſamer iſt, als ſich einige Zeit lang ſo viel als möglich ausſchließend mit ihr zu beſchäftigen, und anderes Nebenwerk bei Seite zu laſſen. Indeſſen iſt Lernen und Bilden zweierlei, und was in der Schule und beim Handwerk rathſam ſeyn kann, iſt es darum doch nicht für das Leben überhaupt. Wie weit man auch dort zu gehen habe, ſoll hier nicht unterſucht werden; der Stoff umfaßt zu viel; hier mag blos die Bemerkung ſtehn, daß in dem Leben eines Geſchäftsmannes die Nebendinge (Allotria) eine Bedingung der Zufriedenheit und ein Schutzmittel gegen den Mißmuth ſind, dem er bei einförmigen Geſchäften ſelten entgeht. Ich freue mich deshalb immer, wenn ich höre, daß ein Geſchäftsmann neben dem, was ſeine Pflicht fordert, noch etwas Anderes, was er ſich ſelbſt gewählt hat, treibt; wenn er z. B. Etwas, das kein Geld iſt, ſondern wohl Geld und Mühe koſtet, ſammelt, weil ich dann überzeugt bin, daß dem Manne eine reiche Quelle der Zufriedenheit geöffnet iſt. Es iſt ſchon viel ſich in dieſem einförmigen Leben Gelegenheit zu Freuden zu verſchaffen, deren man

ſich nicht zu ſchämen braucht; und wem es für einen Genuß dieſer Art nicht an Empfänglichkeit fehlt, der wird beim jedesmaligen Muſtern des geſammelten Schatzes alle Freuden, die er beim Erwerb des Einzelnen gehabt haben mag, noch einmal fühlen. Das iſt Eines. Das zweite iſt, daß, wenn er ſeine Neigung — im Anfange vielleicht nur eine Phantaſie — mit einigem Erfolge befriedigen will, er ihre Gegenſtände auch wiſſenſchaftlich kennen lernen muß. Dann wird aus dem, was zunächſt nur Ergötzung war, Ernſt, und dieſer Ernſt wird wieder eine Quelle neuen Genuſſes. Wie mancher Prediger hat ſich auf dieſe Weiſe in dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften, der Mechanik, der Aſtronomie angebaut; wie mancher Arzt hat ſich auf dem Felde der Numismatik einen Namen gemacht! War nicht einer unſrer achtbarſten Aſtronomen ein Amtmann, der den Himmel anfänglich nur in Nebenſtunden aus ſeiner Amtmannsſtube betrachtete? und einer der gelehrteſten und fleißigſten Aerzte, der unſterbliche Haller, trieb er nicht zur Erholung die Dichtkunſt mit dem glücklichſten Erfolge? und lebt nicht noch jetzt in Bremen ein thätiger praktiſcher Arzt, der den Himmel durch ſeine Entdeckungen bereichert hat?

Das Berufsgeſchäfte iſt in dieſer Beziehung mit dem zu vergleichen, was es verſchafft, mit dem täglichen Brode, die Neigung nebenbei mit

dem Nachtiſche. Was dabei dem Gaumen am meiſten zuſagt, weiß Jedermann; darum iſt aber doch keineswegs zu fürchten, daß ein verſtändiger Mann die ſättigende Koſt bei Seite ſchieben und ſich blos an das Naſchwerk halten werde. Wenn daher mancher Vorſtand Gefahr für die Geſchäfte fürchtet, weil einer der Untergebnen Allotria treibt, und vielleicht, um ihn nützlicher zu machen, ſeine Amtsgeſchäfte verdoppelt, und ihn mit Arbeiten belaſtet, die jeder Andre eben ſo gut thun könnte; ſo kann er zwar dem Manne ſeine unſchuldige Freude verderben, aber das Geſchäfte wird darum nicht beſſer gefördert werden, als bei einer tüchtigen Direction auch ohne dieß geſchehen wäre. Es gibt gewiß keinen verderblichern Grundſatz in der Regierungskunſt, als den, daß man von Jedem der Angeſtellten ſo viele Arbeit fordern müſſe, als er nur mit aller ſeiner Kraft zu leiſten vermöge. Immerhin mag eine Dampfmühle ihre einförmige Bewegung Tag und Nacht fortſetzen; aber der denkende Mann, dem in der dumpfen Mühle des Staates, die er treiben hilft, keine Zeit gelaſſen wird, in ſich hinein oder über ſich hinaus zu ſchauen, und keine Freude übrig bleibt, als einen Stoß Akten oder ein Bündel Rechnungen mehr durchgearbeitet zu haben, iſt er nicht übler daran als das Laſtthier, dem doch wenigſtens geſtattet iſt, zur Erholung den Takt des Ganges zu wechſeln? und iſt wohl eine

Regierung weiſe zu nennen, die den beſten Theil des Volks in dieſem unſeligen Mühlknappendienſte aufreibt?

Wenn ein Fürſt, ein Miniſter, ein Präſident ſeine Obliegenheit kennt, und ſie mit Gewiſſenhaftigkeit vollbringt, vor allen Dingen aber das verderbliche Zuvielregieren vermeidet, ſo iſt keine Gefahr, daß auf den niedrigen Stufen der Staatshierarchie die Bewegung ſtocke wegen der Liebhabereien. Bei geordneter Thätigkeit findet ein denkender Mann ſehr bald die rechten Mittel, ſein Berufsgeſchäfte, ſo wie es ſeyn muß, zu vollbringen, und daneben noch Muße für ſeine Liebhaberei zu gewinnen. Friedrich der Zweite verwaltete ein großes Reich faſt allein; der Kriegsſtand, die Oekonomie, die Finanzen des Landes und der Flor der Wiſſenſchaften, Alles, was er für einen Gegenſtand ſeiner Pflicht hielt, ordnete ſich unter ſeinen Händen und gedieh, und nachdem er am Morgen jedes Geſchäft ohne Aufſchub und mit der größten Pünktlichkeit vollbracht hatte, gönnte er ſich den Genuß der Muſik, der Poeſie, der Lectüre und der eignen Schriftſtellerei. Nur bei einer ſolchen Einrichtung bleibt der innere Menſch lebendig, und ſein eigentlicher Kern, von Zufriedenheit genährt, bleibt geſund. Je weiter ſich die Zweige eines Baumes verbreiten, und je mehr ſeine Wurzeln ausgreifen, deſto mehr erfriſchende Nahrung bedarf er; und ſo möchten

wir jedem Fürſten irgend eine wiſſenſchaftliche Liebhaberei wünſchen, die ihn erquicke, wenn ihn das Regentenamt ermüdet hat. Er ſelbſt und ſein Volk würden ſich dabei gewiß wohl befinden.

* *

Es iſt in dieſen Blättern bisweilen von einem Fürſten geſprochen worden*), der zu den merkwürdigern Erſcheinungen unſrer Zeit gehört. Der vorletzte Herzog von Sachſen-Gotha und Altenburg, Auguſt Emil, wußte ſeinem, im Ganzen ſehr einförmigen Leben durch wiſſenſchaftliche Liebhabereien Erheiterung zu verſchaffen. Zu verſchiedenen Zeiten zog ihn Verſchiedenes an, jetzt Muſik, ein andermal Mahlerei, am treueſten aber verfolgte er ſeine poetiſchen Compoſitionen. Faſt kein Tag verging, wo er nicht Briefe dictirte, bald in deutſcher, bald in franzöſiſcher Sprache, und auch ſeine Briefe waren mehr oder weniger Poeſie, und faſt ohne Ausnahme denen

*) S. Vermiſchte Schriften 1 Th. S. 81—86. Ausführlicher iſt ſein Leben von uns beſprochen in der Halliſchen Allgemeinen Litteratur-Zeitung 1822. Jul. no. 172. p. 497 — 504. (woraus meiſt in des Freiherrn von Lupin Biographien lebender Perſonen. 1 Theil. S. 70 — 75. und im Neuen Converſations-Lexikon I. 2. S. 479 — 484. geſchöpft iſt.)

ähnlich, die der gelehrte Verfaſſer der Memoria Auguſti*) in dieſer Denkſchrift bekannt gemacht hat. Für romantiſche Dichtungen waren zwei Tage in der Woche beſtimmt, und da dieſe ſeit dem Jahre 1811 mit der größten Regelmäßigkeit inne gehalten wurden, und der Herzog gewöhnlich drei oder vier Stunden ohne Unterbrechung dictirte, ſo erwuchs im Laufe von zehn Jahren eine Maſſe von Manuſcript des mannichfaltigſten Inhaltes, wie wohl nur wenige Schriftſteller von Profeſſion, und ſicherlich keiner der vom Lord Orfort verzeichneten Royal Authors aufzuweiſen hat. Dieſe Arbeiten machten ihm die größte Freude, und ob ſich ihre Kenntniß gleich faſt nur auf den Autor und den Schreiber beſchränkte (nur wenigen Begünſtigten wurde bisweilen Etwas davon vorgeleſen) und er auch nie ernſtlich an ihre Bekanntmachung dachte, ſo waren ſie doch recht eigentlich ſein Taggedanke und ſein Traum. Er wohnte mit ſeiner Phantaſie in den Gegenden, in denen ſeine Romane ſpielten; er kannte jede Stelle darin, und ſchmückte ſie mit jedem Reize der Natur und der Kunſt. Auch gelehrter Schmuck mangelte nicht. Von dieſer letzten Art iſt es mir erlaubt eine Probe mitzutheilen, welche zeigen mag, mit welchen geiſtrei-

*) Der Geheime Hofrath Eichſtädt in Jena.

chen Spielen dieſer Fürſt ſich und ſeine Umgebungen zu erheitern wußte.

Im Jahre 1821 erhielt der Verfaſſer dieſes Aufſatzes folgende Zeilen von der Hand des Herzogs:

„Wie ließe ſich wohl, mein guter J., die Umſchrift einer goldnen Grabeslampe erklären: MITASPATHON LVHOYMENOS? Und wie auf dem fünfdochtigen Deckel derſelben goldnen Lampe das Pſychenhaupt, umringt von einer Geißel, einem Ringe, Händen, die ſich ſchließen, einem ungewöhnlichen Zweige, und dem Schlußwort PYRIMAN? Die Lampe wurde ohnweit einem Mithra-Tempel in dem Columbarium der Familie Cäcilia Flaminica gefunden. Bitte, bitte um ernſte Deutung. Ihr Freund

Emil."

Auf dieſe Anfrage, in welcher die eigne Erfindung ihres Gegenſtandes nicht zu verkennen war, erhielt der Herzog folgende Antwort:

„Die gelehrten Inſchriften und Symbole auf der in dem Columbario der Familie Cäcilia aufgefundenen Lampe, die ſich ohne Zweifel in dem reichen Schatze von Villa Grigi*) befindet, würde vielleicht ſelbſt dem gelehrten Antiquar der Her-

---

*) Einer der Hauptorte des Romans, an welchem ſich ein reiches Kunſt-Muſeum unter der Aufſicht des hier erwähnten Marascagni befand.

zogin Emilie, dem unvergleichlichen Marascagni, ſchwer zu enträthſeln ſeyn, wenn ſich nicht zufällig einige andre Denkmäler jener Gegend erhalten hätten, die ein Licht auf dieſen dunkeln Gegenſtand zu werfen ſcheinen."

„Das erſte dieſer Denkmäler iſt eine Inſchrift aus dem Zeitalter des Septimius Severus, unter deſſen Regierung der Mithras-Dienſt in voller Blüthe ſtand:

Deo magno Mithrae
Pollenti. Aeterno. Invicto.
L. Aemilius
Vna cum Conjuge Sanctissima castissima
Caecilia Flaminica
Pyrimano. Sacerdote. Patre patrato delibutus
Sacratissimis Mysteriis
Per Omnia Probatissimus.

„Ohne Zweifel gehörte dieſe Cäcilia zu dem Geſchlechte, in deſſen Grabmale die Lampe gefunden worden iſt. Sie war mit einem L. Aemilius vermählt, oder eigentlich wohl nur durch ein myſtiſches Band mit ihm verbunden, das der Keuſchheit des edeln Paares keinen Eintrag that. Dieſe Vermuthung wird durch eine andre, etwas verſtümmelte, aber leicht zu ergänzende Inſchrift beſtätigt, die nothwendig derſelben Zeit und Gegend angehört:

L. Aem...ius
et Caeci...ia.... aminica
conjuges
Deo Invicto Mithrae
Perpetuam Sanctamque castimoniam
Vovent.

„Dieſe Denkmäler, die den Gelehrten aus Gruters und Muratoris Sammlungen längſt bekannt ſind, mit der aufgefundenen Lampe verglichen, laſſen nicht zweifeln, daß dieſes Kunſtwerk auf die Weihung verfertigt worden, um das Andenken jener religiöſen Handlung des edeln Paares auch nach ſeinem Tode zu erhalten.“

„Pyriman iſt, wie aus der erſten Inſchrift erhellt, der Prieſter, welcher die Weihung verrichtet hatte, und zwar der erſte des ganzen Collegiums, welcher den Titel Pater Patrum und Pater Patratus führte.“

„Was die erhaben gearbeiteten Symbole betrifft, ſo iſt ihre Deutung nun ſehr erleichtert. Das Haupt der Pſyche ſoll erinnern, daß ein vorwitziges Eindringen in verſchleierte Geheimniſſe die myſtiſche Erhebung der Seele über das Irdiſche hemmt und vernichtet, ſo wie Pſyche dadurch, daß ſie ihren Gemahl beleuchtete, ihre Seligkeit verlor. Die Geißel verſtärkt die Allegorie, indem ſie eben ſowohl auf die Peinigungen bezogen werden kann, die Pſyche nach ihrer That erlitt, als die Prüfungen, die der

Weihe der Mithrasdiener vorausgingen. Der Ring und die geſchloſſenen Hände bedürfen als Symbole der Ehe keine Erklärung; der Zweig von ungewöhnlicher Form aber iſt ohne Zweifel eine Brenthis (βρένθις) oder Thridakine (θριδακίνη), eine Art von lactuca, von der Nikander beim Athenäus berichtet, daß ſie die ſinnlichen Begierden ſchwäche; ſo daß dieſes Symbol auf den Vorſatz des edeln Paares deutet, in rein-myſtiſcher Gemeinſchaft mit einander zu leben."

„So weit geht die Erklärung leicht und ohne Anſtoß von Statten. Aber die Umſchrift

Mithaspathonluhoumenos!

was ſollen wir aus dieſer ungeheuern Wortbildung machen? Wie ſollen wir ſie aufklären, wenn nicht ein Strahl des Mithras ſelbſt uns zu Hülfe kömmt und die Dunkelheit erhellt?"

„Die Endſylben und einige Elemente des Wortes deuten trotz der lateiniſchen Schriftzeichen auf Griechiſchen Urſprung hin. Da nun die Lampe ohne Zweifel in Italien verfertigt iſt, ſo darf man vermuthen, daß der Künſtler die vorgeſchriebenen Worte der fremden Sprache nicht richtig nachgebildet habe, und als der Fehler einmal begangen war, ihn, wenn er bemerkt wurde, ohne Verunſtaltung des herrlichen und heiligen Werkes, nicht verbeſſern konnte. Wir dürfen alſo zur Vermuthung flüchten; und was könnte

da wohl Anders in den verunſtalteten Buchſtaben enthalten ſeyn als die Worte:

ΜΙΘΡΑΣ ΠΑΘΩΝ ΛΥΕΙ ΜΕΝΟΣ.

Mithras löſt die Gewalt der Leidenſchaften. Ein Satz, der ſich vollkommen zu den Verhältniſſen des keuſchen Paares paßt.“

„Indem ich mich mit dem ſchönen Denkmale beſchäftige, das ganz gewiß eine der ſchönſten Zierden des fürſtlichen Antiquariums von Villa Grigi iſt, erinnere ich mich zweier Epigrammen der griechiſchen Anthologie, die bis auf den heutigen Tag von keinem Ausleger vollſtändig haben erklärt werden können. Das eine lautet ſo:

Καικιλία Ψυχῆς κακὰ πήματα τῆς περιέργου
σκεπτομένη, βίοτον πέσσω ἀεὶ καθαρόν.

wobei bisher Niemand an die Pſyche, Alle nur an die Seele dachten. Jetzt iſt Alles klar. „Indem ich Cäcilie die argen Leiden der neugierigen Pſyche erwäge, erhalte ich mein Leben immer rein.“

„Noch deutlicher iſt die Beziehung des andern Epigrammes auf die myſtiſche Lampe:

Ἐν γάμῳ ἁγνὸς ἐὼν Αἰμίλιος, ὢ μέγα θαῦμα,
χρυσοῦν λύχνον ἔχει μάρτυρα σωφροσύνης.

„Rein und keuſch in der Ehe, o großes Wunder! hat Aemilius die goldne Leuchte zur Zeugin ſeiner Sittſamkeit.“

„So viel bin ich für jetzt im Stande über das merkwürdige Kunſtwerk nach der gegebenen Beſchreibung zu ſagen. Möge meine Deutung der Herzogin Emilie genügen, und die Zuſtimmung des großen Marascagni erhalten, der ſie in dieſem Falle mit ſeiner ausgebreiteten Beleſenheit beſſer ſtützen und ausſchmücken wird, als ich mit meinen geringen Mitteln vermocht habe.“

Das Ergötzliche, oder mit Lieutnant Piſtol zu reden, der Humor von der Sache war, daß der Herzog nach Empfang dieſer Antwort, durch ihren treuherzigen Ton getäuſcht, eine Zeitlang die Erdichtungen darinne für Wahrheit nahm, und ſich überredete, vermittelſt der ihm inwohnenden divinatoriſchen Kraft, an die er glaubte, ſelbſt ein wirklich vorhandenes, nicht ein von ihm erſonnenes Kunſtwerk beſchrieben zu haben.

4. Auguſt Emil als Schriftſteller.
1 8 2 3.

Die mangelhaften, zum Theil irrigen Nachrichten, die durch einige politiſche Blätter über den litterariſchen Nachlaß des verſtorbnen Herzogs von S. Gotha verbreitet worden ſind, veranlaſſen mich Einiges über dieſen Gegenſtand mitzutheilen, was aus eigner Anſicht geſchöpft iſt, um nach meinen Kräften zu verhüten, daß ein künftiger Lord Orfort, der etwa über fürſtliche Autoren ſchreiben möchte, den verbreiteten Irrthum an die Stelle des nur Wenigen bekannten Wahren ſetze.

Das einzige, im Druck erſchienene Werk des Herzogs iſt das Kyllenion oder ein Jahr in Arkadien. (Gotha). 1805. 8., welches der Tochter des Verlegers gewidmet iſt, deren Namen das dem Werke vorgeſetzte Akroſtichon verräth. Dieſes Werk beſteht aus zwölf, mit den Namen der athenienſiſchen Monate bezeichneten Idyllen,

durch die ſich ein dünner hiſtoriſcher Faden zieht, welcher urſprünglich an perſönliche, aber nur leiſe angedeutete Verhältniſſe geknüpft iſt. Seine Entſtehung verdankte es den Lobpreiſungen der Geßneriſchen Idyllen, durch die eine junge Franzöſin den Widerſpruch des Herzogs reizte, der ſich anheiſchig machte, da ſie vornemlich den griechiſchen Geiſt jener Idyllen hervorgehoben hatte, Idyllen zu ſchreiben, die auf eine ganz andre Art durch und durch griechiſch ſeyn ſollten [1]), ein Verſprechen, aus dem Manches, was in dieſem Werke mit Recht getadelt worden iſt, erklärt werden muß. Die Zeit, in der es erſchien, war ſeiner Verbreitung nicht günſtig. Der Verfaſſer war nur Wenigen bekannt; die kritiſchen Tribunale ſchwiegen; auch in leichtern Tagblättern geſchah ſeiner nicht oft Erwähnung [2]); und ſo mag der Kaltſinn, womit dieſe ungewöhnliche Erſcheinung aufgenommen wurde, verurſacht haben, daß der Herzog ein ähnliches Werk, das er um jene Zeit unternahm, und wovon ſich die Anfänge unter ſeinem Nachlaſſe finden, unvollendet ließ. Es verdient hier noch bemerkt zu werden, daß der Herzog die kleinen, dem Kyllenion eingewebten Gedichte ſelbſt in Muſik geſetzt hat, wobei er ſich, da ihm die Theorie dieſer Kunſt ziemlich fremd war, der Hülfe eines geübten Contrapunctiſten bediente, der aber nichts von künſtleriſcher Genialität beſaß; in den Compoſitionen des Her-

zogs aber wollen Kenner ſeine eigenthümliche Originalität wieder erkennen. Mehrere dieſer Lieder ſind auch durch Compoſitionen Himmels und Maria von Webers dem größern Publicum bekannt geworden.

Früher als dieſes Werk, noch vor dem Antritte ſeiner Regierung, hatte der Herzog ein Mährchen nach einem weitläufigen Plane angefangen, das den Titel **Polyneon** (Viel-Neu) führte, von ihm ſelbſt aber gewöhnlich mit dem Namen einer der Hauptfiguren deſſelben, Panedone oder Panedonia (All-Luſt) bezeichnet wurde. Nächſt dieſem, in eine entfernte Inſel gebannten Götterweſen ſteht als Hauptperſon ein Lykaoniſcher Jäger, Barys genannt, ein blühender Cypariſſus, ein anmuthiger Flötner und ein blaſſer König; jeder in die Geſchichte der aus ihrem Himmel Verwieſenen verflochten. Von dem Inhalte des Werkes aber möchte es um deſto ſchwerer ſeyn Rechenſchaft zu geben, da es unvollendet geblieben iſt, wenn auch nicht die räthſelhafte, phantaſtiſche Zuſammenſetzung die Auffaſſung der innern Verbindung faſt unmöglich machte. Die vornehmſten Perſonen, die ſich in dieſem wunderbaren Labyrinthe bewegen, ſind nach des Dichters Angabe von Graſſi in ſieben großen Bildern dargeſtellt, urſprünglich beſtimmt, ein Schlafzimmer zu ſchmücken [3]), in welchem der Herzog alle Herrlichkeiten eines Feentempels vereinigen wollte.

Das Zimmer iſt nicht gebaut, das Mährchen nicht zu Ende geführt worden, und ſo fehlt dieſen ſchönen Gemälden der erläuternde Commentar, den der Künſtler vielleicht ſelbſt nicht einmal zu geben vermöchte [4]).

Nach Vollendung des Kyllenions begann der Herzog ein neues Werk, für das ich keine paſſende Benennung weiß. Die Anweſenheit einer geiſtreichen Jugendfreundin, der Baronin Cäcilie von Werthern, gab ihm die Idee zu einem gemeinſchaftlichen Roman, welcher aus Briefen zweier Freundinnen hohen Ranges beſtehen ſollte. Ein beſtimmter Plan war dabei nicht feſtgeſetzt; Jedes ſollte ſich, um den Ton der Wahrheit feſt zu halten, ohne Zwang bewegen dürfen. Der Herzog eröffnete den Briefwechſel mit gewohnter Lebhaftigkeit, im Character einer jungfräulichen Wittbe, der Großherzogin Anna; Serena, die Jugendfreundin, antwortete; und die Erwiederung auf dieſen Brief erfolgte ſchon am nächſten Tage. Wahrſcheinlich aber wurde durch die Lebhaftigkeit, mit der der Herzog die Sache betrieb, die urſprüngliche Verabredung geſtört. Die Freundin mochte bald bemerken, daß auf dieſe Weiſe aus dem, was ein Spiel ſein ſollte, ein ſehr ernſthaftes Geſchäfte werden würde; ſie ſchwieg; und der Herzog, dem die Sache nun lieb geworden war, ſetzte ſein Werk, theils in Briefform, theils in Form eines Tagebuches allein

fort. Auch in dieſem war Manches, ja das Meiſte, auf perſönliche Verhältniſſe gebaut; dieſe aber, immer nur als leichte Veranlaſſung benutzt, wurden in der Ausführung ſo umgeſtaltet, und mit einer ſolchen Fülle poetiſcher Zugaben ausgeſchmückt, daß die Grundfäden kaum von den wenigen Eingeweihten zu erkennen waren. Als ſich in dieſen Verhältniſſen Einiges änderte, wurde das weit ausgeſponnene Werk allmählig bei Seite gelegt; ein anderes wurde eingeſchoben, nach kurzer Zeit aber ausſchließend bearbeitet. Auch dieſes fing in Briefform an. Eine Jungfrau, Namens Emilie, italieniſcher Abkunft, aber als Kind nach Deutſchland verſetzt, und von ihren Eltern, man erfährt nicht recht warum, auf mannigfaltige Weiſe gequält, rettet auf den Höhen des Thüringerwaldes einem Knaben das Leben, und hegt nun zu dieſem eine heftige Liebe, die ſie ſich aber ſelbſt nicht geſteht. Dieſer Knabe iſt nun zum Jüngling gereift, und an ihn ſind die meiſten Briefe gerichtet 5). In dieſen Briefen erſcheint der Herzog in doppelter Geſtalt; einmal als die Briefſtellerin Emilie; dann als ein Fürſt, an deſſen Hofe ihr junger Freund Xaver lebt. Dieſe beiden Perſonen, obgleich der Idee nach eine und dieſelbe, behandelt der Verfaſſer durchaus auf verſchiedne Weiſe. Die Jungfrau Emilie mit zärtlicher Vorliebe; den Fürſten mit einer Ironie, die oft an Bitterkeit ſtreift. Nach der

Rettung Emiliens aus ihren ängſtlichen Verhältniſſen, erweitert ſich die Scene; die Briefe werden reichhaltiger, und gehen endlich in ein Tagebuch aus, das das ganze innere und äußere Leben der phantaſiereichen Emilie mit großer Ausführlichkeit darſtellt. Beſchreibungen von Reiſen durch romantiſche Gegenden; Schilderungen von reichgeſchmückten Palläſten und Villen; von Gärten wie die der Armida; von Kunſtſammlungen voll der außerordentlichſten Gegenſtände; von Hoffeſten, Erleuchtungen, Kloſterbeſuchen — dieſes und ähnliches wechſelt mit dem Ausdrucke mannichfaltiger Gefühle ab. Dieſem reich ausgeſtatteten Labyrinthe fehlte nichts als der hiſtoriſche Faden der Ariadne, um den Leſer mit Luſt hindurch zu führen, ſtatt, daß ihn jetzt häufig ein Gefühl anwandelt, dem Gefühle des Seefahrers gleich, der während der Windſtille an einer romantiſchen Küſte lavirt, und durch die unaufhörliche Bewegung des Schiffes nicht von der Stelle gebracht wird [6]). Es mag wenige Werke geben, die mit mehr Geiſt und reicherer Phantaſie ausgeſtattet wären; und doch zweifeln wir, daß viele Leſer die Gedult haben würden, dieſe Maſſen von Briefen, und die noch größern Maſſen von Tagebüchern mit Aufmerkſamkeit durchzuleſen. Für den Druck ſind ſie, ſchon ihres Umfanges wegen, nicht geeignet [7]).

Mit dieſem Werke, ihm dem liebſten von

allen, war der Herzog bis an ſeinen Tod beſchäftigt. Es iſt geſchloſſen, aber nicht vollendet; denn Manches, was er um des innern Zuſammenhanges wegen hinzufügen zu müſſen glaubte, iſt nicht hinzugekommen. Das Mangelnde zu ergänzen, wäre Niemand im Stande, ſollte er auch vollkommen in die Gedanken des Herzogs eingeweiht ſeyn. Wenn dieſer bisweilen im Geſpräche über das, was er einſchalten wollte, Gedanken fallen ließ, ſo waren dieß meiſt nur einzelne Funken, die eben ſo ſchnell erloſchen, als ſie aufgeſprüht waren. In der Ausführung aber ſeine Manier nachzubilden, würde ein eitles Bemühen ſeyn.

So viel von den ſchriftſtelleriſchen Werken dieſes ausgezeichneten Fürſten. Außerdem iſt aus ſeiner Feder eine große Menge von Briefen in deutſcher und franzöſiſcher Sprache gefloſſen. Nicht leicht verging ein Tag, wo er nicht einen oder einige Briefe dictirte, deren keiner leer und gehaltlos war. Geſchäfte betrafen die wenigſten. Die Proben, welche der mehrmals von uns angeführten Memoria beigefügt ſind, geben eine richtige Vorſtellung von der Art, wie er Briefe abfaßte. Denn ſo ſeltſam in ihnen Einiges erſcheinen mag, und ſo abweichend von gewöhnlichem Briefſtyle, ſo war dieß doch eben ſeine natürliche Art, von der er ſich, wie uns aus zahlloſen Beiſpielen bekannt iſt, nicht leicht entfernte.

Ich muß hier noch einer Schrift erwähnen, die bei ihrer Erſcheinung dem Herzoge zugeſchrieben worden iſt. Sie führt den Titel: Vierzehn Briefe eines Kartheuſers, geſchrieben im Jahr 1755 zu Paris. Herausgegeben von Karl Pougens. Paris. 1820. 45 S. 8. Der Verfaſſer der Memoria berichtigt (p. 32) jenen Irrthum, doch weniger, wie es ſcheint, aus eigner Ueberzeugung, als auf fremdes Zeugniß. Wir ſind im Stande, über dieſen Punkt genügenden Aufſchluß zu geben. Dieſe Briefe ſind Ueberſetzung. Das vor uns liegende Original führt den Titel: Lettres d'un Chartreux éctites en 1775, publiées par Charles Pougens. Paris chez Mongié ainé. MDCCCXX. 87 Seiten. 12mo. Der Herzog, von der Sonderbarkeit des Inhaltes angezogen, fing eine Ueberſetzung an, ſtand aber bald von dieſer Arbeit ab, und übertrug ſie dem Geheim-Secretär *) Wüſtemann, welcher der gelehrten Welt durch eine Ueberſetzung von Mazois Palais de Scaurus, und der Paraphraſe der Inſtitutionen des Theophilus (Berlin 1823) bekannt iſt. Der Herzog ließ ſich die Ueberſetzung vorleſen, änderte hin und wieder, und fügte einiges Eigne hinzu [8]). Von ihm iſt der Schluß der Vorrede, welcher alſo lautet: „Doch wie ich in fremder

---

*) Gegenwärtig: Geheimer Rath von Wüſtemann zu Altenburg.

Sprache, in der Sprache der Feinde, der Demüthiger meiner unglücklichen Nation dieſe Briefe Euch, ihr gefühlvollen Fremden, anzubieten wage, fraget nicht! Eben ſo wenig als wer mir das Recht gab, dieſe vergeſſenen Zeilen dem Staube des Familienarchivs zu entziehn. Leſet und weinet was ich weinend in der Sprache meiner Ahnen las. Doch Ihr ſeyd keine luſtgierigen, wonneſatten, gemeinen Herzen. Unnütz wäre Euch zu bitten, für die Ruhe der namenloſen Jungfrau, des längſt vergeßnen Anatolos zu beten. So betet denn für ſie und für den, der ſo unglücklich war, die rauhe feindliche Sprache zu lernen, und der ſo glücklich iſt, in dieſer mühſam erlernten Sprache jetzt zu Euerm reinen, minnefreien Herzen zu reden. Euch, ihr Großmüthigen, Euerm Herzen liſpelte ich das Wort der Weihe, Euch weih' ich das Weihwort, das einſt vor 65 Jahren ein treuer verſchwiegener Freund der reinen minnefreien Herzen ſeiner Zeit weihte."

Das in dieſen Zeilen erwähnte Weihwort findet ſich am Schluſſe (S. 45), und iſt ebenfalls Zuſatz des Herzogs:

„Ihr, die ihr nicht lüſtegierig, nicht Minnefreuden-ſatt Euer Beneiden in kaltes, eiſiges, unnützes Klägeln hüllt; Ihr, die ihr nicht fremde Herzen übermüthig wäget, Ihr ungemein liebenden, Ihr rein und treu und rückſichtslos lieben-

den, Ihr ohne Hoffnung, ohne Anſpruch liebenden, Ihr Glück und Beſitz, Gegenwart und Gegenliebe entbehrenden, ſeltnen Gemüther, Euch widm' ich dieſe Briefwahl. Tadelt auch nicht den vielleicht ſtrenger Kirchenzucht widrig handelnden Freund; denn ohne ihn hättet Ihr nicht vernehmen können den Jubel, die Entzückungen, die Verzückungen, die Phantaſien, die Fieberträume, die letzten Worte des in den Ueberſchwenglichkeiten lauterer Liebe untergehenden Anatolos; denn nur ich war zuletzt ſein Schreiber, ſein Vertrauter, da ich nicht ſein Beichtiger war."

Dieſes, und ein kurzer Anhang der Briefe auf der vorletzten Seite (S. 44) iſt der Antheil, den der Herzog an den ihm zugeſchriebenen Ergießungen einer anachoretiſchen Liebe hat.

Anmerkungen.

1) Die Entſtehung des Kyllenion's iſt, nach unſern Angaben (in der Allgem. L. Z. 1822. no. 172. p. 500) in Eichſtädts trefflicher Memoria Augusti (Gothae. 1823. 4. p. 30.) richtig erzählt worden, wo wir uns doch in Beziehung auf die Worte: ſemina Francogallica, quae praeter gentis suae morem, Gesneri, Helveti poetae, virtutes praedicaverat — die Bemerkung erlauben, daß die Bewunderung Geßners damals noch ein ſtehender Glaubensartikel bei den Franzoſen war, die ihn aus Huber's Choix de Poesies allemandes und einigen Nachahmungen franzöſiſcher Dichter kannten. Die junge Franzöſin aber, von der hier die Rede iſt (die nun längſt verſtorbene, damals 16jährige Gräfin Adèle de Bueil), las die Beſten unſrer Dichter mit

Sinn und Gefühl, und ſetzte ſie oft, zum Aergerniß ihrer Landsleute, über die franzöſiſchen.

2) Am beſten und richtigſten iſt es wohl in der eben erwähnten Memoria gewürdigt p. 30. 31. wo es unter Andern heißt: Idem liber non modo phantasiae incitatione et calore, visorumque quadam quasi audacia excellit, habetque mirificam quandam gratiam novitatis; verum etiam lectionis magnam copiam ostendit etc. Das Manuſcript ging vor dem Drucke durch meine Hände, und kehrte mit einigen unbedeutenden Veränderungen und mit folgendem Sonnet zurück:

Arkadien.

Von welchem Leben glühn Kyllenes Höhen!
Welch' Drängen zarter Knaben, holder Frauen!
Ich ſeh' in Roſenſchimmer Hirten gehen,
Und hoch aus Strahlenwolken Götter ſchauen.

Und auf der Hügel goldnen Gipfeln wehen,
Es wehen auf den ſonnumfloßnen Auen
Der Liebe Hauch, Verlangen, Sehnſucht, Flehen,
Und unter Spiel und Scherz ein ſüßes Grauen.

Aus heil'gen Grotten ſtrömen leiſe Lieder;
Die Flur erbebt vor Luſt, und Blumen drängen
Sich vor aus ihr, und ſchlingen Liebeskronen.

Es kehrt das Gold entſchwundner Zeiten wieder;
Meer, Luft und Erde tönet von Geſängen;
Und unter Hirten wollen Fürſten wohnen.

An demſelben Tage erhielt ich auf die nemlichen Reime folgendes Sonnet, deſſen eigentliche Beziehung mir aber jetzt, nach ſo langer Zeit, nicht mehr klar iſt.

Ruf.

Ich grüß' Euch wieder, holder Freiſtatt Höhen;
Umarm' euch wieder reizend milde Frauen.
Darf ich, Ihr theuern, mit den Buhlen gehen,
Um wieder, was ich längſt entbehrt, zu ſchauen?

Ich fühle ſchon der reinſten Lüfte Wehen:
Mich rufen auch des Glückes Myrthenauen;
Mich bannet hier der Sängerchöre Flehen,
Und in der Sinne Rauſch ihr göttlich Grauen.

Doch wer verſteht hier meine Räthſellieder?
Wer theilt der kranken Seele ew'ges Drängen?
Wer trägt wie ich der Minne Dornenkronen?

Ich blicke forſchend nach dem Fernland wieder.
Es ſtrömt mein Ruf in Träumen, in Geſängen;
Er ſchwebt zu mir; er bleibt, um hier zu wohnen.

Das Spiel wurde von mir durch ein zweites Sonnet auf dieſelben Reime fortgeſetzt:

Der Hyperboreer.

Wen nie zu Hellas goldbekrönten Höhen
Der Ahndung Fittig trug, wem Hirtenfrauen
Und Schäferknechte nur im Tempe gehen,
Der kann Arkadiens Wonne nicht erſchauen.

Er ſitzt, wenn Frühlingslüfte buhlend wehen,
Am Heerde kochend; ſticht auf Veilchen-Auen
Salat, und flieht von Philomelens Flehen
Den Gänſen zu, den weißen und den grauen.

„Was kümmern mich, ſpricht er, der Muſen Lieder?
Ich eſſ' und ſchlaf' in Proſa; all das Drängen
Des Reimervolks um welke Lorbeerkronen“

„— Was nützt das Zeug? — mir iſt's in Tod zuwider;
Weg Schwan, weg Nachtigall! Nur den Geſängen
Der Grauen horch' ich, die am Iſter wohnen.“

3) Das erſte dieſer Gemälde, das aus der Hand des Künſtlers hervorging, die zum Himmel aufſchauende Panedonia mit einer Leier in der Hand, veranlaßte den Referenten zu einem Sonnet an Graſſi:

Der Liebe trunknen Wonnen hingegeben,
Vergeſſend ihrer Erdenwallfahrt Mühen,
Schwebt Panedone; ihre Wünſche ſtreben
Den Sphären zu, wo höhere Freuden blühen.

Des Wohllauts holde Genien umſchweben
Die Roſenlippen, die von Liedern glühen;
Und unter ihrer Finger zartem Beben
Seh' ich die Funken heller Töne ſprühen.

Fürwahr dich hat kein ird'ſcher Leib empfangen;
Der Himmel ließ aus Lilien dich erſtehen:
Du lagſt in Ahndung, Traum und Luſt verlohren.

Dann ſtiegſt du mit ſehnſüchtigen Verlangen
In Graſſi's Bruſt, und wardſt in ſüßen Wehen
Aus ihr zum zweitenmal verklärt gebohren.

Da dieſe Zeilen in die Hand des Herzogs gekommen waren, ſchrieb er, mit Beziehung auf zwei andere Figuren ſeines Mährchens, mit Beibehaltung der Reime des zuerſt empfangenen folgende zwei Sonnette:

Der Sybarit.

Ich bebe auf der Myrten-Hügel Höhen;
Denn ſichrer ſitz' ich koſend unter Frauen,
Und laſſe lieber meine Diener gehen,
Daß ſie für mich in grauſe Fernen ſchauen.

Ich ſchaudre bei der Abendlüfte Wehen;
Nie lockten mich Garganos wilde Auen;
Ich fliehe vor der nackten Bettler Flehen;
Ein Andrer helfe; mich verſcheucht das Grauen.

Leicht ſchrecken mich der lauten Freude Lieder;
Bei Freuden-Feſten ängſtigt mich das Drängen;
Mir ſchwindelt gleich beim Duft von Lilien-Kronen.

Des Ambra's ſtarkes Oel iſt mir zuwider;
Und zu gemein die Liebe in Geſängen,
Und ganz fatal das bei einander wohnen.

Der Lykaonier.

Ich morde gern das ſcheue Wild der Höhen,
Doch lieber noch die Unſchuld zarter Frauen;
Und ſoll ich irgendwo mich froh ergehen,
So wehrt man mir das Gehen und das Schauen.

Mit Kitzel ſeh' ich fremden Leides Wehen:
Mit Sehnſucht wilden Krieges blut'ge Auen;
Vernehm' mit Luſt der Feinde leiſes Flehen,
Und lache laut ob Mitleid's kindiſchem Grauen.

Auch ſing' ich gern der frechen Wolluſt Lieder,
Und fühle gern der Unzucht wildes Drängen;
Und ſchlafe gern auf blutigen welken Kronen.

Schon längſt iſt mir des Dankens Zwang zuwider;
Ich gähne bei phantaſtiſchen Geſängen,
Und will am liebſten unter Pferden wohnen.

4) Um dieſelbe Zeit erfreute Graſſi den Herzog zu ſeinem Geburtstage mit einer Copie von Caracci's aufſchwebendem Genius, der, nach dem Wunſche

des Künſtlers, folgende Terzinen zur Begleitung gegeben wurden:

Fern von gemeiner Menſchheit wüſter Rotte
Von dumpfen Schlummers Banden feſt umwunden,
Lag ich im Dunkel einer Felſengrotte.

Vergebens kreißten auf und ab die Stunden;
Und dem gebundnen Sinne war's entwichen,
Ob jemals ich des Lebens Luſt empfunden.

Denn matte Schatten nur von Träumen ſchlichen
Durch meiner Seele Nebel auf und nieder,
Verworren, formlos, düſter und verblichen.

Und wie der Geiſt, ſo auch des Leibes Glieder,
Der Sehnen Kraft gebunden und befangen,
Und ſchlaff hing meiner Schultern bunt Gefieder.

Sieh! da begann ein wunderſüßes Bangen
In tiefſter Bruſt urplötzlich mir zu ſchwellen,
Und Schlaf und Wachen, Tod und Leben rangen.

Die graue Nacht zerfloß in weiten Wellen;
Durch düſtern Nebel ſtrömten Purpurflammen,
Und Nektarduftend ſilberhelle Quellen.

Und Harmonien, die vom Himmel ſtammen,
Ergoſſen ſich, und ſchwebend auf den Wogen
Der Töne, fühlt' ich Lebensluſt entflammen.

Und wie inbrünſtig Iris Farbenbogen
Mit weichen Armen Jovis Thron umſchließen,
So fühlt' ich mich von Harmonien umzogen;

Und wähnte mich gewiegt auf Blumenwieſen,
Geküßt von weicher Frühlingslüfte Wehen;
Und Duft des Aethers ſchien mich zu umfließen.

Und eine Stimme tönte von den Höhen:
„Erwach'! o Jüngling! zu des Lebens Thoren
Gebietet Dir das Schickſal einzugehen.“

„Ein Knabe ruft Dir, eben jetzt geboren,
Ein Fürſtenſohn — auf, ſchüttle Deine Schwingen! —
Dem zum Genoſſen wurdeſt Du erkoren.“

„Die Kränze, die um Deinen Arm ſich ſchlingen,
Und dieſe Lorbeern in den braunen Haaren,
Wirſt Du von ihm einſt Jovis Throne bringen,

„Ein Denkmal ſeiner Tugend, zu bewahren
Wo Strahlenkränze edle Fürſten loben,
Die Bürgerſinn mit Muſenkünſten paaren.“

Ich ſprang empor. Der Banden flugs enthoben,
Verſucht' ich meiner Schwingen Kraft zu regen,
Und wurde leichten Flugs emporgehoben.

Und eilte Dir mit Liebesgluth entgegen;
Ich zeigte Dir in Träumen Deine Kronen,
Und führte Dich auf meinen Sonnenwegen

Den Hallen zu, wo hohe Götter thronen,
Im Ringeltanz die Charitinnen ſchweben,
Und Mnemoſynens hehre Töchter wohnen.

Du ſahſt das Traumgeſicht mit Wonnebeben,
Der Freude Gluthen färbten Deine Wangen;
Mit jenem Traum begann Dein höhres Leben.

Sechs Luſtra ſind ſeit jener Nacht vergangen;
Von mir geführt wirſt Du die Sternenreiſe
Beglückt vollenden, wie Du angefangen,
Zur Wonne mir, Dir ſelbſt zu ewigem Preiſe.

5) Der Herzog hatte ſich urſprünglich ſeine Aufgabe höchſt ſchwierig geſtellt. In allem ihrem Thun von außen gehemmt, kann Emilie nur verſtohlenerweiſe ſchreiben; überdieß aber iſt ſie durch einen Eid gehindert, ſich dem Jünglinge, der ſie nur Einmal auf einem Maskenballe in Geſellſchaft von drei andern ganz gleich gekleideten Jungfrauen geſehen hat, deutlich zu erkennen zu geben. Da ſich nun bald zeigte, daß ſich die Geſchichte in ſolchen Feſſeln gar nicht fortbewegen konnte, wird Emilie, man weiß nicht recht wie, in ihr urſprüngliches Vaterland gerettet, wo ſie in Fontechiaro eine Freundin, in Villa Grigi hohe Verwandte und fürſtlichen Rang findet.

6) Wer die Arbeiten des Herzogs kennt, wird das Urtheil unterſchreiben, das wir an einer andern Stelle (Allgem. Lit. Zeit. 1822. p. 502.) ausgeſpro-

chen haben: „Das Einzelne iſt reich, neu, glänzend, oft wunderbar und außerordentlich; aber das Ganze leidet an dem Mangel fortſchreitender Bewegung, der ſich aus der Art ſeiner Entſtehung und Fortbildung, vielleicht auch überhaupt aus der Eigenthümlichkeit des Verfaſſers erklärt. Für ihn war die Abfaſſung eines Romans nicht ein Geſchäft, ſondern eine Ergötzung, wobei er ſich gern mit Bequemlichkeit auf breiten Bahnen bewegte, ohne durch die voraus beſtimmte Richtung eines feſten Planes gebunden zu ſeyn. Faſt immer dictirte er. Wenn nun der dazu Berufene an den beſtimmten Tagen zur beſtimmten Stunde erſchien, fuhr der Herzog an der Stelle fort, wo er in der vorhergehenden Sitzung abgebrochen hatte, und dictirte oft drei und vier Stunden nach einander, ohne Unterbrechung, die geiſtreichſten Dinge in der gewählteſten Sprache, und in gut geordneten, wohlklingenden und richtig gebildeten Sätzen. Nie verwirrte, nie verbeſſerte er ſich. Der erſte Wurf hätte für den Druck genügt."

Auch in metriſch gefaßter Rede bequemte er ſich nicht gern nach einem beſtimmten Geſetze; wie ſich

denn die dem Kyllenion eingefügten Lieder durchaus in ſelbſtgewählten Rhythmen bewegen. Wir bemerken hierbei, daß von den in der Memoria Augusti p. 58—66. mitgetheilten Liedern nur das erſte (p. 58.) beſtimmt von ihm herrührt; das 2te gehört ganz gewiß einem andern Dichter. In den ungedruckten Werken ſind hie und da griechiſche Diſtichen und Inſchriften eingeſtreut, zu denen er den Gedanken hergegeben hat. Er ſelbſt wußte kein Griechiſch, war aber auch weit entfernt ſich dieſe Kenntniß anzumaßen, ſo wenig als der Italieniſchen und Engliſchen Sprache, wovon doch auch manches in den Emilianiſchen Briefen vorkömmt. Warum er an dieſer Sprachmengerei Vergnügen fand, wiſſen wir mit Sicherheit nicht zu ſagen. Wenn er etwas in einer fremden Sprache ausgedrückt haben wollte, ſagte er es dem Schreiber gewöhnlich franzöſiſch vor, und überließ dieſem die Sorge der Ueberſetzung. Auf Correctheit kam es dabei nicht an.

7) Der Referent, unter deſſen Fingern der Armida-Garten entſtanden iſt, widmete dem Herzog an ſeinem Geburtstage, ſtatt glänzender Seltenheit, die er von Andern zum Geſchenk annahm, bisweilen

einige Verſe, die ſich denn gewöhnlich auf den Inhalt der Werke bezogen, mit denen der Herzog eben beſchäftigt war. Wir laſſen hier einige von ihnen folgen, da ſie in Beziehung auf das zuletzt erwähnte Werk die Stelle eines converen Spiegels vertreten können, der die Gegenſtände einer weiten Gegend in einem engen Raume verkleinert zeigt.

I.

Welch' froher Jubel füllt die weiten Hallen?
Wie tönt der Dom von abgemeſſnen Tritten?
Wer ſind die Männer, fremd an Tracht und Sitten,
Die neu bekränzt durch Villa Grigi wallen?

Ihr ſeyd es, Welſchland's Sänger. Du vor Allen,
Schwan Valchiuſa's. Unter Deinen Schritten
Tönt Wiederhall von ſüßen Liebesbitten,
Und Sehnſuchtsklage holder Nachtigallen.

Und Tempe's*) hohes Thor, zu lang verſchloſſen,
Geht auf, die Palmen ſchütteln ihre Kronen,
Und jubelnd rauſcht des Lorbeers ſtolzer Wipfel.

Fern lauſchet Marescagna**), unverdroſſen

---

*) Name einer von den Ahnen Emiliens geſtifteten Akademie.

**) Der Antiquar der Herzogin Emilie.

Zu deuten jede Kunſt entlegner Zonen,
Und küßt reſpectvoll Deines Mantels Zipfel.

2.

Wie einſt, als aus den lauen Meereswogen
Dione ſich zum Licht emporgerungen,
Die Himmliſchen auf ihrem Strahlenbogen
Voll frohen Staunens ſich herabgeſchwungen:

So kömmt aus heil'ger Fern auf Wohllaut's Wogen,
Die zarten Arme liebevoll verſchlungen,
Ein Chor erhabner Weſen hergezogen,
Der Wünſche Jubel auf beredten Zungen;

Ein Kranz beſeelter Blumen, auserkohren
Aus Deinen Zaubergärten Fontechiaro,
Und Grigi, Vallombroſ' und Valtornaro.

Zuletzt, die Feder hinter tauben Ohren,
Erſcheint, wo ſich Glückwünſchende verſammeln,
Der Schreiber, auch ein frommes Wort zu ſtammeln.

3.

Wer ſchuf in dieſes heiligen Felsthals Enge,
Wo liebend Grigás *) weiße Tauben girren,
Ein zweiter Dädalus, ſo holde Irren,
So phantaſienreiche Wundergänge?

---

*) Die Schutzheilige der Gegend von Grigi.

Wem gilt hier dieſes fröhliche Gedränge?
Der Greiſe Lob, der Jugend heitres Schwirren?
Die Melodien, die jubelnd ſich verwirren?
Und der Paulinerinnen Feſtgeſänge?

Dein Name weckt des frohen Volks Entzücken;
Dein Name, dem die Prieſter Segen zollen;
Ihn feiern Deiner Paradieſe Geiſter.

So lang des Apennin beſchneiter Rücken
Hesperien theilt, des Arno Fluthen rollen,
So lang lobt dieſer Wunderbau den Meiſter.

4.

Vom fernſten Oſten, wo des Indus Wogen
Der jungen Sonne blonde Locken ſpiegeln,
Kömmt, dieſen Tag der Freude zu beſiegeln,
Ein wunderbares Weſen hergezogen.

Auf Pfaden, ſiebenfarb, wie Iris Bogen,
Schwebt ſie zu Dir, leicht, wie auf Phönixflügeln,
Bekränzt mit Blüthen von Hygieens Hügeln,
Von wannen friſchen Lebens Düfte wogen.

Und jeder Weisheit Himmelsblumen prangen
In ihrer Hand, ſinnvoll zum Kranz verſchlungen,
Ein ſichrer Schutz vor Charon's düſterm Kahne.

Der Jugend Zauber blüht auf ihren Wangen;
Doch prießen ſchon der Urwelt goldne Zungen
Die ewig junge Muſe Thamarane*).

---

*) Ein feenartiges Weſen in dem Romane.

5.

Und wo ſich Villa Grigi's Wunderzinnen
Aus Deines Friedens heiligem Stein*) erheben,
Hemmt ſie den Flug, und hohe Worte ſchweben
Von ihrem Mund, ein Zauber allen Sinnen:

O Du, ſo ſpricht ſie, dem die Charitinnen
Der ſchönſten Gaben reiche Blüthe geben;
Ich will Dir goldner Tage Fülle weben,
Und einen Faden, gleich dem meinen, ſpinnen.

Wo Du auch wandelſt, ſollen Roſen ſchwellen;
Um Deine Stirn ſich Amaranthen winden;
Auf Lilienblüthen ſoll Dein Wagen gleiten.

Für Dich gebiet' ich Fontechiaro's Quellen,
Und Prattis Hain, und Valtornaro's Gründen,
Des Lebens ſüß Nepenthe zu bereiten.

6.

Tief in dem Schooß des Gebirgs, und von Felſen umlagert, gemeiner
Sterblichen Augen entrückt, birgt ſich ein heiliges Land.
Ewig bekränzt es der Lenz; wenn draußen der Sturm im Gewölk wühlt,
Lachet dem heiligen Land freundlich des Himmels Azur.
Pinien tanzen am Rand des Gebirgs auf den ſchwankenden Füßen;

*) Das Reſidenzſchloß von Gotha heißt der Friedenſtein.

Und in dem ſtrahlenden Blau ſchütteln die Palmen das Haupt.
Neben den Palmen der Aloën Pracht, und der duftenden Cedern
Langhinſtreckende Reihn machen zum Tempel den Wald,
Still und heimlich und hehr. In dem tieferen Thale verweht des
Zephyrus Hauch das Arom, das er den Blumen entführt.
Denn hier woget ein weites Gefield paradiſiſcher Roſen,
Gleich wie ein wallendes Meer, wo ſich Aurora beſchaut;
Und an dem Spiegel des See's erheben ſich Tempel auf ſtolzen
Säulen erhöht, von ſtets grünendem Lorbeer umkränzt;
Freundliche Villen, Kiosken, und ſtattlicher Prunk von Palläſten,
Wunder von göttlicher Kunſt, ſinniger Ahnen Gebäu;
Pratti's Gärten; Asklepios Hain, voll heilender Gaben,
Ganges' Geſchenk, und der Quell ſchäumend von heilſamer Kraft;
Und zu dem Lichte der Weg*), und ihr heiligen Hallen des Tempe,

---

*) Cammino alla luce. Name eines Frauenkloſters in dem Romane.

Griga's ſtilles Aſyl, Wunder der Wunder auch Du.
Holde Oaſis, o ſey mir gegrüßt, Du der reizenden Mutter
Schöneres Kind, und nimm freundlich den Wandernden auf.

7.

Warum rauſcht ſo melodiſch der Hain, wie von Aeolus Harfen?
Warum flüſtert der Bach liebliches Lautengetön?
Kränze verſchlingen von Zweig ſich zu Zweig, und in Düfte von Weihrauch
Hüllet der Hügel ſich ein; Blüthen erfüllen die Luft,
Purpurn, weiß und roſig, und wirbelnd zur Erde hernieder,
Decket der duftende Schnee ſchwellend das liebliche Thal.
Feſtlicher Chortanz zieht zum Altar mit gewogenen Schritten,
Und aus den Hallen hervor tönet der fromme Geſang;
Myſtiſche Lieder dem Ganges entſtammt, und den Ufern des Peneus,
Herrlicher Arno, auch Dir, zierlich zu Einem verwebt.
Denn Ein Name durchtönet allein und durchſchlingt die Geſänge;

Wenn er den Lippen entſchwebt, ſchauern die Haine vor Luſt,
Und es erwecket der See die kryſtallenen Wellen zum leiſen
Tanz, und die ſchmeichelnde Luft ſchmieget den Blumen ſich an:
„Sey o heiliges Feſt uns gegrüßt! der entzückenden Freude
„Feſt! o kehre noch oft!" — alſo ertönet das Lied.
„Spende dem Gütigen Glück aus dem nimmer ver- ſiegenden Urborn;
„Wie Er ſelber es ſtets ſpendet aus reichem Ge- müth."
Alſo entſchallet dem Tempel das Lied; der begeiſterte Nachhall
Sendet den frommen Geſang liebend von Lande zu Land,
Und von Herzen zu Herzen hinfort; und von jegli- chem Munde
Tönet es: „Heiliges Feſt, kehr' ihm noch öfters zurück."

8) In der Memoria p. 73. heißt es in Beziehung auf dieſe Schrift: Praefationem libri, quem nota 29 memoravimus, si scripsit Augustus, qui eam scripsisse nobis videtur, praeclare ab eo dictum est quod extat p. 7. „Derjenige, welcher dieſe feu-

rigen Zeilen entwarf, war weder ein Schöngeiſt, noch ein Akademiker; vielleicht war er mehr werth, denn er war nur ein einfacher und gefühlvoller Menſch." Der Verfaſſer irrt. Auch dieſe Worte gehören dem franzöſiſchen Verfaſſer an, und lauten im Originale: Celui qui a tracé ces lignes brulantes n'était ni un bel esprit ni un académicien; il valait mieux peut-être; car il n'était qu'un homme simple et sensible.

5. Die Ana und ihre Glaubwürdigkeit.

Alte und neue Ana.

1824.

Wer ein wenig in Sammlungen von Anekdoten und Einfällen bewandert iſt, muß die Bemerkung gemacht haben, daß ſich dieſelben Geſchichten oft wiederholen, ohne etwas Anderes als einzelne Umſtände, Datum, Ort und Namen zu verändern; indem ſie, wie die Erfindungen der ſogenannten äſopiſchen Fabeln, als eine Art von Gemeingut behandelt wurden. Gewiſſe Geſchichten, ſagte Fontenelle, haben das Recht, ſich mehr als einmal zuzutragen; daher über ihre wahre Heimath zu ſtreiten, unnütz, obſchon es vielleicht nicht unintereſſant iſt, das erſte Samenkorn einer Erzählung im Alterthume aufzuſpüren, und dann durch alle Metamorphoſen und Palingeneſien von Jahrhundert zu Jahrhundert zu verfolgen. Daß

ſolche Unterſuchungen nicht ohne Reiz und Nutzen ſind, hat der vielbeleſene und ſcharfſichtige Verfaſſer*) der Beiträge zur Geſchichte der romantiſchen Poeſie (Berlin. 1818) an vielen Beiſpielen durch glückliche Licht verbreitende Forſchungen gezeigt. Eine ſolche Sichtung der ganzen großen Maſſe mit ſolchem kritiſchen Geiſte unternommen, würde die langen Reihen der Ana außerordentlich verdünnen, und man würde oft mit Erſtaunen ſehn, wie alt das Neue, und wie ungewiß das Eigenthumsrecht auf dieſem Gebiete iſt. Der geſellſchaftliche Genuß würde dadurch nicht verringert werden; gute Erzähler würden nach wie vor das Alte neu machen, das Gehörte oder Geleſene als etwas Selbſterlebtes vorbringen, und zu dieſem Behufe Namen und Oerter nach Belieben verändern dürfen, ohne ſich dabei im Mindeſten um ältere Berechtigungen oder um die hiſtoriſche Wahrheit zu kümmern. Der Schein der Wahrheit iſt hierbei hinreichend, und die hiſtoriſche Kritik wird nicht laut, wenn die äſthetiſche befriedigt wird. Wenn nur das Letztere immer geſchähe! Wenn nur nicht oft die ſchönſten Geſchichten bei ihrer Wiederholung und Auffriſchung in ihren weſentlichſten Zügen bald durch

*) Fr. Wilh. Valentin Schmidt, Profeſſor zu Berlin, leider ſeitdem allzu früh für die Wiſſenſchaften geſtorben.

ungeſchickte Zuſätze bald durch Auslaſſungen verunſtaltet würden! Die Beiſpiele ſind häufig, am häufigſten in Geſellſchaft; aber auch in Tagblättern begegnet man nicht ſelten Geſchichten, die uns in ihrer urſprünglichen Geſtalt wie anmuthige Kinder anlächelten, und nun durch böſe Hände, Augen und Zungen gleichſam umgetauſcht, gar nicht mehr als daſſelbe Weſen, ſondern als mißgeſtaltete Wechſelbälge erſcheinen.

* * *

Vor einiger Zeit machte eine geſchätzte politiſche Zeitung folgendes furchtbare Ereigniß bekannt: Ein Vater hatte im Zorn ſein Kind wegen einer Unfertigkeit geſchlagen; der Schlag war ſo unglücklich ausgefallen, daß der Knabe todt zur Erde fiel. Die Mutter, die in Wochen liegt, läßt, um ſchnell zu Hülfe zu eilen, ihren Säugling im Bade, und dieſer ertrinkt, eh ſie zurückkehrt. Sie ſelbſt ſinkt vor Schrecken todt nieder; und der Mann, über alles das Unglück verzweifelnd, henkt ſich auf. So war binnen einer Stunde — in kürzerer Zeit als eine Schickſals-Tragödie ſpielt — eine ganze Familie auf die ſchrecklichſte Weiſe ausgerottet. Die Geſchichte war nach allen Umſtänden als vollkommen glaubwürdig erzählt; Ort und Zeit war genannt; man konnte nicht zweifeln. Da ſie mich alſo ſehr

lebhaft ergriff, theilte ich ſie meiner Frau mit, die mich einige Monate vorher durch die Geburt eines Knaben erfreut hatte. Sie entſetzte ſich darüber noch mehr als ich; und da wir, außer dem neugebohrenen Kinde, noch einen Knaben hatten, der bei Gelegenheit Unfug trieb, ſo war ihre Einbildungskraft den ganzen Tag geſchäftig, aus der einen Zeitungsgeſchichte eine ganze Brut möglichrr Unfälle zu ziehn. Ich verſuchte jetzt Mancherlei, um ſie zu zerſtreun; aber umſonſt. Das fatale Geſpenſt der Zeitungs=Tragödie drängte ſich immer wieder zu, und ſah bei jeder Rückkehr gräßlicher aus. Ich wollte es nun durch den Zweifel beſchwören. Das fand aber eben ſo wenig Eingang. Wie ich nur glauben könnte, ſagte die liebe Frau, die aber in der Selbſtquälerei eine Virtuoſin iſt, wie ich mir nur einbilden könnte, daß man eine ſo grauſenvolle Geſchichte aus bloßem Muthwillen erfinden, daß man ſie ſo nach allen Umſtänden, als etwas eben Geſchehenes in eine privilegirte Zeitung ſetzen würde, nur um die Leſer dadurch zu peinigen? Es hieße das die Zweifelſucht über ihre Gränzen treiben, nnd es möchte wohl heilſamer ſeyn, dieſe unglückliche Begebenheit als eine Warnung gegen auflodernde Hitze (ſie ſah mich dabei mit einem bedeutenden Blicke an), oder gegen Unvorſichtigkeit zu Herzen zu nehmen.

Wir waren für den Abend in ein befreunde=

tes Haus eingeladen, und dieſe Einladung war vor der Ankunft des unglücklichen Zeitungsblattes angenommen worden; jetzt aber war meine Frau nicht zu bewegen, das Kind, das den Abend noch einmal gebadet werden ſollte, der Wärterin zu überlaſſen, der ſie ſonſt das größte Vertrauen ſchenkte. Nachdem ich nun alle Mittel der Beredtſamkeit ohne Erfolg erſchöpft hatte, und meine Frau doch nicht allein laſſen wollte, bat ich meinen Freund ſchriftlich um Entſchuldigung, wobei ich Etwas von dem fatalen Zeitungsartikel einfließen ließ. Dieſer Freund antwortete ſogleich, wenn uns nichts weiter, als dieſer paniſche Schrekken zu Hauſe hielte, ſo könne er uns die Verſicherung geben, daß die Fratze, die ihn verſchuldet habe, zu der Phantasmagorie der Zeitungsſchreiber gehöre, die ihre langen Columnen auf Krieg, Emeuten und Cenſurfreiheit berechnet hätten, und nun bei dem Segen des Friedens und der Vorſicht der Polizei durch Mangel an Artikeln, nicht weniger als die Kornwuchrer durch den Ueberfluß, in Verzweiflung geſetzt würden, und ſich deshalb genöthigt ſähen, die Leichname alter Geſchichten aus dem Grabe der Anekdotenſammlungen auszuwühlen.

Meine Frau fand dieſes Alles, ſo wie die angefügte Wiederholung der Einladung ſehr verbindlich; aber die erwartete Wirkung blieb aus; denn die Ueberzeugung war ihr nicht gekommen.

Am nächſten Morgen kam unſer Freund ſelbſt, und ſchlug, ſcheltend und lachend zugleich, in einem, zu dieſem Zwecke mitgebrachten Buche*) das Capitel von ſeltſamen, ſchrecklichen und jämmerlichen Geſchichten auf, und las uns daraus Folgendes vor:

„Zu unſrer Zeit ſchickte ein wohlhabender Bauer von Beauſſe, der auf dem Felde Garben band, ſeinen kleinen Sohn nach Hauſe, um etwas zu holen; und da er ihm zu lange ausgeblieben iſt, wirft er ihm, da er kömmt, einen Klumpen Erde an den Kopf, wovon der Knabe todt niederfällt. Im Schrecken hierüber läuft er nach Hauſe und henkt ſich in ſeiner Scheune auf. Seine Frau, die eben mit einem Kinde an der Bruſt im Bade ſitzt, erfährt was geſchehen iſt, und indem ſie aus dem Waſſer ſpringt, um zu ihrem Manne zu eilen, läßt ſie das Kind in das Waſſer fallen, wo es ertrinkt. Bei der Rückkehr von dem todten Manne findet ſie auch das Kind todt, und henkt ſich nun in Verzweiflung neben ihrem Manne auf.“

Durch dieſes Aktenſtück war der Prozeß entſchieden, und meine Frau mußte eingeſtehn, daß meine Zweifel allerdings e i n i g e n Grund gehabt

*) Thrésor d'histoires admirables et mémorables de nostre temps, mises en lumière par Simon Goulart. 1610. 8.

hätten. Aber was liegt daran, ſetzte ſie hinzu, ob ſich ein ſolches Unglück jetzt oder vor zwei Jahrhunderten zugetragen hat? Die Sache bleibt immer dieſelbe, und ſo hatte ich vollkommen recht, die Sorge für mein Kind zu verdoppeln.

Die mütterliche Liebe iſt in allen ihren Erſcheinungen etwas ſo Rührendes und Erfreuliches, daß man ſie gern auch gelten läßt, wenn ſie Fehler umſchleiert. Die Rechthaberei meiner Frau wurde alſo nicht weiter gerügt. Wenn, fuhr unſer beleſener Freund lächelnd fort, eine Geſchichte durch öftre Wiederholung eine größere Beglaubigung erhielte, ſo wäre die eben erwähnte eine der zuverläſſigſten. Erzählt nicht auch der Biſchof Andreas Dudith in ſeiner Schrift von Bedeutung der Kometen, nach dem Berichte eines zuverläſſigen Freundes, daß im Jahr 1578 eine Frau in der Stadt Bochna in Groß-Polen, als ſie eben ihren Säugling in's Bad geſetzt habe, durch das klägliche Geſchrei eines größern Knaben erſchreckt worden ſey. Sie läuft hinaus, findet den Knaben, der in ein Meſſer gefallen iſt, in ſeinem Blute, und während ſie im Hauſe nach Hülfe ruft, ertrinkt das Kind in der Badewanne. Der Mann kömmt dazu, und indem er das geſchehene Unglück ſeiner Frau beimißt, erſchlägt er ſie. Jetzt lagen drei Leichen vor ihm, und in der Verzweiflung über ſo gehäuftes Unglück henkt er ſich auf.

Das iſt allerdings wieder dieſelbe Geſchichte,

ſagte meine Frau, die ſich immer wiederholt, gleichſam um den heilſamen Schrecken nicht erſterben zu laſſen. Aber ich weiß nicht, wie es kömmt, durch dieſe Wiederholung verliert ſie etwas von ihrem Grauſenhaften, vielleicht weil man beinah glauben muß, es ſey dabei auf den Effect abgeſehn.

Dieſe Kunſt, fuhr jetzt unſer Freund fort, hat doch jener Alte noch beſſer verſtanden, der vielleicht alle jene Unglücksgeſchichten veranlaßt hat. In der Anekdotenſammlung des Aelianus, einem der reichhaltigſten Magazine dieſer Art, findet ſich folgende ſchauderhafte Erzählung: „Zu Mitylene lebte ein Mann, Namens Makareus, ein Prieſter des Dionyſus, dem äußern Anſchein nach ein wohlgeſinnter Mann. Im Herzen aber war er ein Schalk. Einſt kam ein Fremder zu ihm, und gab ihm eine Summe Goldes aufzuheben, welche Makareus vor den Augen des Fremden in einem der verborgenſten Winkel des Tempelbezirkes vergrub. Nach Verlauf einiger Zeit kömmt der Eigenthümer zurück, und verlangt ſeinen Schatz. Makareus führt ihn an den bewußten Ort, als ob er ſein Verlangen erfüllen wollte, erſchlägt ihn aber, und ſcharrt ihn an der Stelle ein, wo das Gold gelegen hatte. Kurze Zeit darauf fiel das Feſt des Dionyſus ein. Makareus begeht es mit großer Pracht, in der Hoffnung, ſeine That bei dem Gotte in Vergeſſenheit

zu bringen. Umſonſt. Als er ſich, nach vollbrachtem Opfer, zu dem Bacchanal entfernt hat, ahmen ſeine beiden Knaben die feierliche Handlung an dem noch brennenden Altare nach, und der ältere ſchlachtet den jüngern mit dem Opfermeſſer — dem nemlichen vielleicht, womit der Vater den Fremdling ermordet hatte. Auf das Geſchrei des Geopferten läuft die Mutter herbei, und indem ſie den einen Knaben in ſeinem Blute ſchwimmen ſieht, während der andre das blutige Schlachtmeſſer noch in der Hand hält, reißt ſie einen Feuerbrand von dem Altar und erſchlägt den Knaben. Auf die Nachricht hievon eilt Makareus von dem Bacchanal nach Hauſe, und erſchlägt ſeine Frau mit dem Thyrſus, den er noch in der Hand hält. Die Sache wird bekannt; Makareus wird feſtgenommen, und geſteht auch den geheimen Mord des Fremden und den begangnen Raub. Er ſtirbt auf der Folter, und büßt ſo, nach der Schickung der Götter, ſeine Unthat durch den eignen ſchmachvollen Tod und den gräßlichen Untergang der Seinigen."

Die große Aehnlichkeit, die ſich in ſo vielen Begebenheiten bei den verſchiedenſten Völkern und in ſehr verſchiednen Zeiten findet, macht allerdings den Glauben an die hiſtoriſche Wahrheit öfters wankend. Wie manches große und glorreiche Ereigniß des alten Roms iſt aus der Armuth

der älteſten Quellen und aus dem Wunſche der Geſchichtſchreiber hervorgegangen, das, was ihnen in griechiſchen Sagen gefallen hatte, auf den vaterländiſchen Boden überzutragen? Iſt denn der Kampf der Horazier und Curiazier etwas Anderes als eine zweite Auflage des Kampfes um Thyrea? nur durch die Ermordung der Schweſter des Siegers und die darauf folgenden Ereigniſſe romaniſirt. Und die Liſt, mit der der junge Tarquinius die Gabier täuſcht, und der ſymboliſche Rath, den ihm ſein Vater ertheilt, iſt nicht jene der Wiederhall der That des Zopyrus bei Babylon, dieſer die Wiederholung des ganz ähnlichen Rathes, durch den Thraſybulus ſeinem Freunde Periander ein Capitel des Machiavell einſchärfte? Solche Beiſpiele, deren Anzahl ſich leicht vermehren läßt, geben der Zweifelſucht reiche Nahrung. Wenn auch die Aehnlichkeit von zwei Begebenheiten noch kein Grund iſt, die eine oder die andre für erdichtet zu halten; ſo kann man ſich doch, bei auffallenden Umſtänden, in Rückſicht auf das Einzelne kaum erwehren, ein unhiſtoriſches Einſchwärzen wunderbarer Züge zu argwohnen*). Bei nicht wenigen kann man die

---

*) Reichhaltige Bemerkungen über dieſen Gegenſtand findet man in Weiske's gelehrter Schrift: De Hyperbole, errorum in historia Philippi Amyntae filii commissorum genitrice. Lipsiae. 1818. 4. wo Part. I. p. 12. unter mehrern Schriftſtel-

Fälſchungen und ihren allmähligen Fortgang mit großer Beſtimmtheit nachweiſen. In der Geſchichte der marathoniſchen Schlacht erzählt Herodotus ganz einfach, „der Polemarch Kallimachus ſey dabei umgekommen, nachdem er ſich als einen tapfern Mann bewieſen habe.“ — Dieſer Zuſatz bot Stoff zu Ausſchmückungen. Einer der Sophiſten, die den perſiſchen Krieg oft zu einem Tummelplatze eitler Rederei machten, dachte an den alten, fabelhaften Käneus, der im Kampfe mit den Centauern lebendig und unverwundet [1]) von den Keulen ſeiner Gegner in die Erde getrieben worden war. Wie dieſer, ſo ſtand auch Kallimachus zahlreichen Feinden gegenüber [2]). Alle ihre Geſchoſſe waren auf ihn gerichtet; ihre Pfeile, Speere und Schwerter trafen ihn; aber er fing ſie auf, wie ein demantner Thurm, wie eine unzerſtörbare Mauer, wie ein unverwüſtlicher Fels, und ermüdete die unermeßliche Macht des Königs. Lange that ſeine Seele in dem zerſchlagenen Leibe Widerſtand. Endlich ſtarb er, aber fiel nicht. Die ſcheidende Seele gebot dem Leibe auszudau-

---

lern auch Lancellotti Farfalloni degli antichi istorici. Venet. 1636. erwähnt wird. Dieſes Buch iſt unter dem Titel: Les Impostures de l'histoire ancienne et profane. Paris. 1770. 8. in das Franzöſiſche überſetzt, enthält aber nicht viel mehr, als Verdächtigungen alter Geſchichten in Voltäriſchem Geſchmack.

ern. Er blieb feſtgewurzelt ſtehn, und täuſchte noch lange Zeit die Feinde, die nicht glauben konnten, daß der Stehende geſtorben ſey.“

In dieſer Geſtalt pflanzte ſich die Geſchichte fort, und noch in einer ſpätern Zeit erzählen prahlhafte Sophiſten von griechiſchen Helden, die lebend dem ganzen Aſien Widerſtand gethan, und todt noch das perſiſche Heer durch den bloßen Anblick geſchreckt hätten *). Auch das Mittelalter trug einzelne Züge dieſer Geſchichte auf ſeine Helden über. Als Ruy Diaz, bekannter unter dem Ehrennamen des Cid Campeador, zu Valencia geſtorben war, wurde ſein einbalſamirter Leichnam, mit dem Helme auf dem Haupte, das Schild am Arme, und in voller Rüſtung auf ſein edles Roß geſetzt, und zog ſo, von ſeiner Wittbe begleitet, durch das Mauriſche Heer, das die Stadt hart bedrängte. Alles erbebt. Das Heer ergreift die Flucht, um ſich in die Schiffe zu retten; viele kommen im Meere um, und unter dieſen zwanzig Könige. So ſiegte der Cid auch nach dem Tode noch, wie er es in ſeinen letzten Augenblicken verkündigt hatte.

Die Geſchichte eines andern Helden der marathoniſchen Schlacht hat ähnliche Ausſchmückungen erhalten. Von Kynägirus ſagt Herodotus nichts weiter, als daß er ein perſiſches Schiff

*) Himerius Or. II. 21. X. 1.

mit der Rechten feſtgehalten, dieſe ihm aber mit einem Beile abgehauen worden ſey. Spätere rhetoriſirende Erzähler laſſen ihn nach Verluſt der rechten Hand das Schiff mit der Linken faſſen, und, nachdem er auch dieſe verlohren, packt er das Schiff mit den Zähnen, worauf ihm endlich der Kopf abgehauen wird. Mit dieſen Ausſchmückungen iſt die Geſchichte in viele Bücher übergegangen, und hat auch an ſpätere Erzählungen andrer Länder den einen und den andern Zug abgegeben. Aehnliches meldet der Baron von Herberſtain in ſeinen Moskowitiſchen Geſchichten bei Gelegenheit der Schlacht, die im Jahr 1502 von dem Liefländiſchen Heermeiſter, Walther von Plettenberg, mit einer kleinen Schaar gegen ein weit überlegenes Heer von Moskowiten geliefert wurde. Der Heermeiſter hatte die Schlacht gewonnen, da es aber an Mitteln zur Verfolgung des fliehenden Feindes fehlte, kehrte dieſer wieder um, und richtete in dem kleinen Haufen der Sieger ein furchtbares Blutbad an. Bei dieſer zweiten Schlacht wurde der liefländiſche Fähndrich Conrad Schwarz ſchwer verwundet und zu Boden geworfen. Dem Tode nah ruft er nach einem Manne, der ihm die Fahne abnähme; worauf Lucas Hamerſteter herbei eilt, der ſich für einen Baſtard des Herzogs von Braunſchweig ausgab. Der Sterbende mochte dieſem nicht trauen, oder ihn der Ehre nicht werth

achten, das Banner der Heermeiſter zu tragen, genug, er hält ſeine Fahne feſt mit der Hand. Der Andre will ſie ihm entreißen; umſonſt; nun haut er Jenem die Hand ab. Aber der unerſchrockne Mann faßt die Fahne mit der Linken, und zerreißt ſie mit den Zähnen in Stücken. Hierüber ſtirbt er. Hamerſteter bemächtigt ſich nun des Reſtes, und läuft damit zu den Feinden über, und dieſe Verrätherei bringt, ich weiß nicht wie, einer großen Anzahl tapfrer Männer den Tod. Den Verräther ſelbſt fand Herberſtain zu Moskau am Hofe des Czars, wo er ausgezeichnete Ehre genoß. Das Uebrige dieſer Geſchichte gehört nicht hierher. Uns iſt es genug, an den liefländiſchen Kynägirus erinnert zu haben.

Anmerkungen.

1) Ecce ruunt vaſto rabidi clamore bimembres,
Telaque in hunc omnes unum mittuntque feruntque.
Tela retuſa cadunt: manet imperfoſſus ab omni
Inque cruentatus Caeneus Elateïus ictu.
Ovid. XII. Met. 494—497.

2) Worte des Polemo in der epitaphiſchen Rede p. 9. 10. ed Steph. Einer der Spätlinge der griechiſchen Poeſie läßt (b. Stobae. Tit. VII. p. 91.) einen der Perſer ausrufen!

O welch' eitles Bemühn! welch' endlos ſtrebender Schlachtkampf!
Was nur ſollen wir einſt, zu dem Könige kehrend, verkünden?
Warum, König, entſandeſt du uns zu unſterblichen Kämpfern?
Werfen wir, fallen ſie nicht; wir verwunden ſie, aber ſie fliehn nicht.

Ein Mann tödet ein Heer, und er ſelbſt ſteht
mitten im Schlachtfeld
Blutig, ein Bild des gewaltigen, nie zu bezwin-
genden Ares,
Aufrecht, wie ſich ein Baum auf den eiſernen
Wurzeln empor hält,
Will er nicht ſinken. Er kömmt wohl ſelbſt zu
den Schiffen hierher noch.
Lichte die Anker, Pilot! entfliehn wir dem Dro-
hen des Leichnams!

---

6. Mundus alter et idem.

Joſeph Hall, ein gelehrter und geiſtreicher Mann, welcher in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts als Biſchof von Norwich ſtarb, beklagt in einem ſeiner Briefe*) mit großer Wehmuth die Streitigkeiten, welche damals die proteſtantiſche Kirche theilten, und empfiehlt den ſtreitenden Parteien mit vielem Nachdruck zwei Tugenden, die ſich bei Lehrern des Chriſtenthums von ſelbſt verſtehen ſollten, leider aber am ſeltenſten bei ihnen gefunden werden, Mäßigung und Liebe. „Wenn wir, ſchreibt er, dieſe beiden Tugenden beſäßen, ſo würden die Streitigkeiten weder uns ſelbſt, noch der Kirche durch uns ſchaden, aber leider iſt

*) Epistres meslées traduites par Jaquemont. Decad. VII. 6. p. 506. Die Werke dieſes Biſchofs, welcher früher Profeſſor der Rhetorik zu Cambridge war, und als Deputirter der Dortrechter Synode beiwohnte, ſind in drei Bänden geſammelt. London. 1625 und 1634. fol.

unſere Eigenliebe für beide allzu mächtig. Dieſe iſt es, welche die Schranken und Dämme der Zwietracht öffnet. Die Menſchen legen einen Werth auf gewiſſe Meinungen, weil es *ihre* Meinungen ſind; und dieſen ſoll die Wahrheit dienen, nicht ſie beherrſchen. Sie wollen, daß das, was *ſie* angenommen haben, für wahr gelte; der Sieg, nicht die befriedigende Ueberzeugung wird geſucht; der Sieg des Urhebers, nicht der Sache. Selten ſind diejenigen, die eben ſo wohl nachzugeben, als zu widerlegen und zu disputiren verſtehn.“

Dieſem wohlgeſinnten und gelehrten Prälaten wird eine erdichtete Entdeckungsreiſe beigelegt*), die, wie einige ähnliche Werke**), zu einem

---

*) Mundus alter et idem, sive terra australis antehac semper incognita autore Mercurio Britannico. Die vor uns liegende Ausgabe iſt zu Utrecht. 1643. 12. erſchienen, aber voll Druckfehler. Eine frühere in Hanau 1607. 8. erſchienene wird in Gratiani Agricolae Auletis ſonderbaren Reiſen. Pars II. p. 36. erwähnt. Der Verfaſſer war anfänglich unbekannt, und der erſte Herausgeber, William Knight, ſagt in der, weder Ort noch Zeit angebenden Vorrede, daß die Schrift von dem Mitgliede einer Univerſität zu ſeiner eignen Ergötzung abgefaßt worden, nachher aber, da er ſich zur Theologie gewendet, nicht weiter von ihm beachtet worden ſey.

**) Wie die Reiſen Nicolaus Klimms von Holberg, und das Meiſterwerk Jonathan Swifts, die Reiſen Gullivers, eine Dichtung, die, bei großer

Spiegel der Sitten dienen ſollte. Sie umfaßt in vier Büchern die Beſchreibung vieler Länder, die er auf der Felucke Phantaſie beſucht, und deren Eigenthümlichkeit meiſt ſchon durch ihren Namen angedeutet wird *); Crapulia, mit ſeinen zwei Provinzen, Pamphagonia und Yvronia, und der Hauptſtadt Artocreopolis, die von Gaſtwirthen, Köchen, Beckern und Senatoren**) bevölkert iſt. Die Ehrenämter werden hier nach dem Umfange des Bauches ertheilt, und jeder ernſten Berathung geht eine Mahlzeit von wenigſtens ſechs Stunden voraus. In den Schulen wird die Jugend im Eſſen und Trinken unterrichtet,

---

Tiefe, das Verdienſt eines höchſt einfachen und treuherzigen Vortrags hat. Man weiß, daß ein irländiſcher Biſchof kurz nach der Erſcheinung dieſes Buches ſagte, „er habe es mit Vergnügen geleſen, doch ſey er auf Einiges darinne geſtoßen, das ihm ſchwer falle, dem Reiſenden auf ſein Wort zu glauben;" ein Urtheil, das dem Buche größere Ehre macht, als dem Scharfſinne des Beurtheilenden.

*) Einen ausführlichen Auszug haben wir in der Zeitung für die elegante Welt. 1824. no. 99—102. gegeben.

**) Senatores ſtatt coenatores. Der witzige Eßkünſtler Montmaure pflegte als Grund der Größe Roms die weiſen Rückſichten anzuführen, die man auf die Küche genommen. Schon Romulus habe bei der erſten Einrichtung cent cénateurs ernannt, und nach Vertreibung der Könige habe man les lois des douze tables gegeben.

und Apicius de opsoniis et condimentis mit ihr geleſen. Statt der Bibliotheken dienen Buffets. Das Wappen des Landesfürſten hat die Deviſe: digere et impera*). In dem Lande Viraginea, welches in mehrere große Provinzen (Linguadocia. Risia. Rixatia u. a.) getheilt iſt, iſt die Hauptſtadt Gynäkopolis, eine Art von Republik, wo Jedes regieren will, und alle Geſchäfte in öffentlichen Verſammlungen ausgemacht werden, in denen alle Mitglieder zugleich ſprechen und keines hört. Ihre Vorſtände wurden früher nach Maasgabe ihrer Schönheit und Wohlredenheit gewählt; dann aber, weil Jede ſich ſelbſt wählte, wurde beſchloſſen, das Wahlrecht denen anzuvertraun, die ſich weder für ſchön noch für beredt erklärten. Da wollte nun keine einzige die Stelle einer Wählerin einnehmen. — In Amazonia tragen die Frauen Hoſen, und die Männer ſpinnen. Einſtmals verſchworen ſich die Männer zur Wiedererlangung ihrer Freiheit; das Complot wurde aber durch einen Mann entdeckt, der eben von ſeiner Frau gezüchtigt werden ſollte; und

*) Hall's Erfindung iſt in den vorhingenannten ſonderbaren Reiſen, deren 2r Theil (gedruckt zu Pazziville in der Crapuliſchen Landſchaft Moronia. 1722.) mit der Beſchreibung des Landes Crapulien angefüllt iſt, benutzt worden. Ein mit ſchwerfälliger Gelehrſamkeit belaſtetes Buch!

ſeitdem ging ihnen auch der letzte Reſt von Freiheit verlohren.

Ein großes, wüſtes, aber ſehr bevölkertes Land iſt Moronia. Die Einwohner legen großen Werth auf hohe Titel, und laſſen ſich gern bewundern. Man muß ihnen in allen Dingen recht geben; denn Widerſpruch können ſie nicht vertragen. Kein Moronier iſt je allein, und wenn es ſich ja trifft, ſo ſpricht er mit ſich ſelbſt. Sie ſind auch ihren Frauen unterworfen und wünſchen ſich dazu Glück, weil ihnen das Regieren zu viele Mühe macht. Ein Diſtrict dieſes Landes iſt Moronia mobilis. Hier iſt Alles in beſtändigem Wechſel. Die Geſetze werden nur auf ein Jahr gegeben. Auf der Akademie Dudoſa iſt jeder Lehrer ſein eigner Schüler, ſo daß es eigentlich weder Lehrer noch Schüler gibt. Sie beſteht aus zwei Collegien, derer, die gar nichts annehmen, auch nicht einmal dieſes; und das der Neuerer, die allen Fleiß auf Erfindung neuer Formen wenden. Alle Erfindungen werden hier nur nach der Neuheit, nicht nach dem Nutzen geſchätzt. Dieſe Claſſe ſteht bei den Hofleuten im größten Anſehn. In einer Abtheilung von Moronien, Moronia aspera genannt, leben die Einwohner ohne Verkehr unter einander. Sie hängen nur ihren Einbildungen nach, die in der Vorſtellung von Dingen beſtehn, die weder ſind, noch ſeyn werden. In einer andern Abtheilung,

dem Herzogthume Orgilia, leben die Einwohner in beſtändigem Streite, und es gilt kein Geſetz, ſondern die Gewalt. Man ſieht hier Niemanden, der nicht verſtümmelt wäre; auch gilt Niemand für ſchön, deſſen Geſicht nicht mit Narben bedeckt iſt. Ein bejahrter Mann iſt hier eine unbekannte Erſcheinung. Der Mittelpunkt aber von ganz Moronien iſt Moronia fatua. In dieſer iſt eine Abtheilung, wo ſich die Einwohner für außerordentlich klug halten und Alles ergründen wollen. Sie ſind alle Einäugig, weil ſie ein zweites Auge zum Scharfſehn für ſchädlich halten. Einige gehen nackt, um die Zeit zu ſparen; Andre bauen Häuſer ohne Wände, um der friſchen Luft willen. In ihre Stadt Pazzivilla haben ſie 16 Thore gebrochen, um den Eingangs-Zoll zu vermehren. — In dem glücklichen Moronien ſind alle Einwohner von Adel. Sie leben gewöhnlich ſchlecht, geben aber alljährlich ein prächtiges Gaſtmahl, dem zu Liebe ſie das übrige Jahr hungern. Sie gehen in geborgten Kleidern, halten aber viele Bedienten, und führen lange Namen und Titel. Hier liegt auf einem hohen Berge von chemiſchem Golde ein kryſtallenes Schloß, in welchem die Göttin des Glückes wohnt. Hier iſt immer das größte Gedräng. — Der letzte Diſtrict des Landes iſt Moronia pia, höchſt vernachläſſigt, weil die Einwohner wenige Zeit für das Irdiſche haben.

Götter gibt es hier ſo viele als Menſchen von dem verſchiedenſten Material, und immer werden mehrere gemacht. Die größte Mannichfaltigkeit aber herrſcht in der Provinz Doxia.

Das letzte Land, in das der Reiſende gelangt, iſt Lavernia; ein unfruchtbarer Raum, wo aber doch die Einwohner in Ueberfluß leben. In der Provinz Larcinia raſtet der innere Krieg nie, der auch immer von den Bewohnern des benachbarten Phenacia genährt wird. An der Gränze des Landes in dem Thal Bugietta wohnen die Zeitungsſchreiber in niedlichen Landhäuſern, und die Aſtrologen, Leute, die, nebſt den Poeten und Juriſten das größte Anſehn in Phenacia genießen. Die Phenaker ſind ſehr civiliſirt und verrichten ihre Geſchäfte bei Nacht. Es iſt bei ihnen ein großer Ueberfluß an Advocaten und Proceſſen, wodurch oft ganze Provinzen in die Hände von Juriſten fallen. Ihre Kleidung iſt doppelfarbig. Alle leiden an der Argentanchina, und ihre Haut hat eine beſondre Kraft das Silber anzuziehn und feſt zu halten. Da ſie von Betrug leben, ſo verändern ſie täglich ihre Mienen, Kleidung und Stimme, ſo daß man ſie nicht wieder erkennen kann. In den Schulen werden die Künſte des Hermes gelehrt, und die Geſchichte der Thaten dieſes Gottes iſt die Bibel dieſer Leute. Auch werden jene Künſte mit großer Fertigkeit nachgeahmt, vorzüglich von den Gaſtwir-

then, ſo daß ein Reiſender ſein Gold, wie die Juden bei der Belagerung von Jeruſalem, nur in ſeinen Eingeweiden ſichern kann.

An der äußerſten Gränze von Lavernien liegt die Provinz Plagiana, wo man zahlreiche Denkmäler des Alterthums, aber unter neuem Namen findet; und Coditia, wo die Einwohner nie die Augen zum Himmel erheben, und wie die Schweine grunzen. Der einzige Gott, den ſie verehren, iſt Chrysius, und ſie begeben ſich nie zur Ruhe, ohne zu ihm gebetet und ihm ihre Verehrung bezeigt zu haben.

---

7. Mezzofanti.

Aus meinem Tagebuche.

1825.

Am 28ſten Auguſt hatte ich die Freude, den Bibliothekar und Profeſſor der morgenländiſchen Sprachen, den Abbé Mezzofanti, in Bologna*) kennen zu lernen.

Der Name dieſes Mannes, welcher meiner Anſicht nach, in der prächtigen, an ſehenswerthen Dingen reichen Stadt die größte Merkwürdigkeit iſt, war ſeit nicht langer Zeit dem deutſchen Publicum bekannt geworden. Am längſten kannten ihn die Leſer der Correspondence astronomique; aber die Anzahl dieſer Leſer iſt nicht groß, da nur wenige wiſſen, was dieſe in wiſſenſchaftlicher Rückſicht unſchätzbare Zeitſchrift für einen Reichthum andrer, höchſt anziehender Gegenſtände ge-

*) Gegenwärtig Präfect der Vaticaniſchen Bibliothek.

legentlich aus dem unerſchöpflichen Schatze ihres berühmten Herausgebers ſpendet.

Der Baron von Zach machte die Bekanntſchaft des merkwürdigen Mannes, als er im September 1820 Bologna beſuchte, um die ringförmige Sonnenfinſterniß zu beobachten. Der Abbé Mezzofanti, obgleich kein Aſtronom, war unter der kleinen Anzahl der Beobachtenden, und wurde bald für den gelehrten Aſtronomen ein zweites Wunder neben der ringförmigen Sonnenfinſterniß. Dieſer Mann, ſchreibt Zach, ſpricht zwei und dreißig Sprachen. Bei unſerm erſten Zuſammentreffen redete er mich in ungariſcher Sprache an, und machte mir im beſten Magyariſch ein ſo zierlich gewendetes Compliment, daß ich im höchſten Grade darüber erſtaunt war. Er ſprach hierauf deutſch mit mir, zuerſt in ſächſiſcher, dann in öſterreichiſcher und ſchwäbiſcher Mundart, Alles mit einer Wahrheit und Richtigkeit der Ausſprache, die mein Erſtaunen auf das Höchſte trieb. Eben ſo ſprach dieſer außerordentliche Mann Engliſch mit dem Capitän Smyth, Polniſch und Ruſſiſch mit dem Fürſten Wolkonsky, welche beide unter den Beobachtenden waren, und nicht etwa ſtotternd und ſtammelnd, ſondern mit derſelben Geläufigkeit, mit der er ſeine Mutterſprache, das Bologneſiſche Patois, geſprochen haben würde. — Bei einem Mittagsmahle, erzählt Herr von Zach weiter, beim

Cardinal-Legaten Spina, ſaß ich neben ihm. Nachdem ich hier mehrere Sprachen mit ihm verſucht hatte, die er alle weit beſſer ſprach als ich, fiel mir ein, ganz aus dem Stegreiſe, einige Walachiſche Worte an ihn zu richten. Ohne ſich zu beſinnen, ja, ohne auch nur, wie es ſchien, zu bemerken, daß ich ihn in einer ſo fremdartigen Sprache anredete, antwortete er mir auf der Stelle in derſelben Sprache und mit ſolcher Geläufigkeit, daß ich zu ihm ſagen mußte: Langſam, langſam, mein Herr Abbé! Ich kann Ihnen nicht folgen; ich bin mit meinem walachiſchen Latein zu Ende. Ich hatte ſeit vierzig Jahren nicht in dieſer Sprache geſprochen, oder auch nur gedacht, ob ich ſie gleich in meiner Jugend ſehr gut verſtand, wo ich in einem ungariſchen Regimente diente, und in Siebenbürgen in Garniſon lag. Dem Profeſſor aber war ſie geläufiger als mir, und ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß er noch eine andre Sprache wußte, die ich nie hatte lernen können, ob ich gleich weit beſſere Gelegenheit als er dazu gehabt hätte, indem mehrere, die ſie ſprachen, in meinem Regimente waren, ich meine die Zigeunerſprache. Aber wie hatte ein Mann, der nie ſeine Vaterſtadt verlaſſen hatte*), ſich eine Sprache aneig-

*) Dieſes iſt nicht genau. Mezzofanti hatte ſich in ſeiner Jugend auch in Venedig aufgehalten.

nen können, die nicht geſchrieben wird, und in der es keine gedruckten Bücher gibt? Während der italieniſchen Kriege lag ein ungariſches Regiment zu Bologna in Garniſon; der Profeſſor entdeckte einen Zigeuner darunter; er macht ihn zu ſeinem Sprachmeiſter, und lernte mit der ihm eigenthümlichen Leichtigkeit in kurzer Zeit jene Sprache, die, wie man glaubt, ein verunſtaltetes Patois einiger Stämme der indiſchen Parias iſt.

Dieſe im vierten Bande der Correspondance astronomique (S. 191 f.) beiläufig gegebne Nachricht von dem Mithridates unſrer Zeit hatte bei einigen Leſern Zweifel erregt; Herr von Zach kömmt daher im fünften Bande (S. 161 ff.) von neuem darauf zurück. „Man hat geſagt, ſchreibt er, daß die zwei und zwanzig Sprachen, die der König von Pontus geſprochen haben ſoll, nur ſo viele Mundarten geweſen, und daß Cyrus nicht, wie Valerius Maximus erzählt, die Namen aller ſeiner Soldaten, ſondern nur die ſeiner Generale gewußt habe. Dieß kann ſeyn, wir wiſſen es nicht; was wir aber zuverläſſig wiſſen, iſt, daß der Profeſſor Mezzofanti ſehr gut deutſch, ungariſch, ſlavoniſch, walachiſch, ruſſiſch, polniſch, franzöſiſch und engliſch ſpricht. Man hat geſagt, der Fürſt Wolkonsky und Capitän Smyth hätten bei ihrem Zeugniſſe für den bewundernswürdigen Linguiſten die Höflichkeit obwalten laſſen. Aber ich habe den Fürſten ganz allein gefragt, wie

Mezzofanti ruſſiſch ſpräche. Er antwortete mir, er wünſchte ſein Sohn ſpräche ſo gut. Dieſes Kind, das immer mit ſeinem Vater auf Reiſen geweſen war, ſprach beſſer engliſch und franzöſiſch als ruſſiſch. Der Capitän Smyth ſagte auf gleiche Weiſe: der Profeſſor ſpricht das Engliſche correcter als ich. Wir Seeleute verderben unſre Sprache auf dem Schiffe, wo Irländer, Schotten und Ausländer aller Art ſich miſchen, ſo daß man da oft das allerwunderlichſte Kauderwelſch ſpricht. Der Profeſſor hingegen ſpricht es richtig, ja ſelbſt zierlich; ſo daß man ſieht, er hat die Sprache ſtudirt.

Der Profeſſor M., fährt Herr von Z. fort, beſuchte mich eines Tages im Gaſthofe. Ich war nicht in meinem Zimmer, ſondern bei einem andern Reiſenden, dem Baron von Ulmenſtein, Oberſten im Dienſte des Königs von Hannover, der mit ſeiner Gemahlin reiſte. Man führte Herrn M. auch dahin, und da ich der einzige war, der ihn kannte, ſo ſtellte ich ihn der übrigen Geſellſchaft als Profeſſor und Bibliothekar der Univerſität vor. Er nahm ſogleich an der Unterhaltung Theil, die in deutſcher Sprache geführt wurde, und nach einer geraumen Zeit zog mich Frau von Ulmenſtein bei Seite, um mich zu fragen, wie denn das zuginge, daß ein Deutſcher Profeſſor und Bibliothekar an einer italieniſchen Univerſität ſey. Ich antwortete ihr, er ſey kein

Deutſcher, ſondern ein guter Italiener, und zwar aus Bologna ſelbſt. — Man denke ſich das Erſtaunen der Geſellſchaft, die Fragen und Erklärungen, die hierauf folgten! — Das Zeugniß der Frau von U., einer gebohrnen Deutſchen von vieler Bildung, die ſelbſt vier Sprachen mit großer Vollkommenheit ſpricht, kann in dieſem Falle und unter ſolchen Umſtänden Niemanden verdächtig ſeyn."

„Indeß, heißt es weiter, iſt dieſes nicht eigentlich dasjenige, was ich ſagen wollte, ſondern Folgendes:"

„Als das Februarſtück des Jahres 1820 erſchienen war, in welchem Mezzofanti's Erwähnung geſchieht, hatte ich einem meiner Correſpondenten in Oeſterreich einen Engländer empfohlen, deſſen Bekanntſchaft ich in Genua gemacht hatte. Dieſer Reiſende, welcher Alles, was in fremden Sprachen geſchrieben iſt, lieſt und verſteht, ſpricht oder will nur ſeine Mutterſprache ſprechen, und mein Correſpondent ſpricht nicht engliſch. In ſeinem nächſten Briefe bezeigt er mir ſein Bedauern, nur mit Hülfe eines Dolmetſchers mit dieſem intereſſanten Reiſenden ſprechen zu können, und drückt ſich hierüber auf folgende Weiſe aus:

„Es hat mir ungemein leid gethan, mich mit Herrn ** nicht nach Bequemlichkeit unterhalten zu können; denn keiner von uns hat nur einen Schatten von dem Talente des Profeſſors

in Bologna, den Sie in Ihrem Februarſtück erwähnen. Aber à propos von dieſem Profeſſor! Ich muß Ihnen ſagen, daß es mir großes Vergnügen gemacht hat, durch Sie die Beſtätigung deſſen zu erhalten, was mir der Chevalier Odelga, Oberſter und Commandant des Regiments Prinz Leopold von Neapel, von dieſem bewundernswürdigen Manne erzählt hat. D'Odelga iſt ein Böhme, und hat ſich in ſeiner Mutterſprache mit Mezzofanti unterhalten, und er verſicherte mir, daß er ihn für einen Landsmann gehalten hätte, hätte er nicht gewußt, daß er ein Italiener ſey. Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich nur die Hälfte von dieſer Erzählung glaubte, da ich die böhmiſche Sprache für die Folter einer italieniſchen Zunge anſehe. — Dieſes iſt alſo noch ein Zeugniß, das man nicht für beſtochen halten kann."

So weit der deutſche Aſtronom über den italieniſchen Linguiſten. Den Reſt ſeines Artikels füllt eine Anzahl von Beiſpielen einer ſeltnen Gedächtnißkraft, von Simonides an bis auf jenen Corſen, welcher im ſechzehnten Jahrhundert die Mnemonik lehrte*), und von dieſem herab bis auf unſre Zeiten. Unter allen dieſen Beiſpielen aber iſt nicht ein einziges, hiſtoriſch beglaubigtes, das über das außerordentliche Talent des italieni-

*) Muret. Variae Lectt. III. 1.

ſchen Profeſſors, oder auch nur daneben geſetzt werden könnte. Eine lange Reihe von Namen oder einzelnen Wörtern nach einmaligem Anhören vorwärts und rückwärts wiederholen zu können, oder ein Gedicht, eine Rede, die einmal gehört oder geleſen worden, im Gedächtniſſe aufgefaßt zu haben, das waren die außerordentlichen Kunſtſtücke, wozu ſich die uns bekannten Mnemoniker erhoben, und die wir ſelbſt in großer Ausdehnung und mit überraſchender Fertigkeit von dem, durch ſeine Bemühungen um die Paſigraphie berühmten Profeſſor Schmidt in Dillingen, und einem ſeiner Zöglinge, Dr. Wirth, haben üben ſehn. Aber dieſe Männer beſaßen doch nur einen Theil des Talentes, durch das M. ſo bewundernswürdig iſt, das große und ſichre Gedächtniß, ohne das die Aneignung des Materials einer Sprache freilich unmöglich iſt; aber um ſie correct und mit Geläufigkeit, um ſie mit fehlerfreier Ausſprache und richtigem Tone zu ſprechen, um ein Geſpräch darinne zu führen, dazu werden ganz andre Gaben als ein großes Gedächtniß erfordert. Wie klein iſt verhältnißmäßig die Anzahl derer, die ſich, ſelbſt während eines längern Aufenthaltes unter einem fremden Volke, der Landesſprache ſo weit bemächtigen, daß ſie den Ausländer nicht verriethen! und wie ſchnell verliert ſich die mühſam erworbene Fertigkeit, wenn ſie nicht durch fortgeſetzte Uebung gleichſam im Gange erhalten

wird! Mezzofanti aber hat ſein Vaterland nie verlaſſen, und bei der Menge der Sprachen, die er ſpricht, müſſen oft lange Zwiſchenräume eintreten, in denen ſich keine Gelegenheit zur Uebung darbietet. Daß er ein Italiener iſt, muß auch in Erwägung gezogen werden. Polen und Ruſſen, durch ihre conſonantenreiche Sprache geübt, eignen ſich leicht die Eigenthümlichkeiten eines mildern Idioms an; aber was kann weiter von einander liegen als die flüſſige Weichheit eines italieniſchen und die Arbeitſamkeit eines slaviſchen oder ungariſchen Organs? als die vollen Töne des ſchönen Landes, ove'l sì suona, und die gemiſchten, ſelten reinen, bald breit gezognen, bald flüchtig geliſpelten Laute des nebligen Albion? Und nun noch die gänzliche Verſchiedenheit der grammatiſchen Wortbildung, der ſyntactiſchen und rhetoriſchen Zuſammenfügung, deſſen endlich was die Regel und deſſen, was der herrſchende Gebrauch fordert! Ein reiſender Engländer, Hall, wenn ich nicht irre, erzählt, daß er ſich Stundenlang mit M. unterhalten, und ſein Engliſch nicht nur rein von den Fehlern gefunden habe, die ſelbſt Engländer nicht immer vermieden, und ſeine Ausſprache ſo gut, wie die eines Britten, der einige Zeit (er nennt ein Jahr!) von ſeinem Lande entfernt geweſen ſey. Nicht minder außerordentlich iſt die geſchmeidige Leichtigkeit, mit der M. in der Unterhaltung von einer Sprache zur

andern, von der ſüdlichſten zu der nördlichſten, von den öſtlichen zu den weſtlichen, übergeht, und, ohne irgend einen Schein von Anſtrengung, mehrere der verſchiedenartigſten zu gleicher Zeit ſpricht. Einer meiner Freunde, welcher vor meh⸗rern Jahren in Bologna verweilte, traf mehrmals mit ihm bei der Profeſſorin Tombroni zuſammen. Mit ihm ſprach M. deutſch, mit einem Andern, der vor Kurzem aus Bengalen zurückgekehrt war, Malayiſch, mit der übrigen Geſellſchaft italieniſch, Alles zugleich, und das eine mit ſo weniger Mühe als das andre. Und wenn bei verwandten Spra⸗chen ſo leicht die ſchmale Gränzmarke Verwirrung verurſacht, ſo daß der Deutſche in Holland, der Holländer in Deutſchland die Mutter⸗ mit der Schweſterſprache oft bis zur Unkenntlichkeit miſcht, ſo iſt bei M. Alles ſcharf begränzt, und ſein Gang auf jedem Sprachgebiete feſt und ſicher.

Dieſen merkwürdigen Mann kennen zu ler⸗nen, mußte ich wenigſtens einen Verſuch machen. Ich wurde auf das Beſte aufgenommen. Wir unterhielten uns länger als eine Stunde in deut⸗ſcher Sprache, ſo daß ich hinlängliche Gelegenheit hatte, mich von der Fertigkeit zu überzeugen, die er in dieſer beſaß. Seine Unterhaltung war be⸗lebt, ſein Ausdruck gewählt und richtig, die Aus⸗ſprache durchaus nicht fremdartig, und nur hie und da, wie es mir vorkam, mit einem Anfluge des oberdeutſchen Accentes bezeichnet. Er war

mit deutſcher Litteratur nicht unbekannt; ſprach unter anderm von Voſſens Verdienſten um Metrik, und äußerte einiges Bedenken über die Nachahmung der alten Sylbenmaaße. Seine Urtheile waren treffend, wie ſein Ausdruck, und ohne Anmaaßung. Dieſes Gebrechen talentvoller Leute ſcheint ihm gänzlich fremd. In ſeinem ganzen Weſen iſt keine Spur von Charlatanismus zu finden.

Mezzofanti iſt von mittlerem Wuchſe, doch mehr klein; er iſt mager und blaß; ſein Ausſehn wie das eines ſchwächlichen Mannes. Er ſcheint zwiſchen funfzig und ſechzig zu ſtehn. Sein Haar fängt an ſich grau zu färben. Seine Bewegungen ſind leicht und ungezwungen, und ſein ganzes Weſen zeigt, daß er viel mit Menſchen umgegangen iſt. Er iſt Profeſſor der morgenländiſchen Sprachen, und liegt ſeinem Amte mit Eifer ob, ſo wie er auch alle Tage ſeine Meſſe lieſt.

8. Die Sternwarte des Seebergs.

Unter den Merkwürdigkeiten des kleinen Gotha iſt für Freunde ernſter Wiſſenſchaft die Erneſtiniſche Sternwarte des Seebergs nicht die unbedeutenſte. Auf der Anhöhe, von der ſie die Gegend beherrſcht, wird ſie auch von Nichtaſtronomen als das Denkmal eines weiſen Fürſten mit Theilnahme betrachtet, der nicht blos als Liebhaber der Wiſſenſchaften, in denen er ſeine Erholung fand, ſondern auch in vielen andern Beziehungen, und zugleich als das Muſter eines biedern und gewiſſenhaften Mannes den Einwohnern ſeines Landes unvergeßlich geblieben iſt*). Als er dieſe Uranienburg aus ſeinen Mitteln zu gründen begann, war in ſeinem Lande die Kenntniß und Liebe zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften gering; auf dem Gymnaſium wurden ſie eben nur für

---

*) S. in dieſen Verm. Schriften. I Th. die Rede auf Ernſt II. vornemlich S. 74—81.

den nothwendigſten Bedarf gelehrt, und von der Sternkunde meinten wohl die Meiſten, daß das, was davon brauchbar ſey, in jedem Hauskalender gefunden werde. Ich ſelbſt habe gehört, daß der Lehrer der Geſchichte und Geographie in der oberſten Claſſe des Gymnaſiums vom Katheder herab die Aſtronomie verſpottete, und unter andern ſagte: „Da meint Mancher, er wüßte, wie weit der Mond von der Erde ſey und wie groß. Sind ſie denn oben geweſen, die Narren?“ Dergleichen gemeiner Unſinn käme jetzt nicht einmal aus dem Munde eines Taglöhners; aber Vieles erſcheint dem jetzigen Geſchlechte undenkbar, was vor ſechzig Jahren noch möglich war. Aeußerte doch, als die Sternwarte erbaut und eingerichtet war, ein reiſender Engländer, der ſie, nach der Weiſe vieler ſeiner Landsleute, ohne Kenntniß und Theilnahme, nach Anweiſung ſeines Guide des Voyageurs beſehen zu müſſen glaubte, gegen den Baron von Zach, den damaligen Director der Anſtalt: Für den kleinen Fürſten eines Binnenlandes, der keine Marine hätte und haben könnte, wäre doch der Aufwand für ein ſolches Werk zu groß, und könnte beſſer genutzt werden. — Wollten Sie lieber, antwortete Zach, er gäbe ſein Geld für Maitreſſen, für Jagdhunde oder für Rennpferde aus?

Wie nun dieſe Anſtalt mit wahrhaft wiſſenſchaftlichem Geiſte und aus reiner Liebe zu einer

der edelſten Wiſſenſchaften gegründet worden iſt, ſo hat auch auf ihr bis heute recht unverkennbar der Segen geruht, deſſen jedes Werk ihres Gründers ſo würdig war. Die Erneſtiniſche Sternwarte hat von dem Tage an, wo ihre Thätigkeit begann, eine ehrenvolle Celebrität genoſſen. Zuerſt empfahl ſie der Name ihres fürſtlichen Urhebers, der in ganz Europa einen guten Klang hatte; dann war aber auch der Mann, in deſſen Hand der Bau und die Leitung des ganzen Werkes gelegt war, ohne Zweifel der würdigſte für dieſes Geſchäfte. Herr von Zach, ein Ungar von Geburt, und eine Zeitlang Officier in öſterreichiſchen Dienſten, wo ſein Bruder bis zum Feldzeugmeiſter aufſtieg, kam um das Jahr 1788 als Begleiter eines jungen Grafen Brühl von London nach Gotha, um die Studien des jungen Mannes zu leiten, und erwarb ſich hier ſehr bald durch die Vielſeitigkeit ſeiner Bildung und ſeiner Kenntniſſe, ſo wie durch die Gabe der angenehmſten Unterhaltung die Gunſt aller Glieder der fürſtlichen Familie, mit denen er auch bis zu ſeiner Entfernung von Gotha in ununterbrochener Verbindung lebte. Durch ſeine Perſönlichkeit und den ausgebreiteten Briefwechſel, den er mit den ausgezeichneteſten Gelehrten ſeines Faches in allen Ländern führte, trug er weſentlich zu dem Ruhme der Anſtalt bei, deren Vorſtand er war. Kein bedeutender Reiſende ging

achtlos an ihr vorüber; und wer auch gegen den Zweck der Anſtalt gleichgültig war, blieb es doch nicht gegen ihren Director, deſſen Name wahrſcheinlich noch lange Zeit mit dem Namen der Erneſtiniſchen Sternwarte verſchlungen bleiben wird. Als Zach nach dem Tode des Herzogs (im April 1804) der Wittbe deſſelben nach dem ſüdlichen Frankreich und ſpäter nach Italien folgte, trat ſein Freund, und ſeit einiger Zeit ſchon ſein Gehülfe, der Baron von Lindenau aus Altenburg, in ſeine Stelle ein, und dieſer treffliche Mann, jetzt einer der ſchützenden Genien des Königreichs Sachſen, damals aber faſt ausſchließend ſeiner erhabenen Wiſſenſchaft lebend, erhöhte den Ruhm des Inſtitutes, den zu bewahren ſchon ehrenvoll war, durch eignes ausgezeichnetes Verdienſt. An ſeiner Seite bildete ſich Nikolai, ein Schüler von Gauß, zum Aſtronomen; und als dieſer nach Mannheim berufen wurde, um die Direction der Sternwarte zu übernehmen, folgte ihm ein zweiter Schüler des großen Göttinger Mathematikers, Enke von Hamburg, nach, der, nach Lindenau's Eintritt in das geheime Miniſterium des Herzogs, als Alleinverwalter der Anſtalt, den Ruhm gründete, deſſen er ſich als Director der Sternwarte in Berlin und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in allen Ländern von Europa erfreut. Aber auch nachdem dieſer Treffliche, der Herkules der Cal-

culatoren von Zach genannt, dem Rufe nach Berlin gefolgt war, blieb die Erneſtiniſche Sternwarte nicht verwaiſ't, ſondern erhielt in Hanſen, einem Holſteiner, und dritten Schüler von Gauß, einen Director, der als geübter Beobachter, kunſtfertiger Mechaniker und tiefſinniger Rechner den verdienteſten Ruhm genießt.

Um die Zeit, in der Bonaparte, durch den Feldzug nach Aegypten den Orient von neuem eröffnete, im Sommer des Jahres 1798, kam einer der bejahrteſten, und gewiß der berühmteſte aller Aſtronomen, de La Lande, in Begleitung ſeiner Nichte, Madame Le Français, nach Gotha, um, wie er ſchrieb, „die Sternwarte kennen zu lernen, auf der man die Stelle des Polarſterns bis auf eine Secunde beobachten konnte, während man ſonſt bis auf 100 Secunden ungewiß geweſen war.“ Seine Aufnahme war wie er nur wünſchen konnte, und wie es einem Gelehrten von ſeinem Ruhme gebührte. Von mehrern Orten her fanden ſich zu ſeiner Begrüßung Aſtronomen ein, und der Zufluß würde unſtreitig noch größer geweſen ſeyn, wären nicht die politiſchen Zuſtände der Zeit ſtörend in den Weg getreten. In jener Zeit der Aufregung war Gotha bei einer gewiſſen Partei in eine Art von politiſchem Verrufe gekommen. Das Wohlwollen, mit dem der Herzog dem Haupte der Illuminaten, nach

ſeiner Verbannung aus Baiern, eine Freiſtatt in ſeiner Nähe eröffnet hatte, war eine Quelle der mannichfaltigſten Verleumdungen geworden. Wo man die nähern Verhältniſſe nicht kannte, wurde Gotha als ein Krater des Jacobinismus ausgeſchrien; ſo daß weder die ungeſtörte Zufriedenheit der Einwohner des Landes, noch die freiwillige Enthaltung von aller Tagblattklatſcherei hinreichte, das Mißtrauen zu tilgen, das die Thatſache von Weishaupts Aufenthalte erregt hatte. Eine Folge hievon war, daß es eine engliſche Zeitung für nöthig erachtete, bei der Nachricht von de la Landes Reiſe nach Gotha den Herzog zu erinnern, daß ein franzöſiſcher Gelehrte, der aus dem Centrum der Revolution käme, wohl andere Umwälzungen als die der himmliſchen Körper im Auge haben könnte; und daß einige allzu ängſtliche Regierungen ihren Gelehrten die Erlaubniß zu dieſer Reiſe verſagten; während doch der König von Preußen und der Herzog von Wirtemberg, über kleinliche Verdächtigungen erhaben, ihren Mathematikern nicht nur die gebetene Erlaubniß ertheilten, ſondern ihnen die Erfüllung ihres Wunſches auch durch bedeutende Geldgeſchenke erleichterten. Auch ließ dieſer wiſſenſchaftliche Congreß, ein würdiger Vorläufer der naturwiſſenſchaftlichen Zuſammenkünfte unſrer Zeit, friedlich, wie die Wiſſenſchaft ſelbſt, die er feierte, keine andern als wohlthätigen Wirkungen zurück;

Vieles, die Aſtronomie und ihren Anbau Fördernde wurde beſprochen; ältere Verbindungen wurden befeſtigt, neue angeknüpft, und das Inſtitut der geographiſchen Ephemeriden, die in jenem Jahre den Anfang nahmen, zog hieraus als das erſte Organ der aſtronomiſchen Geographie, und die Wiſſenſchaft durch ſie, den mannichfaltigſten Nutzen.

La Lande, der mit ſeiner Nichte auf der Sternwarte wohnte, bewegte ſich faſt nur in der Sphäre des Hofes und kam ſelten in die Stadt. Doch hatte ich Gelegenheit einigemal mit ihm zuſammen zu ſeyn. Der Geſandte des Directoriums am Preußiſchen Hofe, Caillard, kam damals auf der Reiſe von Berlin durch Gotha und verweilte einen Tag bei uns. Als ein Liebhaber der alten Litteratur hatte er von meiner Bearbeitung der Griechiſchen Anthologie Kenntniß genommen, und lud mich, wahrſcheinlich auf Böttigers Veranlaſſung, der ihn von Weimar aus begleitet hatte, zu ſich ein. Nach der Mahlzeit kam La Lande mit ſeiner Nichte und Herrn von Zach in den Gaſthof, um den Geſandten aufzuwarten. Da war es nun allerdings merkwürdig zu hören, wie freimüthig La Lande, der auch unter dem Schwerte der Republik ein Lobredner der monarchiſchen Verfaſſung geblieben war, dem republicaniſchen Geſandten gegenüber die Gleichgültigkeit des Directoriums gegen die Wiſſenſchaften anklagte, und

dieſer die Anſtalten unſers kleinen Landes entgegenſtellte, wo er eine muſterhaft eingerichtete, mit den beſten Werkzeugen ausgerüſtete Sternwarte, einen Fürſten voll von Kenntniſſen und Eifer für die Wiſſenſchaften, eine höchſt gebildete Fürſtin, und den gelehrteſten Aſtronomen gefunden habe. Der Geſandte, ein Mann von Welt und reifen Jahren, den ſeine Stellung in der Republik nicht um die in beſſerer Zeit gewonnene Bildung gebracht hatte, ſchien beide Theile dieſer Rede mit Aufmerkſamkeit anzuhören, aber ohne durch die ſtürmiſche Lebendigkeit des Redenden aus dem Gleichgewichte zu kommen, überging er den erſten, und begleitete nur den zweiten mit einigen beipflichtenden Bemerkungen. Ob er bei der Rückkehr in die Heimath das hier Gehörte benutzt habe, iſt unbekannt. Die Umſtände änderten ſich; das ſchlaffe Directorium wich einem höhern Genius, unter deſſen Auſpicien ſolche Anſtalten für die höhern Wiſſenſchaften getroffen wurden, daß Klagen, wie La Lande damals führte, nicht mehr Statt finden konnten. — Bei einer andern Gelegenheit, wo ich mit ihm zuſammenkam, verbreitete er ſich ſehr anmuthig über die Beweiſe von Aufmerkſamkeit, die er in Gotha erhalte, und ſagte unter Anderm: „Ich würde in Gefahr ſeyn übermüthig zu werden, wenn ich nicht die Begleitung meiner Nichte hätte, die bei mir die Stelle jenes Dieners vertritt, der ſeinen

königlichen Herrn täglich einigemale an ſeine Sterblichkeit erinnern mußte; oder auch, wenn ſie wollen, des Scharfrichters, der in Rom dem Triumphwagen der Imperatoren nachfolgte.“ — La Lande hatte in der That eine unbegränzte, aber höchſt unſchuldige Eitelkeit, mit der man ſich leicht verſöhnte, weil ſie ganz frei von läſtiger Anmaaßung war. Mehr als einmal hat er mündlich und ſchriftlich geäußert, er glaube alle Tugenden zu beſitzen, die ein Menſch haben könne (toutes les vertus de l'humanité); und dann bisweilen hinzugeſetzt: „Ich habe vielleicht Unrecht, dieß ſo herauszuſagen; aber mein Bewußtſeyn verpflichtet mich dazu.“ — Dieſe Schwachheit ſtellte ihn oft den Scherzen ſeiner Freunde blos. — Während des Aufenthaltes auf der Sternwarte kömmt Schuberts Aſtronomie von Petersburg an. In der Vorrede wird Lalandes Verdienſt gerühmt, und eines ſeiner Werke ein Meiſterſtück genannt. Zach zeigt und überſetzt ihm die Stelle. Aber ſchon ein und das andremal mit ſolchen Dingen von ihm myſtificirt, will ihm L. nicht eher glauben, bis einige Beſucher die gegebne Ueberſetzung beſtätigen. Nun geht er im Zimmer auf und ab, und wiederholt ſich die Worte: „mon histoire de l'Astronomie — un chef-d'oeuvre, ein Meiſterſtück, Meiſterſtück!“ — Und ſo war dieß vielleicht das

einzige Wort deutſcher Sprache, das er in ſeinem Gedächtniſſe nach Frankreich zurückbrachte.

Eines Tages, als er mit einigen Gelehrten und Freunden der Wiſſenſchaften beim Profeſſor Kries war, der damals eine Wohnung in dem vormaligen Auguſtiner-Kloſter hatte, ließ er ſich in die Kirche führen. Dieſe Kirche ſelbſt bietet keine Merkwürdigkeiten dar; für uns aber war es höchſt merkwürdig, aus Lalandes Munde die Aeußerung zu hören (die man jetzt auch in dem Dictionaire des Athées leſen kann), daß er nicht blos der Aelteſte (Doyen) der Akademie der Wiſſenſchaften, ſondern auch der Atheiſten in Frankreich ſey. Auf das, was er zur Erläuterung dieſes Bekenntniſſes hinzufügte, bemerkte Jemand aus der Geſellſchaft, es ſcheine ihm, daß Herr de la Lande mehr ein Deiſt als ein Atheiſt ſey. — Das kömmt auf Eins hinaus (cela revient au même), erwiederte er*).

Dieſer Anſpruch auf das, was er für einen Ehrentitel hielt, war eine der armſeligſten Eitelkeiten des verdienſtvollen Mannes, welcher früher nur mit Mühe durch ſeine frommen Eltern hatte abgehalten werden können, in den Orden der Jeſuiten zu treten, bei denen er unterrichtet worden

*) Allerdings heißt es auch in dem Dictionaire des Athées S. 472. im Artikel: Théistes: Pour peu que les théistes ou déistes aient de logique, ils ne tardent pas à devenir Athées.

war. Als ihn Jemand über die Veränderung in ſeinen theologiſchen Anſichten Verwunderung bezeigte, ſagte er: „Die Welt wird von falſchen Ideen beherrſcht, und die Schule, in der ich erzogen worden bin, und die, zu der ich mich jetzt bekenne, ſind nicht ſo unverträglich als man gewöhnlich glaubt." Trotz dieſer Verkehrtheit war La Lande ein rechtſchaffner und von Herzen wohlwollender Mann. Während der Schreckensregierung rettete er mehr als ein dem Tode geweihtes Opfer, indem er es mit Gefahr ſeines Lebens bei ſich verborgen hielt. Einſtmals hatte er auch einige Geiſtliche, die der Metzelei in der Abtei entgangen waren, bei ſich auf der Sternwarte verſteckt, indem er ſie für Aſtronomen ausgab. Einer dieſer Männer fühlte ſich in ſeinem Gewiſſen durch den Gedanken beunruhigt, ſeine Rettung an eine Lüge zu knüpfen. Was wollt Ihr? ſagte La Lande. Seyd Ihr nicht Aſtronomen? Denn wer verdient dieſen Namen wohl mehr als Leute, die einzig nur für den Himmel leben? — Er ſelbſt verleugnete auch in der furchtbaren Zeit, wo die ununterbrochne Thätigkeit der Guillotine den Andersgeſinnten die Vorzüge der republicaniſchen Verfaſſung durch Ströme von Blut bewieß, ſeine monarchiſchen Grundſätze nicht, und ging unter dem unglückſchwangern Gewölke aufrecht und mit ungebeugtem Muthe. In der Zeit, in welcher wir ihn hier ſahen, war er immer

heiter, und ſein ganzes Benehmen wie das eines Mannes, der mit ſich und der Welt zufrieden iſt. Nicht lange nachher ſchrieb er an Zach*); „Meine gute Geſundheit erlaubt mir, nur an mein Glück, an meine Sterne und meine Freunde zu denken; und hierin kann mich nichts ſtören. Seneca ſagt: Unverwundbar iſt nicht was nicht getroffen wird (quod non feritur), ſondern was nicht verletzt wird. Dieß iſt mein Fall. Ich bin ein Wachstafft für die Beleidigungen und das Böſe, das auf mich regnet, aber ein Schwamm für das Angenehme, das mir zu Theil wird.“

Einer der würdigſten Collegen La Landes, Delambre, ſagt in der Gedächtnißrede auf ihn: „Er war gut und wohlthätig. Um einem Freunde zu dienen, wich er keiner Gefahr aus, verabſäumte keine Gelegenheit, und ſcheute ſelbſt den Vorwurf der Zudringlichkeit nicht. Alle ſeine Fehler entſprangen aus der Uebertreibung einer lobenswerthen Eigenſchaft.“

Das Aeußere des Mannes war nicht ſehr empfehlend. Sein Geſicht war zuſammengedrückt, die Stirn unverhältnißmäßig hoch; ſein Vorderhaupt ganz kahl. Seine Augen waren lebhaft und durchdringend. Er behauptete dem Sokrates gleich zu ſehn.

---

*) Geogr. Ephemer. 1799. Septbr. S. 258.

Unter den Fremden, die während Zach's Direction die Sternwarte begrüßt haben, muß ganz vorzüglich Olbers aus Bremen genannt werden, welcher ſie zweimal mit ſeinem Beſuche beehrt hat. Als dieſer in der Geſchichte der Aſtronomie unſterbliche Greis im Jahre 1830 ſein funfzigjähriges Jubiläum feierte, beglückwünſchte ihn der Schreiber dieſer Zeilen, von dem gegenwärtigen Director der Sternwarte dazu aufgefordert, im Namen derſelben mit einer Inſchrift, die der gelehrten Abhandlung de Gradus Praecisionis Computatione des Herrn Profeſſor und Director Hanſen vorgeſetzt iſt. Sie lautet folgendermaaßen:

Viro amplissimo
artis medendi artifici sollertissimo
coeli interpreti
ingeniosissimo
qui terrenae scientiae limitum impatiens
mente supernas lustravit domos
ipsumque coelum subjecit ingenio
qui dum alter Aesculapius
miseros mortales
arte Paeonia
ab Orci liminibus revocans
Jovis inferni atrum imminuit regnum
aethereas sedes numinibus auxit.
Deas nam exulantes in Olympum reducens
Palladem in debitam sedem

patri proximam
restituit.
canaeque Vestae aram
novis accendit ignibus.
almam idem Cererem,
quae vix reperta tenebris caput absconderat,
ut denuo facem terris ostenderet
docta exoravit prece.
stellas tandem diras horrentes hispidas
terrorem olim gentium
numero innumero
vagantes per immensum aetherem
primus demonstravit plurimas
viasque quibus currunt recurrunt illae
certa ratione invenire docuit.
seni venerabili
virtute ingenio doctrina animo
inter paucos excellenti
Specula Ernestina
coelestis sapientiae sacrarium
quae ipsum olim iterum iterumque
praesentem venerata est
nunc festi semisaecularis
diem exoptatissimum
inter cives amicos cultores celebranti
pia vota
summa qua par est reverentia
rite offert.

In den Tages= und Jahresheften von 1795 erzählt Göthe*) von einem von **Bielefeld**,

*) Werke letzter Hand, 31. Bd. S. 62.

der ſich den Cimbrier genannt, einer phyſiſch-glühenden Natur, mit einer gewiſſen Einbildungskraft begabt, die ſich aber ganz in hohlen Räumen ergangen habe. „Klopſtocks Patriotismus, heißt es weiter, und Meſſianismus hatten ihn ganz erfüllt, ihm Geſtalten und Geſinnungen geliefert, mit denen er dann nach wilder und wüſter Weiſe gutherzig gebahrte. Sein großes Geſchäft war ein Gedicht vom jüngſten Tage, wo ſich denn wohl begreifen läßt, daß ich ſolchen apokalyptiſchen Ereigniſſen, energumeniſch vorgetragen, keinen beſondern Geſchmack abgewinnen konnte. Ich ſuchte ihn abzulehnen, da er, jede Warnung ausſchlagend, auf ſeinen ſeltſamen Wegen verharrte. So trieb er es in Jena eine Zeitlang zu Beängſtigung guter vernünftiger Geſellen und wohlwollender Gönner, bis er endlich bei immer vermehrtem Wahnſinne ſich zum Fenſter herausſtürzte, und ſeinem unglücklichen Leben ein Ende machte.“

Wer iſt dieſer Bielefeld, der Cimbrier, der Verfaſſer eines Gedichtes vom jüngſten Tage, der freiwillig und unglücklich Endende. Der Name iſt in Deutſchland nicht ungewöhnlich; auch in der litterariſchen Welt nicht unbekannt; einen aber, auf den dasjenige paſſe, was hier ſo beſtimmt und umſtändlich erzählt wird, kennen wir nicht.

Dagegen iſt uns ein andrer unglücklicher

Mann bekannt, Verfaſſer eines Gedichtes vom jüngſten Tage, ein begeiſterter Verehrer Klopſtocks, und Nachahmer ſeiner Muſe, der eben ſo, wie jener Bielefeld, und an demſelben Orte geendet hat, Franz von Sonnenberg.

Auf dieſen alſo paßt Alles, was Göthe in der angeführten Stelle berichtet, nur der Name nicht. Eine Verwechslung iſt daher mehr als wahrſcheinlich *).

Dieſer Franz von Sonnenberg aus Münſter kam in den erſten Jahren des laufenden Säculums — das eigentliche Jahr iſt mir entfallen — nach Gotha, um, wie er angab, ſich den guten Ton anzueignen, von dem man ihm geſagt hatte, daß er in den Umgebungen der Höfe anzutreffen ſey. Wie es ihm damit gelungen iſt, weiß ich nicht; aber ſein Unſtern wollte, daß er ſich in dem Hauſe einer Perſon einmiethete, die aller Bildung ermangelnd, den gemeinſten Ton mit den ſchlechteſten Sitten verband, und daß dieſe Perſon durch Geſellſchaften ihrer Art die Zwecke, um derentwillen der junge Mann ſeinen Aufenthalt in Gotha genommen hatte, nach ihren Begriffen zu fördern bemüht war.

*) Die von mir in der Zeit. für die eleg. Welt. 1832. Jul. no. 140. geäußerte Vermuthung eines Irrthums wird ebendaſ. no. 187. auf das vollkommenſte beſtätigt.

In den erſten Tagen ſeines Hierſeyns beſuchte er mich, vielleicht weil man ihm geſagt hatte, daß ich mich etwas mit Litteratur beſchäftigte. Ich erinnere mich noch ſehr gut, daß es ein Freitag war, wenige Minuten nach vier Uhr, als er bei mir eintrat, eben als ich aus dem Gymnaſium zurückkehrte, den Kopf noch voll von dem, worüber ich Unterricht gegeben hatte, und von dem, was ich für den nächſten Morgen vorbereiten ſollte. Das Geſpräch ging indeß während der erſten Stunde ganz leidlich vorwärts, weniger doch von mir als von ihm gefördert. Ich erfuhr aus ſeinem Munde, daß er beim Anblick des vaticaniſchen Apollo von einem unbeſchreiblichen Gefühle der Andacht ergriffen, auf die Knie niedergeſtürzt ſey; daß ihm unter allen Dichtern Klopſtock für den erſten gelte; daß Fräulein von E.....n in München ihn geliebt, er aber ihre Liebe nicht habe erwiedern können; und dergleichen mehr, Alles in pathetiſcher Rede mit gewählten und wohlgeordneten Worten vorgetragen. Nach Verlauf einer Stunde erhob er ſich; ich hoffte Befreiung, aber umſonſt. Er recitirte jetzt ſtehend Klopſtockiſche Oden, Stellen der Meſſiade und Eigenes. Jetzt begann die dritte Stunde. Er griff nach dem Hute — neue Hoffnung, neue Täuſchung! Immer gewaltiger ſtrömte ſeine Rede, je ſparſamer die meinige tropfte. Mit dem Schlage ſieben verließ er mich. Seitdem hab' ich ihn

nur noch einmal auf der h. Bibliothek geſehn, wo er einige Stunden über dem Homer ſaß, um ſich, wie er ſagte, die Eigenthümlichkeiten des homeriſchen Periodenbaus bekannt zu machen. Kurz darauf gab er den Donatoa in zwei Bänden heraus. Während ſeines Aufenthaltes in Jena kam er auf den Gedanken, er habe in ſeinem Werke die Geheimniſſe Gottes verrathen. In Verzweiflung hierüber ſtürzt er ſich aus dem Fenſter, ſpießt ſich in den Staketen eines kleinen Gärtchens vor dem Hauſe, und kömmt ſo auf die traurigſte Weiſe um.

---

10. Aurum inrepertum.

1831.

Es iſt zum Erſtaunen, wie die Natur in dem Fortgange der Zeit herabgekommen iſt! Jedermann geſteht ein, daß das Erſte, was die Welt zu ihrem Glück und Gedeihen braucht, Gold und Silber iſt, daher man dieſe Metalle auch vorzugsweiſe die edeln nennt. Hat aber wohl in dieſem geſunknen Zeitalter von jenem edeln Beſitz irgend Einer ſo viel als er wünſcht? oder auch nur ſo viel als er brauchen möchte? Niemand. Sind nicht ſo eben in Baiern, Baden, Heſſen, Hannover, Paris und London Tauſende von tiefſinnigen Staatsmännern täglich in koſtſpieligen Verſammlungen beſchäftigt, Mittel und Wege aufzufinden, um zu Geld und Einkünften zu gelangen? und harren nicht tagtäglich Millionen von Abonnenten auf das Zeitungsblatt, welches das von ſo vielen Adepten geſuchte Arcanum endlich verkündigen ſoll? Und warum gelingt jetzt Vielen nicht, was vormals Wenige leiſteten? Heinrich dem ſechſten von England genügten hierzu drei weiſe

Männer, die er deshalb mit dem Privilegium begnadigte Gold zu machen und das Lebens-Elixir zu verfertigen — zwei Dinge, die ihrer Natur nach eng verſchwiſtert ſind —; und einem andern Könige von England, Eduard dem erſten, verwandelte der große Philoſoph Raimund Lullus, obgleich ſelbſt blutarm, die Kleinigkeit von 50000 Pfund Queckſilber in reines Gold; daher man ſich nicht wundern darf, daß damals (im J. 1303) der königlichen Schatzkammer die Summe von 100000 Pfund Sterling entwendet werden konnte (Rymer T. II. p. 930). Die Kunſt der Verwandlung der Metalle dauert zwar auch jetzt noch fort; aber durch einen beklagenswerthen Wechſel iſt in der fruchtbringenden Geſellſchaft der Adepten aus dem Findenden der Suchende geworden; und während ſich in jener glücklichen Zeit die Kohlen in chemiſches Gold verwandelten — deſſen Kaiſer Rudolph der zweite ſiebzehn Tonnen beſeſſen haben ſoll — wandelt ſich jetzt in den Schatzkammern nur allzu oft das bewährte Gold in Kohle*) um. So wie die Kunſt, ſo hat auch die Natur entſchiedene Rückgänge gemacht. In der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts berief der Herzog von Braunſchweig Julius ſeine treuen Stände, um — wer ſollte es für möglich halten? — um ſich

*) Carbones pro auro.

mit ihnen zu berathen, was er mit allem dem Silber anfangen ſolle, das aus ſeinen Harzgruben in allzu reicher Fülle in die Schatzkammer floß. Manches kam in Vorſchlag, und noch bewahren die Cabinette der Curioſitätenfreunde, als Zeugen jener ſeltſamen Geldverlegenheit, jener Plethore, die ſich viele Staaten ſtatt der endemiſchen Phthiſis wünſchen, die ſogenannten Julius-Löſer auf, große Silberſtücke von eigenthümlichem Gepräge, die, nicht zum Ausgeben im Handel und Wandel, ſondern zum Aufbewahren beſtimmt, die Einwohner des Landes zur Sparſamkeit und Ordnung gewöhnen ſollten. Denn wer ein ſolches Silberſtück beſaß, mußte es aufbewahren, und nach Befinden der Obrigkeit vorzeigen. Nach den heutigen Finanzgrundſätzen freilich eine verkehrte Maßregel; nach der alten Regierungskunſt aber, der Ein Sparer lieber war als zehn Verthuer, klug und weiſe. Und wenn einmal ein Schatz geſammelt werden ſollte, war es nicht ſchön und menſchenfreundlich, jeden Bürger, für ſeinen Antheil, zum Schatzmeiſter zu machen? Und iſt nicht eine ſolche Vertheilung des Geſammtvermögens in ſittlicher Rückſicht noch heilſamer, als die geprieſene Theilung der Arbeit in Rückſicht auf Induſtrie? Daß der Herzog auch außerdem nicht karg war, und das, was Gott beſcheerte, auch zur Ehre Gottes und ſeines Landes anzuwenden bemüht war, bezeugt die Univerſität,

die ſeinen Namen führte, und die, freilich nicht wohlberathne, aber doch in der beſten Abſicht unternommene Beförderung der Concordien-Formel, auf die er mehr als 40000 Thaler verwendete, um, da ſie fertig war, das, was ein heilſames Geſchenk der Eintracht hatte werden ſollen, als einen Apfel der Zwietracht zu verwerfen. Der Irrthum, den er hierbei begangen hatte, war in der damaligen Zeit nicht nur ſehr verzeihlich, ſondern ſogar lobenswerth; und auf einem andern als dem theologiſchen Gebiete kömmt er noch heut zu Tage öftrer vor als man glaubt, oder eingeſtehn will. Hierüber wäre Vieles zu ſagen, was uns aber, wenn wir auch Luſt hätten, das Schickſal der Caſſandra zu theilen, von unſerm Wege abführen würde. Wir haben geſagt, die Natur komme herab, und das Beiſpiel, das wir eben angeführt haben, muß Jedem, der den gegenwärtigen Stand der Silbergruben des Harzes kennt, ſchlagend ſcheinen. Leider iſt dieſes Beiſpiel nicht das einzige. Was ſind jetzt die Silbergruben von Laurion, ohne die Attika vielleicht eine perſiſche Provinz geworden wäre? oder die Goldgruben in Thrazien? oder die zahlreichen und ergiebigen Minen Hiſpaniens? und die Fundgruben Peru's und Mexico's? Sind ſie nicht alle mehr oder weniger in dem Falle des Lucianiſchen Timon, der, nachdem ihn Freunde und Feinde ausgebeutet hatten, dem undankbaren

Geſchlechte, ſtatt reicher Gaben, nur ſeinen Haß und ſeine Verwünſchungen ſchenkte? Hat vielleicht die unerſättliche Geldgier der Menſchen das mütterliche Herz der Natur verhärtet? oder waltet auch über andern Quellen des Reichthums ein Fluch, wie über den alten Goldgruben in Reichmannsdorf? — Die Geſchichte dieſes Fluches war folgende. Reichmannsdorf im Fürſtenthume Saalfeld beſaß vor Zeiten die ergiebigſten Goldminen, und das edle Metall war hier in ſolcher Maſſe vorhanden, daß die Bauern, nicht etwa wie die Knechte des Chremylus, der den Plutus bei ſich hatte, um goldne Stater würfelten, ſondern mit goldnen Kegeln und Kugeln um Portugaleſer und Dublonen ſpielten, und die Bergknappen dem Landesherrn einen Thron von Golderz aufzubauen verſprachen, wenn er nur acht Tage bei ihnen verweilen wollte. Ich weiß nicht, was den wunderlichen Herrn damals abgehalten hat, den Vorſchlag anzunehmen; aber ſo viel iſt gewiß, daß gegenwärtig alle Ausbeute der Goldgruben von Reichmannsdorf kaum zu einem Fingerhute ausreichen würde. Ein mächtiger Fluch laſtet auf ihnen. Einer der Bergknappen — ſo erzählt man — ließ ſich gelüſten, ein kleines Stück Golderz zu entwenden, und wurde ertappt. Freilich iſt bei dem Ueberſchwange des Goldes ein ſolches Gelüſten auffallend; indeſſen es iſt ſo; vielleicht weil ein unglückliches

Verhängniß den armen Knappen für den Galgen beſtimmt hatte. Denn da die Richter gerade übler Laune waren, verurtheilten ſie ihn zum Galgen. Die Mutter des Unglücklichen, die nur dieſen einen Sohn hatte, bot auf was ſie vermochte, um ihn zu retten; aber umſonſt. Er wurde gehenkt, und zwar zum ſchreckenden Beiſpiele, am Eingange des Haupt-Stollen. Da ergriff die verzweifelnde Mutter ein Maaß Mohnſaamen, ſchüttete es in die Grube, und verfluchte ſie auf ſo viele Jahre, als das Maaß Körner enthalten habe. Dieſer Fluch iſt in Erfüllung gegangen, und noch ſcheint bis auf den heutigen Tag die Zahl der Jahre nicht abgelaufen.

11. Miſcellaneen.

1. Wenn ich an die Geſtirne der franzöſiſchen Litteratur denke, ſo fällt mir zuerſt immer Pascal ein. Ihn hat ſich Voltaire ganz offenbar häufig zum Muſter genommen; aber wie weit ſteht er ihm nach! Pascal iſt nie ſcurill, wie Voltaire; auch im Spott behauptet er die Würde, die der Gegenſtand heiſcht, und doch ſchneidet er tiefer ein, als Voltaire mit ſeinem geſchmeidigen Witz. Noch viel höher ſteht Pascal, wenn es Ernſt gilt. Seine aufrichtige Frömmigkeit, die ihn auch beim Scherze nicht verläßt, durchſtrömt da, wo er für die Religion mit ſcharfen Waffen kämpft, Alles was er ſagt, mit einer erquickenden Wärme, und verbreitet über ſeine Rede ein ſo ſanftes und mildes Licht, als vielleicht in keinem, zur Ehre der Religion geführten Streite jemals ſichtbar geworden iſt.

2. Das hohe und glänzende Ziel, das Chriſtian Wolf durch die Anwendung der mathema=

tiſchen Methode zu erreichen hoffte, jeden Satz durch unumſtößliche Gründe zu erweiſen, und auf dieſe Weiſe jeder Wiſſenſchaft die Sicherheit der Mathematik zu verleihen, ſtand auch vor Pascals Augen, doch ohne ihn zu blenden, oder auf den Irrweg zu führen, den Wolf verfolgte. An mehr als einer Stelle erkennt er, daß die Anwendung dieſer Methode in unzähligen Fällen unmöglich ſey. Cette véritable méthode, ſagt er (Pensées Tome. II.) formerait les démonstrations dans la plus haute excellence, s'il était possible d'y arriver. und noch beſtimmter: certainement cette méthode serait belle, mais elle est absolument impossible.

3. Montesquieu's Stil iſt häufig nach Pascals Stile gebildet, und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß man oft, wenn man den Einen lieſ't, den andern zu hören glaubt. So z. B. in folgenden Worten Pascals (Oeuvres II. p. 118): La pluralité est la meilleure voie, parce qu' elle est visible, et qu'elle a la force pour se faire obéïr; cependant c' est l' avis des moins habiles. oder (II. p. 119): La justice sans la force est contredite, parcequ' il y a toujours des mechans: la force sans la justice est contredite. Il faut donc mettre ensemble la justice et la force; et pour cela faire que ce qui est juste, soit fort, et ce qui est fort, soit juste.

4. Welch' ein Unterſchied zwiſchen Pascals frommer, und Chamforts atheiſtiſcher Miſanthropie! Auch jener ſah bisweilen falſch; aber alle ſeine Irrthümer gehen nach einem wahren und leuchtenden Ziele hin; Chamfort's Irrthümer hingegen führen in den widrigen Sumpf der Troſtloſigkeit.

Pascal's fromme Miſanthropie iſt erhaben; denn ihr liegt die Idee der Vollkommenheit zum Grunde, die der Menſch erſtreben ſoll; es iſt die tiefe Trauer über das Zurückbleiben hinter dem erkannten Ziele. Die atheiſtiſche Miſanthropie hingegen iſt ein Hohn, den der Wahn einer dünkelhaften Philoſophie der Gottheit ſpricht. Jeder Mangel, jedes Gebrechen, jede Schlechtigkeit, die ſie an dem edelſten Werke des Schöpfers finden, iſt eine Veranlaſſung zum Triumph. Die Quelle ihrer Weisheit iſt Schadenfreude; ihr Ziel Hohn und herzloſer Spott.

5. Alle Menſchen, ſagt ein alter Schriftſteller, ſind dem Irrthume ausgeſetzt; aber nur der Thor beharrt bei dem Irrthum. Die erſten Gedanken, heißt es im Sprichwort, ſind des Teufels Gedanken, der ein Vater der Lüge iſt. Erſt die Nachgedanken beſſern den Irrthum.

Jenes Beharren beim Irrthume, worinne Cicero den Thoren (insipientem) erkennt, iſt auch ein Fluch der Celebrität. Wer, wie Staatsmänner, Philoſophen, Aerzte und Schriftſteller,

einen öffentlichen Character behaupten ſoll, mag ſich beim Eintritte in ſeine Laufbahn noch ſo ernſtlich vorgenommen haben, der Wahrheit und nur der Wahrheit zu huldigen; er bleibt beim Fortgange auf dieſer Bahn ſeines Vorſatzes nicht immer Herr. Oft wird gleich von vorn herein gefehlt. Es iſt ſelten, daß ein Menſch, wie der Herkules des Prodikus, ſeinen Weg nach ruhiger Prüfung wählt. Die meiſten werden durch die Erziehung, das Beiſpiel, die Auctorität, die Laune der Sympathie oder Antipathie, alſo nicht durch Ueberlegung und Wahl, ſondern durch Zufall auf einen Weg getrieben, den ſie erſt kennen lernen, wenn es zu ſpät zum Umkehren iſt. Was bei Entſchließungen geſchieht, geſchieht bei Behauptungen noch häufiger. Ein Wort wird leicht ausgeſprochen, und ſchwer zurückgenommen; ein Rath wird in gutem Glauben gegeben, und muß oft, wenn er ſich bei der Anwendung irrig erweiſt, dennoch durchgeführt werden. So iſt mehr als ein Krieg geführt, mehr als eine Maaßregel mit Nachtheil durchgeſetzt worden; und wie viele Schriften danken ihre Entſtehung dem Beſtreben, Irrthümer zu vertheidigen, die der Autor erkennt, aber nicht bekennen will!

Die Akademie von Dyon ſetzt einen Preis für die Unterſuchung aus, „welchen Einfluß die Wiſſenſchaften auf die Sitten ausüben.“ Rouſſeau äußert gegen Diderot, daß er ſich um den

Preis zu bewerben gedenke. — Und wie werden Sie die Sache nehmen? ſagt Diderot. — Nun, ich werde zeigen, wie die Sitten durch den Anbau der Wiſſenſchaften veredelt worden ſind. — Das iſt, verſetzt Diderot, ein abgedroſchner Gemeinplatz, der keinen Effect machen kann.

Durch dieſes flüchtige Wort wird Rouſſeau gereizt, die Aufgabe von der entgegengeſetzten Seite anzuſehn. Die Paradoxie regt ihn auf, und indem er ſeine Kräfte anſpannt, um ſie durchzuſetzen, wird er ſich der Talente, die in ihm ſchlummern, bewußt. Die ſonderbare Abhandlung wird gekrönt. Eine Menge von Stimmen erheben ſich dagegen, und einige dieſer Angriffe werden beantwortet. Durch jeden Angriff, noch mehr aber durch die eignen Antworten wird Rouſſeau in dem Glauben an ſein Paradoxon beſtärkt, und die ſiegreiche Beredtſamkeit, die er in dem Kampfe entwickelt, täuſcht ihn ſelbſt. So entſchied dieſes Ereigniß für den Weg, den er von nun an verfolgte. In allen ſeinen Anſichten, in ſeinen Schriften, in ſeiner Lebensweiſe ſehen wir die Einwirkung jenes erſten Verſuchs. Mit Recht alſo, obgleich in einem verſchiednen Sinne, nennt Rouſſeau jene Preisſchrift ein unglückliches Werk. „Welche Maſſe von Elend, fährt er fort, wäre ihrem Verfaſſer erſpart worden, wenn dieſe erſte ſeiner Schriften ſo aufgenommen worden wäre, wie ſie verdiente.“ — Leider lag

die wahre Quelle ſeines Unglücks in ſeinem eignen Gemüthe, und in der Stimmung, die ihm dieſer erſte Erfolg gegeben hatte. Wäre dieſer ausgeblieben, und hätte ſich R. nicht dem dadurch erzeugten Hange zur Paradoxie überlaſſen, ſo wäre er wahrſcheinlich vor jenem unſeligen Mißtrauen bewahrt geblieben, das ihn mit ſeinen Freunden, ſeinen Wohlthätern, mit der ganzen Menſchheit entzweite, und ihm überall Neider und Feinde zeigte, während er den ſchlimmſten Feind in ſich ſelbſt und in ſeiner innern Entzweiung trug, wozu der Saame vielleicht durch Diderots raſches Wort auf dem Café Procope in ſeine Seele geworfen worden war.

6. Im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts lebten in England zwei Brüder Rainold, Johann und Wilhelm, beide Theologen und der engliſchen Kirche angehörig. Auf einer Reiſe nach Frankreich wurde der ältere ſeinem Glauben untreu, und ließ ſich zum Prieſter der katholiſchen Kirche weihen. Ueber dieſen Abfall betrübt, begab ſich ſein Beuder zu ihm, um ihn durch ſeine Vorſtellungen wieder für den frühern Glauben zu gewinnen. Nach langem und heftigem Streite geſchah das Unerwartete. Johann kehrte zur anglikaniſchen Kirche zurück; Wilhelm wurde katholiſch und blieb in Frankreich; und beide wurden nun eifrige Kämpfer, Jeder für die zuletzt angenommene Lehre. Dieſes Ereigniß gab dem

Dr. Alabaſter, einem gelehrten Theologen jener Zeit, der aus eigner Erfahrung wußte, was eine Glaubensänderung iſt, Veranlaſſung zu einem Epigramme, das in deutſcher Sprache etwa ſo lauten möchte:

Grimmiger Krieg, wie der Bürger ihn führt mit dem Bürger der Heimath,
Hatte ein Brüdergeſpann über den Glauben entzweit.
Einer vertheidigt beredt die calviniſche Lehre; der Andre
Kämpft für die Kirche von Rom gegen der Neurer Reform.
Jeder beſtreitet mit Muth und mit triftigen Gründen den Andern;
Beid' in des Angriffs Kraft, beid' auch im Fallen ſich gleich.
Jeder erlangt was Jeder gewünſcht; er beſieget den Gegner;
Und was Jeder geglaubt, höret zu glauben er auf.
Jeder iſt nun zum Gefangnen gemacht, und Erobrer iſt Keiner;
Denn des Beſiegten Panier folget der Sieger fortan.
Welch' ſeltſames Gefecht, wo beide ſich, daß ſie beſiegt ſind,
Freun, und Jeder ſich härmt, daß er den Andern beſiegt*).

*) Bayle erzählt die Geſchichte dieſes Streites in den Nouvelles de la République des Lettres. 1685. Juill. Art. VI. p. 757. f. bezweifelt aber

7. In einer vielgeleſenen Zeitſchrift*) wird Türgot's Fertigkeit in lateiniſcher Verskunſt mit dem Zuſatze gerühmt, daß ſich von ihm nur der einzige, für Benjamin Franklin's Bildniß beſtimmte Hexameter erhalten habe:

Eripuit coelo fulmen, mox sceptrum tyrannis.

wo offenbar ein unglücklicher Schreibfehler das dem Miniſter ertheilte Lob ſchmählich verletzt. Es hätte wenigſtens geſchrieben werden müſſen:

mox sceptra tyrannis.

oder, mit Vermeidung des armſeligen Flickwortes:

fulmen, sceptrumque tyrannis.

oder endlich, wie Andre dieſen Vers leſen:

Eripuitque Jovi fulmen sceptrumque tyrannis.

Eine andre Frage iſt, ob er wirklich von Türgot ſey, oder ob er nicht, wie die gewöhnliche Meinung iſt, einem alten Dichter angehöre? Weder das eine, noch das andre ſcheint mir ohne Einſchränkung wahr. Nur die erſte Hälfte des Verſes iſt alt, und gehört dem Manilius, der in dem Eingange ſeines bekannten Gedichtes**), von der Beſiegung des Aberglaubens durch die

---

ihre Wahrheit im Dictionaire v. Sutlivius. T. III. p. 2680. not. A. Mit einigen Abweichungen wird ſie in Spitzelii infelix Literatus p. 687. erzählt.

*) Fr. Bucholz neue Monatſchrift. 1832. S. 345.

**) Astronom. I. 104.

Fortſchritte der menſchlichen Erkenntniß ſprechend, ſagt:

Cur imbres ruerent, ventos quae causa moveret,
Pervidit, solvitque animis miracula rerum:
Eripuitque Jovi fulmen viresque tonandi.

Wer das erſte Hemiſtichium dieſes Verſes zuerſt auf den Erfinder der Gewitterableiter ſinnreich angewendet, und dann, zu Ehren des Begründers der nordamerikaniſchen Freiheit, das zweite angefügt habe, ob Türgot oder ein andrer, bleibt ungewiß.

8. Der Gebrauch, daß der Mann, nach der Niederkunft der Frau, das Bett hütet, beſchränkt ſich nicht, wie man gewöhnlich glaubt, auf einige Völker Amerika's; er iſt uralt, und unter barbariſchen Nationen verbreitet. Bei den Kantabriern, ſagt Strabo*), treiben die Frauen den Ackerbau, und wenn ſie gebohren haben, laſſen ſie ihre Männer niederlegen und bedienen ſie. Daſſelbe hatte Nymphodorus**) von dem ſcythiſchen Volke der Tibarener erzählt; und Marco-Polo fand es noch bei den Tartaren ſo***). Auch in Bearn herrſchte dieſe Sitte, wohin ſie, wie **Paul Colo-**

*) Geogr. 3tes Buch. S. 165.

**) Beim Scholiaſten des Apollon. Rhod. II. 1010.

***) Voyages Liv. II. ch. 41.

miés vermuthet*), aus Hiſpanien über die Pyrenäen gekommen ſeyn mag. Wie aber war ſie dort, wie war ſie bei andern Völkern in ſo verſchiednen Gegenden entſtanden, daß an ein Fortpflanzen durch Stammverwandſchaft oder durch Nachahmung gar nicht zu denken iſt? Welchen Grund, welchen Vorwand kann ſie gehabt haben?

An Erklärungen dieſer Sonderbarkeit mangelt es nicht; einige aber ſind ungereimt, andre ungenügend. Es iſt ſehr zu beklagen, daß weder Strabo noch Nymphodorus die begleitenden Umſtände erwähnt haben; was aber Spätere berichten, daß jene Männerwochen mit Enthaltungen aller Art, mit ſtrengem Faſten, ja mit körperlichen Peinigungen verbunden waren**), ſcheint allein zur Löſung des Räthſels führen zu können. Der Glaube an das Geſetz des Gleichgewichtes, das über dem Leben der Sterblichen walte, und daß der Glückliche ſelbſt etwas gegen ſein Glück thun müſſe, um dem Schickſal ſeine Schuld zu bezahlen***); dieſer Glaube war gewiß nicht auf Hellas und Aegypten beſchränkt. Auch der Barbar hegte ihn, und die Kaſteiungen, die er ſich auflegte, wenn ihm das Glück der Nachkommen-

*) Pauli Colomesii Opera p. 817. f.

*) Man ſehe Meiners im hiſtoriſchen Magazin. 1. Th. S. 26. ff.

***) Herodot. III. 40.

ſchaft zu Theil geworden war, konnten keinen andern Zweck haben, als dem im Hinterhalte lauernden Böſen durch ſelbſtgewählte Büßungen zuvorzukommen.

9. Durch ungeſchickte Nachahmung eines guten Muſters kann dieſes ſelbſt um ſeinen Credit kommen. Ronſard bemühte ſich in ſeinen Oden dem Pindar nachzueifern, und, wenn es ihm gelungen war, unverſtändlich zu ſchreiben, ſagte er: er pindariſire. So ſagte man denn auch in Frankreich von Dichtern, die nach Ronſards Weiſe ſchrieben, qu'ils pindarisaient; und halb Frankreich glaubte nun ohne Zweifel, Pindar habe geſchrieben wie Ronſard.

Der Glaube an die Vortrefflichkeit dieſes Dichters war allgemein. Da er an dem Tage gebohren war, an welchem Franz der Erſte bei Pavia gefangen wurde, ſchreibt de Thou*) „es ſey nicht anders als ob der Himmel durch die Geburt des größten Dichters Frankreich über das Unglück ſeines großen Königs habe tröſten wollen." Sechs Könige beehrten ihn mit ihrer Gunſt; Carl der neunte pries ſein Lob in Verſen**); und die

*) Thuan. Lib. 82. ann. 1585. S. hierüber die guten Bemerkungen Bayle's im Diction. v. Ronsard. not. B.

**) Von dieſen Verſen urtheilt Palissot (Mémoires pour servir à l'hist. de la Litt. Fr. Tom. II.

unglückliche Königin von Schottland Marie fand in ſeinen Gedichten Troſt. Wie er ſelbſt von ſich und ſeiner Kunſt dachte, bezeugen folgende Verſe:

Quelqu'un après mille ans de mes vers étonné
Voudra dedans mon Loir*) comme en Permesse boire;
Et voyant mon pays, à peine pourra croire,
Que d'un si petit lieu tel poëte soit né.

Es iſt öfters bemerkt worden, daß in Sachen des Geſchmacks den Philologen nicht immer zu trauen iſt. Sie laſſen ſich allzu leicht verführen, dasjenige zu bewundern, was ihnen Gelegenheit darbietet, ihre Gelehrſamkeit und ihren Scharfſinn zu zeigen; wo dann der Autor von der Zufriedenheit profitirt, die ſein Ausleger mit ſich ſelbſt fühlt. War je ein Gelehrter fähig, die Schönheiten der Alten zu ſchätzen, ſo war es Muretus; und doch trug er kein Bedenken, ſeinen Roſard neben Catull und Horaz zu ſetzen; und jenen eben ſo, wie dieſe mit einem gelehrten Commentare auszuſtatten**). Aber nicht blos

p. 321) qu'ils sont d'une verve beaucoup plus heureuse que les meilleurs vers de Ronsard.

*) Le Loir, ein Flüßchen im Vermandois, Ronſards Vaterlande.

**) In der Vorrede zu Ronſards Amours de Cassandre tritt er keck denen entgegen, deren indocte arrogance den Ruhm des großen Dichters

für den gelehrteſten Dichter galt Ronſard ſeinen Zeitgenoſſen, ſondern auch für den correcteſten. Dieſes veranlaßte einen Poeten jener Zeit, Augier Gaillard, der aus einem Wagner ein Verskünſtler geworden war, zu ſagen, er arbeite ſeine Verſe abſichtlich etwas nachläſſig, damit man nicht glaube, ſie wären von Ronſard.

Dieſer im Leben ſo gefeierte Dichter wurde auch im Tode (1585) geehrt. Bei ſeiner Beerdigung war eine Auswahl des Parlamentes zugegegen, und **Duperron**, welcher ſpäter den Car-

---

zu ſchmälern ſuche. (L'un le reprenoit de se trop louer, l'autre d'écrire trop obscurement, l'autre d'être trop audacieux à faire nouveaux mots). Muretus, mit ſeiner eignen Arbeit nicht übel zufrieden, wünſcht, daß zur Zeit Homers und Virgils einer und der andere ihrer Vertrauten einige Stunden daran gewendet hätte, die Gedanken dieſer Dichter zu erklären; ſo würde der gegenwärtigen Zeit manche Verlegenheit erſpart worden ſeyn. Car il n'y a point de doute, ſetzt er hinzu, qu'un chacun auteur ne mette quelque chose en ses écris, lesquelles lui seul entend parfaittement. Er könne daher mit Grunde behaupten, daß ſich in dem von ihm commentirten Werke manches Sonnet befinde, das niemand richtig verſtanden hätte, wenn es nicht ihm oder andern Freunden von dem Dichter ſelbſt in vertraulicher Mittheilung erklärt worden wäre. Uebrigens ſey die Dunkelheit, die Manche dem Dichter zum Vorwurf machten, nur ein Bekenntniß ihrer eignen Unwiſſenheit.

dinalshut bekam, hielt die Leichenrede*). Der Zulauf war ſo groß, daß mehrere Prinzen und ſelbſt der Cardinal von Bourbon zurückkehren mußten, weil ſie ſich durch das Gedränge den Weg nicht bahnen konnten. Zwanzig Jahre nach ſeinem Tode ward ihm von dem Prior von St. Cosmo, Joachim de la Chetardie, in dieſem Kloſter ein Denkmal errichtet.

Dem Uebermaaße der Bewundrung, die man Ronſard's Werken zu ſeiner Zeit gezollt hatte, ſetzte das folgende Jahrhundert ein Uebermaaß von Verachtung entgegen. Boileau, der hierzu auch das Seinige beitrug, urtheilt doch noch am billigſten über ihn, wenn er ſagt: Ronsard avait le génie élévé et de grands talens pour la poesie; mais il semble que l'art n'ait servi qu' à corrompere en lui la nature au lieu de la perfectionner. Mit Recht ſagt ein deutſcher Kunſtrichter**) von ihm: „Ronſard darf in der Geſchichte der franzöſiſchen Dichtkunſt nicht ganz übergangen werden; denn es iſt unverkennbar, daß der große Corneille ſich, in der

---

*) Auch andre Reden und Gedichte erſchienen an dieſem Tage. Je n'aurois jamais fait, ſagt Binet im Leben Ronſards, si je voulois descrire par le menu les Oraisons funebres, les Eloges et vers qui furent ce jour sacrez à sa mémoire.

**) Fr. Schlegel Geſch. der alten und neuen Litteratur. 2 Th. S. 150.

Sprache beſonders, noch einigermaßen an jene ältere Schule anſchließt, wenigſtens hie und da daran erinnert.“

10. Augier Gaillard's vorhin von mir angeführte Aufſchneiderei erinnert mich an die ganz ähnliche eines gelehrten Zeitgenoſſen Ronſard's, des Verfaſſers einer Ars bibendi, Vincentius Opſopöus, der in ſeinen Anmerkungen zur Griechiſchen Anthologie*), bei Gelegenheit eines Epigrammes über die Trinkfeſte Folgendes ſchreibt: Qua de re nos multa in libellis de Arte bibendi scripsimus, ob quorum editionem nimis praecipitem audio me a multis clam lapidari et flagellari. Sed haec non sunt curae Opsopoeo et Hippoclidi. Invideant et mordeant clanculum donec rumpantur. Nam si qua in illis libellis admissa sunt vitia, ea studiose et data opera admisimus, ut haberet illorum prava malignitas, qua famelicam invidiam aleret, quibus alias fame maledicentiae et malevolentiae esset contabescendum.

11. Der Père Garasse ſagt in einem ſeiner Werke**) zum Troſte Aller, denen das undankbare Publicum den Lohn des Beifalls für ihre Arbeiten verſagt oder ſchmälert: „Jede rechtliche

*) Anthol. Gr. Lib. II. c. 47. p. 254. ed. Wechel.

**) Somme des vérités capitales de la réligion. P. II. p. 419.

Arbeit ſoll zufolge einer Wirkung der justice commutative entweder durch Lob oder durch Zufriedenheit des innern Bewußtſeyns gelohnt werwerden. Schafft ein guter Kopf ein preiswürdiges Werk, ſo wird er mit vollem Rechte durch die Lobeserhebungen des Publicums belohnt; läßt es ſich aber ein ſchwacher Kopf ſauer werden, um eine untaugliche Arbeit zu Tage zu fördern, die folglich kein öffentliches Lob erhalten kann, ſo gibt ihm Gott, um ſeine Bemühung nicht ohne Lohn zu laſſen, die perſönliche Zufriedenheit des Bewußtſeyns, die man ihm auch nicht ohne eine mehr als barbariſche Grauſamkeit beneiden und mißgönnen kann. Auf dieſe Weiſe gibt Gott, welcher gerecht iſt, den Fröſchen die Zufriedenheit mit ihrem Geſange."

12. Es iſt nicht leicht zu begreifen, wie die Kritik zwiſchen der Gierusalemme liberata und dem Orlando furioso unentſchieden hat ſeyn können. Wenn Taſſo einen Lorbeerkranz auf dem Capitolio erhalten ſollte, ſo mußte Arioſto einen Tempel in einem Lorbeerhaine bekommen. Was man von den Vorzügen des Planes ſagt, bedeutet nicht viel; auch als Werk des Verſtandes iſt dieſer Plan keineswegs fehlerfrei. Ueberdieß iſt ſeine Sphäre beſchränkt; aber in dieſen Schranken bewegt er ſich mit Anmuth, obgleich nicht immer ohne einige Pedanterei; während

Arioſt die ganze Welt königlich beherrſcht. Taſſo wird nicht ſelten von einer Begierde beherrſcht ſeinen Reichthum ſehen zu laſſen, und gewinnt dadurch bisweilen den Schein der Reichere zu ſeyn; Arioſt aber iſt reich, ohne den Schein des Reichthums zu ſuchen. Arioſt iſt Alles, was er ſeyn will, und was der Gegenſtand fordert; ein Proteus an Geſtalt, im innern Weſen aber ſtets ſich gleich; ernſt und rührend; mächtig und leichtfertig; ſtark und anmuthig; immer ſpielen die Strahlen ſeines Geiſtes auf der Oberfläche einer genialen Tiefe. Taſſo iſt oft prächtig, wo er erhaben, geziert, wo er zierlich, üppig, wo er reich ſcheinen will. Sein eigentliches Element iſt Liebe und Religion, wozu er die ſchönſten Melodien in ſeiner Bruſt fand; Heldengröße und Kriegsmuth iſt ihm nur angelernt. Uebrigens iſt ein Volk glücklich zu preiſen, das ſich zweier Dichter von ſolcher Vortrefflichkeit zu rühmen hat.

13. Dem religiöſen liebenden Gemüthe Taſſo's iſt der epiſche Stoff nur eine Veranlaſſung, die Gefühle, die ſein Innres bewegen, auszuſprechen. Außerdem zeigt ſein Epos keinen großen Umfang der Phantaſie. Seine anziehende Kraft liegt in dem Einzelnen, und in dem, Alles verbindenden prachtvollen Strome ſeiner edeln und gewählten Sprache. Taſſo mit Homer, das befreite Jeruſalem mit der Iliade vergleichen wollen, iſt ein wohlgemeinter Irrthum des Patriotismus und

moderner Eitelkeit. Taſſo's Gedicht gleicht einem üppigen Garten, wo Religion und Wolluſt überall anmuthige Erholungs-Plätze ausgeſchmückt hat; die Iliade aber iſt einem alten, ewigen Gebirge vergleichbar, das in ſeinem Schooße ſonnige Thäler und ſchattige Haine hegt; eine aufgeregte Welt voll großer Beſtrebungen, die ſich in einem heitern Himmel wiederſpiegelt. Und wenn in dieſem nie veraltenden Werke der ununterbrochne Fortſchritt der Handlung bis zum Ziele dem Glauben an das Ergebniß der trennenden und zerlegenden Kritik immer fort in den Weg treten wird; ſo wandelt dagegen den Leſer des befreiten Jeruſalems, bei aller Gewißheit von der Einheit ſeines Verfaſſers, bisweilen das Gefühl an, ein zuſammengekittetes Werk, ein Moſaik kunſtvoll vereinigter Erinnerungen vor ſich zu haben.

14. Man hat ganz Recht gehabt, den Dichter des befreiten Jeruſalems den Virgil Italiens zu nennen; was in mehr als einer Beziehung als wahr erſcheint. Auch in Virgil wohnte kein Heldengeiſt, und was ihm doch im Heroiſchen gelungen iſt, muß theils als Wiederſchein des homeriſchen Geſtirns, theils als Wirkung des Römerſinnes betrachtet werden, der auch in dem entarteten Volke noch nicht erſtorben war. Was ihn aber inniger bewegte, als Krieg und Schlacht, war die heitere Thätigkeit des Landlebens; zu dieſem zog ihn ſeine Natur; um jene zu be-

ſingen, mußte er ſich Gewalt anthun. Wie die eigenthümliche Schönheit von Virgils Gemüth in dem Gedichte vom Landbau, in der Aeneïs aber nur in einzelnen Epiſoden zu erkennen iſt; ſo iſt der wahre und eigenthümliche Torquato Taſſo in den Gärten der Armida, in der Liebe Tancred's und Erminiens und in der Rettung Olints und Sofroniens zu ſuchen.

15. Die Schmähungen, mit denen beim Homer Achilles und Agamemnon gegen einander auftreten, ſind, wie die Italiener ſagen, Veilchen und Roſen gegen die Schmähworte der Helden beim Bojardo z. B. Orlandos und Rinaldo's im 27ſten Buche des Orlando inamorato, oder im 28ſten und an andern Stellen. Der Bemerkung würdig iſt es auch wohl in einer Epopöe, daß Einer ſein Hintertheil entblößt, um den Andern zu höhnen. In jenem unendlichen Gedichte hat die unerſchrockene Marfiſa den Räuber Brunello ſechs Tage lang verfolgt, ohne ihn einholen zu können, ob ſie ihm gleich bisweilen nah genug auf dem Nacken ſitzt. Ihn aber, der das windſchnelle Roß Sacripantes unter ſich hat, kümmert das nicht (canto XL. 4):

E per mostrar di lei più poca cura,
La giupa sopra al capo rivoltava;
Poi s' alzava egli (intendetemi bene)
Mostrando il nudo sotto da le rene.

16. Nichts iſt in dem Verliebten Roland er-

baulicher als der Bekehrungseifer der chriſtlichen Ritter, und nichts rührender, als die Schnelligkeit, mit der dieſes große Geſchäfte vollbracht wird. Beſonders glücklich iſt Roland darinne. Nachdem er ſich mit einem Saracenen einen ganzen Tag herumgeſchlagen und ihm den Todesſtreich verſetzt hat, tauft er ihn unter Vergießung vieler Thränen, und macht ihn zum Chriſten. Mit etwas größerer Umſtändlichkeit verfährt er bei minder dringlichen Gelegenheiten. Durch Verrath der Dame Origilla iſt er mit dem Saracenen Brandimarte in die Gewalt des Königs Monodante gekommen, und indem er mit jenem zuſammen iſt, der, ein tapfrer Degen, von Religion und Dogmatik wenig weiß, benutzt er die Gelegenheit, eine verlohrne Seele zu retten, und nachdem er ihm den Inhalt des Alten und des Neuen Teſtamentes erzählt hat, genießt er die Freude, den Saracenen ſo vollkommen bekehrt und ſo gläubig zu ſehn, als er ſelbſt iſt (XLI. 13):

Prima narrogli il vecchio testamento,
E poi perche dio vuol, che quel si muta,
Gli narrò tutto il novo a compimento;
E tanto a quel parlar idio l'ajuta,
Che tornò Brandimarte a la sua fede,
E come Orlando drittamente crede.

17. Man hat neuerdings gewagt, den Orlando inamorato neben den Orlando furioso zu ſetzen. Die Italiener ſind nicht dieſer Mei-

nung, und ich glaube mit vollem Rechte. Bojardo iſt ohne Zweifel ein begabter und reicher Geiſt; aber ſein Reichthum artet oft in läſtigen Ueberfluß aus. Einen großen Theil ſeines Werkes füllen Beſchreibungen von Schlachten und Zweikämpfen, die durch ihre Länge, ihre Einförmigkeit und ihre häufige Wiederkehr ermüden. Das Wunderbare in ihm iſt oft fratzenhaft; die Liebe iſt bisweilen derb, und von der Zartheit, Tiefe und Anmuth, mit der Arioſto dieſe Leidenſchaft in ihren mannigfaltigſten Erſcheinungen zu behandeln weiß, findet ſich wenig bei ihm.

18. Der geniale, ſo oft gebrauchte und gemißbrauchte Ausdruck zur Bezeichnung von etwas in ſeiner Art Einzigen, daß die Natur, die es geſchaffen, die Form dazu zerbrochen habe, ſcheint von Arioſt herzuſtammen, welcher von dem Sohne des Königs von Schottland Zerbino (cant. X. 84) ſagt:

Non é un sì bello in tante altre persone:
Natura il fece, a poi ruppe la stampa.

19. Verachtung der Menge und des großen Haufens (i villani, la canaglia betitelt) iſt der Helden-Poeſie gewöhnlich, von Homer an, bei dem Odyſſeus die Häupter mit ehrenvoller Rede, das Volk mit Schlägen und Scheltworten in die Verſammlung treibt; einen härtern Ausdruck aber dieſer ariſtocratiſchen Geſinnung erinnere ich mich nicht irgendwo gefunden zu haben, als in dem

Roland Arioſtos (canto XVI. 23). Hier wüthet, in den Mauern von Paris, Rodomonte unter dem Volke, und was Wolf und Tiger der ſchwachen Heerde thut,

Quivi il crudel pagan facea di quelle,
Non dirò squadre, non dirò falange,
Ma vulgo e popolazzo voglio dire,
Degno, prima che nasca, di morire.

20. Von der Brechung der Wörter am Ende der Verſe, welche ſich auch die claſſiſchen Dichter erlaubt haben, macht Arioſto an mehrern Stellen zu Gunſten des Reimes Gebrauch (XXVIII. 41. XLI. 32. XLIII. 105.), nirgend aber mit größerer Wirkung, als da, wo er den Tod Brandimarte's erzählt (XLII. 14.): Dieſem iſt, nach dem Todesſtreiche, den er empfangen, nur noch ſo viel Kraft übrig, Gott um Verzeihung ſeiner Sünden zu bitten, und den Grafen, der über ihm weint, zu tröſten:

E dirgli: Orlando, fa che ti ricordi
Di me nell' orazion tue grate a Dio;
Nè men ti raccomando la mia Fiordi...
Ma dir non potè, Ligi; e quì finío.

21. Höflichkeit iſt eine freie Kunſt und fordert, wie jede Kunſt, ein gewiſſes Talent und richtigen Takt; Uebung ohne dieß. Zu den Zeiten unſrer Väter war ſie eine Wiſſenſchaft, die aus Complimentirbüchern, gleichſam als Grammatik und Syntaxis ornata des geſellſchaftlichen

Lebens, mit nicht weniger Application als die lateiniſche Grammatik gelernt wurde, ſo wie man in derſelben Zeit aus galanten Briefſtellern Witz, Anmuth und Zärtlichkeit lernte. Da war, wie beim Schachſpiel, Zug und Gegenzug, Rede und Gegenrede vorgeſchrieben; wie in der Fechtſchule folgte Stoß, Parade und Gegenſtoß in abgemeſſner Ordnung; Alles mit der ſorgfältigſten Rückſicht auf Zeit und Ort, Stand und Geſchlecht. Es war in der That keine geringe Aufgabe, in einer gemiſchten Geſellſchaft Alles, was nach den Begriffen jener Zeit zur Höflichkeit erfordert wurde, im Kopfe, auf den Lippen und in den Füßen zu haben, und ſich vor Verſtößen zu hüten, die von Kennern nicht leicht verziehen wurden. Für junge Leute war eine Hochzeit, ein Kindtaufſchmaus oder ein anderes Gaſtmahl ein examen rigorosum, und wem es in der Praxis der geſellſchaftlichen Diplomatik an Fertigkeit fehlte, für den war eine Feſttafel eine Marterbank. Wohl war dabei eigentlich Keinem als denen, die durch Rang und Alter das Recht erworben hatten, ſich Etwas herauszunehmen, das große Wort zu führen, laut zu lachen und aus großen Gläſern zu trinken. Schlimmer war das ſchöne Geſchlecht daran, am ſchlimmſten die Unverheiratheten oder die Neuvermählten, die oft nicht wagten den Mund zu öffnen, weder zum Eſſen, noch zum Trinken, noch zum Spre-

chen, ſondern, den ſchüchternen Blick auf Mutter und Tanten geheftet, ſich in der Kunſt übten, Langeweile mit ſteifem Anſtande zu ertragen, zur rechten Zeit zu erröthen, und die derben Späße der alten Herrn gegenüber nicht zu verſtehn. Von dem allen weiß die heutige überglückliche und doch nie zufriedne Welt nichts. Man trinkt nicht mehr auf die Geſundheit Andrer nach Stand und Rang, ſondern nach Belieben gegen die eigne; man ſpringt nicht mehr um die vornehmern Begleitern herum, um ihnen die rechte Hand zu laſſen; man ſtreitet ſich nicht mehr im Zugwinde an der Hausthür um den Nachtritt; ja, man läßt Männer und Frauen nießen, ſo viel ſie Luſt haben, ohne ſie durch einen Glückwunſch, ein Contentement! wie man damals ſagte, oder eine ſymboliſche Verbeugung zu ſtören. Während aber auf dieſe Weiſe die Emancipation von dem läſtigen Joche des Ceremoniels große Fortſchritte gemacht hat, und täglich macht, ſo daß wir ungeſtraft über den ängſtlichen Rigorismus der Londoner großen Welt lachen dürfen, bleibt doch auch bei uns noch Manches zurück, was man nicht eben mit Unrecht entfernt wünſchen möchte. Jedem Leſer wird vielleicht etwas dieſer Art einfallen; wir wollen hier aber nur an Eins erinnern, was uns eben zunächſt liegt; und zwar, da wir wiſſen, wie viel kräftiger ein überſeeiſches Urtheil auf unſre lieben Landsleute wirkt als ein

heimiſches, durch einen fremden Mund. In John Moorus Reiſen, oder, wie das Buch eigentlich heißt, in ſeinen Blicken auf die Geſellſchaft und Sitten von Frankreich, der Schweiz und Deutſchland leſen wir folgende Bemerkung, der wir die vollkommenſte Beiſtimmung geben: „Viele Leute in Deutſchland haben Sammlungen von Naturſeltenheiten, und ein Fremder kann ihnen ſeine Aufmerkſamkeit nicht beſſer beweiſen, als wenn er ſie zu ſehen verlangt [oder ihre Einladung dazu annimmt]. Dieſe Höflichkeit wäre eine ganz leichte und bequeme Sache, wenn der Fremde die Sammlung in Augenſchein nehmen und gehen könnte, wenn er Luſt hat; aber das Unglück iſt, daß der Eigenthümer ſich für verpflichtet hält, zugegen zu ſeyn, und dann die Geſchichte von jedem Stück Erz, jeder Verſteinerung und jedem Monſtrum ſeiner Sammlung erzählt. Da dieſe Vorleſungen gratis gegeben werden, ſo glaubt er ein Recht zu haben, ſie ſo lang auszuſpinnen als er Luſt hat; und auf dieſe Weiſe wird der Beſuch einer Privatſammlung [auch mancher öffentlichen] eine ernſthaftere Sache, als manche Leute glauben mögen.“

---

22. Die Italiener ſagen mit einem artigen Wortſpiele: traduttori traditori, und eine geiſtreiche Frau verglich die gewöhnlichen Ueberſetzer mit Lakaien, die einen wohlgeſetzten Gruß unge-

ſchickt und tölpiſch ausrichten. Auf gleiche Weiſe ſagt Henricus Stephanus in der Vorrede zu ſeiner höchſt merkwürdigen Apologie pour Herodote, indem er von den Urtheilen ſpricht, die zu ſeiner Zeit über die Geſchichtſchreiber der Alten nach Ueberſetzungen gefällt worden waren: „Dieſe Leute kommen mir vor wie Einer, der eine, ihrer Schönheit und blühenden Farbe wegen geprieſene Perſon auf dem Krankenlager ſähe, und nun ſagen wollte: Ich glaube, daß der Ruf der Schönheit dieſer Perſon falſch iſt, vorzüglich was man von ihrer ſchönen Geſichtsfarbe ſagt. — Schriftſteller, die ſich in Griechenland ſehr wohl befinden und die blühendſte Farbe haben, erſcheinen in Frankreich, Italien, Spanien und andern Ländern durch die ſchlechte Behandlung, die ſie unterwegs erfahren haben, krank und entſtellt; ich meine, daß mehrere Autoren, vornemlich Griechiſche, die in ihrer Mutterſprache für Jeden, der dieſe hinlänglich kennt, die größte Anmuth haben, und nicht blos das Ohr, ſondern auch den Geiſt befriedigen, im Franzöſiſchen, Italieniſchen, Spaniſchen ſo hölzern (si pietrement) überſetzt ſind, daß, wer ihre Schriften im Original und in der Ueberſetzung lieſt, einen ſolchen Unterſchied zwiſchen beiden finden muß, wie Jener, der dieſelbe Perſon bei guter Geſundheit und dann nach einer langen Krankheit ſieht, wenn ſie den Athem aufgeben will. Und woraus entſpringt dieſes Uebel? Daraus, daß die, welche in ihre Landesſprache

überſetzt haben, Ueberſetzer von Ueberſetzern ſind, und weil ſie kein Griechiſch verſtanden, nicht blos die ſämmtlichen Fehler der lateiniſchen Ueberſetzer beibehalten haben, ſondern, weil ſie auch jene oft nicht verſtanden, in viele andere, noch weit plumpere und häßlichere Fehler gefallen ſind. Beiſpiele hievon habe ich in meinem Thucydides gegeben; wo ich gezeigt habe, wie Laurentius Valla gerathen hat, was Thucydides hat ſagen wollen, und wie ſein franzöſiſcher Ueberſetzer Claude de Seyssel ſeiner Seits gerathen hat, was Laurentius Valla hat ſagen wollen, und daß dieſer eben ſo ſchlecht beim Thucydides, als jener beim Valla gerathen hat."

23. Harwood (View of the various editions of the Greeck and Roman classics) rühmt von einer Ausgabe des Aeſchylus (Glasgow. 1746. 12.), daß er, bei viermaligem Durchleſen, nur etwa zehn Ungenauigkeiten von einiger Bedeutung darinne entdeckt habe (I have only discovered about ten inaccuracies of any moment). Dieſe Worte gibt Pinelli (in der Ueberſetzung. Venezia. 1780. 8.) ſo: nella quale io stesso ho scoperto più di dieci errori in un solo momento. „ich ſelbſt habe darinne mehr als 10 Irrthümer in Einem Augenblicke entdeckt."

24. Die Ueberſetzung eines Dichters in Proſa gleicht einem Schmetterlinge, dem man die Flügel ausgeriſſen hat. Aber auch die beſten poetiſchen

Ueberſetzungen verhalten ſich zu dem Originale wie eine Libelle im Schatten zu einer Libelle im Sonnenſcheine.

25. In Mitfords Geſchichte von Griechenland (Th. 6. S. 552. der Ueberſ.) leſen wir vom Iſadas, der nackt und nur mit dem Schwerde bewaffnet, den Angriff der Thebaner auf Sparta zu vereiteln geholfen hatte: „Sein Verdienſt wurde mit der Ehre belohnt, daß er öffentlich von den Ephoren gekrönt wurde; und weil ſeine That ſo einzig in ihrer Art war, ſo erhielt er noch ein Geſchenk von tauſend Drachmen.“ Die gemeine Zugabe eines Geldgeſchenkes zu der Ehre der öffentlichen Krönung, die, wenn ſie Statt gefunden hätte, dem edeln Jünglinge eine Demüthigung geweſen wäre, muß Jeden in Verwunderung ſetzen, der in helleniſche Geſinnung eingeweiht iſt. Bei näherer Betrachtung aber wendet ſich die Verwunderung auf den modernen Geſchichtſchreiber, der ſo unglücklich oder ſo ungeſchickt war, durch ein ſchmähliches Mißverſtehn die Quelle zu trüben, aus der jene Erzählung geſchöpft iſt. Plutarch, der, wenn wir ihn recht kennen, einen ſo erniedrigenden Umſtand entweder gar nicht, oder mit entſchiedner Mißbilligung erwähnt haben würde, ſagt, nachdem er die That des Iſadas erzählt hat*): „Deswegen krönten ihn, wie erzählt wird,

*) Vit. Agesilai c. 34. ἐπὶ τούτῳ δὲ λέγεται τοὺς ἐφόρους στεφανώσαντας αὐτὸν εἶτα χιλίων

die Ephoren, legten ihm dann aber eine Buße von tauſend Drachmen auf, weil er gewagt hatte, ſich ohne Waffen in die Gefahr zu begeben.“

26. In den Approbationibus Superiorum zu Gorii Inscriptiones Antiqq. Tom. II. fin. findet ſich folgendes merkwürdige Zeugniß: Egregium hoc opus — attente legi — et cum nihil contineat vel catholicae fidei obnoxium, vel pravis moribus adversum, praelo dignum censeo. Der Verfaſſer dieſer Zeilen, Lucas Jos. Cerrachini, war Academicus Florent. und S. Theologiae Doctor.

27. Von einem häßlichen Frauenzimmer, das vortrefflich ſprach, ſagte Guillaume des Autels, ein Dichter des 15ten Jahrhunderts:

ton parler coule disertement,
mais ta beauté fait un lourd Solécisme*).

28. In den Werken eines Dichters derſelben Zeit, Jean Lemaire, findet ſich eine Epître del' Amant vert an die Prinzeſſin Margaretha von Oeſterreich, in welcher ſich der Liebhaber großer Freiheiten rühmt; unter andern:

δραχμῶν ἐπιβαλεῖν ζημίαν, ὅτι χωρὶς ὅπλων διακινδυνεύειν ἐτόλμησεν.

*) Man kennt Martial's Epigramm auf eine gelehrte Frau (XI. 20.): Quaeris, cur nolim te ducere, Galla? diserta es: saepe soloecismum mentula nostra facit.

ai vû tes parfaites beautés
et ton gent corps plus poli que fin ambre
Le vis trop plus qu' autre varlet de chambre.

In einer Notiz, die der Abbé Goujet in der Bibliothèque françoise Vol. X. p. 83. von Lemaire ertheilt, nimmt jener von dieſer Epiſtel Veranlaſſung, die Sitten der Zeit zu rühmen, in der Prinzeſſinnen, ohne Nachtheil ihres Rufes, ſolche Liebhaber haben durften. Nun war aber dieſer Liebhaber kein andrer als ein grüner Papagei, den der Erzherzog Sigismund ſeiner Nichte, der Prinzeſſin Marie von Burgund, der Mutter der Margarethe, geſchenkt hatte. Der Irrthum war luſtig genug; dem Irrenden aber gereicht es zur Ehre, daß er ihn eingeſtand und zurücknahm.

29. Diejenigen, die aus Trägheit alle Irrthümer und Vorurtheile, die ſie von Kinderfrauen und Schulmeiſtern eingeſogen haben, ungeprüft und unberichtigt mit in das Grab nehmen, deren nicht wenige ſind, gleichen jenem Maryandiner, der, um nicht die Mühe des Kauens zu haben, bis in ſein Alter aus dem Munde ſeiner Amme aß *).

30. Jacob Manlius erzählt**) von zwei Bauern, die im Anfange der Reformation nahe bei Coburg zuſammentrafen. Beide waren be=

*) Athenae. XII. p. 530. C.
**) Locor. Commun. Collect. p. 315.

trunken. Welches Glaubens biſt Du? fragte der Eine. Ich glaube an Luther; war die Antwort. Und ich an Martin; ſagte der Andre. Beide erzürnten ſich gegen einander, und von Worten kam es zu Schlägen. — Wie viele gelehrte Händel haben gleichen Anfang, Mittel und Ende gehabt! Zuerſt der Rauſch der Eigenliebe und Eitelkeit; dann Mißverſtändniß und Streit um Worte; endlich gegenſeitige Mißhandlung!

31. Der Ausſpruch des Stoikers Chryſippus, daß Wettläufer alle ihre Kraft aufbieten müſſen, um den Preis zu gewinnen, nicht aber ihre Mitbewerber aufhalten oder ihnen ein Bein ſtellen dürfen, gilt von den Wettläufen der Gelehrten um deſto mehr, da hier nicht ein eitler Kranz, auch nicht der Vorzug einer einzelnen Fertigkeit, ſondern das Ganze der Geſinnung und innern Bildung in Betracht kömmt.

32. Indem Plinius (Hist. Nat. II. 5.) von der Mehrheit der Götter ſpricht, ſagt er: Fragilis et laborioſa mortalitas in partes iſta digeſſit, infirmitatis ſuae memor, ut portionibus coleret quiſque quo maxime indigeret. Dieſes kann auch auf die Wiſſenſchaften, und namentlich auf die Alterthumswiſſenſchaft angewendet werden. Auch ſie fordert in Rückſicht auf unſre Schwachheit mannichfaltige Theilung; wie aber der fromme Heide bei der Verehrung der einzelnen Kräfte der Gottheit immer doch an die

göttliche Macht überhaupt und die Ganzheit derſelben denkt, ſo muß auch der Gelehrte, indem er ſich mit dem Einzelnen beſchäftigt, immer das Ganze in den Augen behalten. Wird dieſes unterlaſſen, ſo iſt dort der armſeligſte Aberglaube, hier eine kleinliche Pedanterei die unvermeidliche Folge.

33. In einem Auszuge aus Friedrich Auguſt Wolfs von Körte herausgegebnen Leben in den Wiener Jahrbüchern (1835. LXX Band S. 140), der mir ſo eben in die Hände kommt, leſe ich Folgendes: „Durch Heynen's ſogenannte Gunſt wurde ihm (1779) eine Lehrerſtelle an dem königl. Pädagogium in Ilefeld angetragen, wodurch Heyne den ſelbſtſtändigen, unternehmenden Mann von Göttingen entfernen wollte."

Es hat mich geſchmerzt, eine ſolche Aeußerung in einer ſo achtungswerthen Zeitſchrift zu leſen, und ich ſcheue mich nicht zu ſagen, daß ſie den größten Tadel verdient. Frei und unbeſchränkt mag das Urtheil der Kritik über Thaten und Schriften walten, die der Welt vor Augen liegen; aber über die innre Geſinnung, über die ſittlichen Beweggründe, über Gedanken, die der, ſo ſie hegt, keinem Andern vertraut, ja, die er nicht einmal ſich ſelbſt geſteht, hierüber ungünſtig zu urtheilen, und einer Handlung, welche die beſte und unſchuldigſte Abſicht gehabt haben kann, die ſchlechteſte

unterzuſchieben, dieſes kann vor dem Richterſtuhle der Moral auf keine Weiſe gerechtfertigt werden.

Und die dort gegen Heyne ausgeſprochne Beſchuldigung wodurch wird ſie begründet? Durch nichts in der Welt. Ja ſie hat nicht einmal einen Schatten von Wahrſcheinlichkeit.

Zu der Zeit, in welcher Heyne den jungen Wolf nach Ilefeld beförderte, ſtand ſein Ruhm noch unverletzt; ſein Name wurde in allen Theilen von Europa mit Achtung genannt; jede ſeiner Schriften mit Beifall gekrönt, überall an ſein Urtheil appellirt, und jede ſeiner Vorleſungen fleißig beſucht. Kein Nebenbuhler ſtand ihm im Wege, und verdunkelte ſeinen Ruhm*). Der ſelbſtſtändige

---

*) Gerade in dem Jahre, in welchem H. aus Beſorgniß für ſeinen Ruhm Wolfen befördert haben ſoll, widmete Gedike ſeine Ueberſetzung der Pythiſchen Siegeshymnen (Berlin u. Leipzig. 1779) „dem Prieſter der grajiſchen Muſe, der ihn, den Bebenden, zum Tempel der Göttin gewinkt habe" und fordert ihn auf, „wenn er falſche Bahnen durcheile, ihn zu warnen." In gleichem Sinne ſpricht er in der Vorrede zu den Olymp. Hymnen von ihm, wo er ihn „den Lichtſchaffer" nennt; und nicht Anders wenige Jahre vorher (1774) Johann Gottl. Schneider in dem Verſuche über Pindars Leben und Schriften, „vergeblich Worte ſuchend, um des Lehrers Verdienſt und ſeine eigne Dankbarkeit gebührend auszuſprechen." Nichts aber kann vielleicht beſſer bezeugen, wie hoch zu jener Zeit Heynens Ruhm ſtand, als die Inſchrift, mit der ihm Chr. Gottfried Schütz (1782) ſeine Ausgabe des Aeſchylus widmete, in

unternehmende Mann aber, den er eine Lehrerſtelle in Ilefeld antrug (der Antrag wurde dankbar ergriffen), um ihn, wie es dort heißt, aus ſeiner Nähe zu entfernen, ſtand damals im zwanzigſten Jahre ſeines Lebens, und hatte noch keinen einzigen öffentlichen Schritt auf der Bahn gethan, die er ſpäter mit ſo vielem Ruhme betrat. Wolf ſelbſt dachte, damals wenigſtens, ſo niedrig von ſeinem Beförderer nicht. Als er vier Jahre nachher, in gänzlicher Unabhängigkeit, und als Profeſſor der Beredſamkeit zu Halle wahrhaft ſelbſtſtändig, durch eine Ausgabe der Theogonie ſeinen Namen bekannt machte, begleitete er die ihm von Heyne, auf ſeinen Wunſch mitgetheilten Bemerkungen mit einer Note (p. 143), in der er ihn praeceptorem quondam suum nennt, mit dem Zuſatze: qui oculis meis mihi carior est, und einem Ausdrucke der Freude über die von ihm empfangene symbolam, multa habentem ad melius vel intelligendum vel emendandum carmen. Auch in der Vorrede heißt ihm Heyne, neben Ruhnkenius ein stator et vindex litterarum, und von beiden Männern wird

---

welcher ihm (dem Litteratori philosopho) beigelegt wird, „zuerſt unter den Deutſchen in der Auslegung der alten Dichter Grazien und Muſen in liebenswürdigem Bande vereinigt, den ganzen Umfang der Künſte mehr als irgend ein andrer umfaßt, und durch ſein Anſehn und ſeine Gelehrſamkeit erleuchtet zu haben" u. ſ. w.

gerühmt, eorum sollertiae plus debere Hesiodum quam plerisque omnibus, qui ejus carmina sibi ex industria edenda et illustranda sumserint*).

Nun erinnere ich mich ſehr wohl, vor vielen Jahren von einem Freunde Wolf's gehört zu haben, daß ſeine frühere Geſinnung in Beziehung auf den Göttinger Lehrer durch einen Brief umgeſtimmt worden ſey, den Heyne, als es ſich um Beſetzung der halliſchen Profeſſur handelte, an den Miniſter von Zedlitz geſchrieben habe. Auch das wurde hinzu geſetzt; jener Brief ſey Wolfen von dem Miniſter mitgetheilt worden. Dieſe Erzählung enthält nichts Unglaubliches. Es iſt vollkommen wahrſcheinlich, daß Zedlitz das Urtheil des Mannes, welcher damals in der gelehrten Welt das größte Anſehn genoß, über Wolf, der ſich ſeinen Schüler nannte, eingeholt habe; und daß dieſes Urtheil nichts weniger als nachtheilig war, kann aus dem Erfolge geſchloſſen werden. Es iſt aber auch eben ſo wahrſcheinlich, daß dem günſtigen Urtheile Eines und das Andre beigefügt war, was Wolf's Eigenliebe, als er es ſpäter, bei befeſtigter Stellung, zu Geſichte bekam, verletzte; und Niemand, der das, was Wolf von ſich ſelbſt erzählt, geleſen

*) Hiermit kann auch das in der Einleitung zu dem Commentare p. 53. der Heyniſchen Commentatio de Theogonia ab Hesiodo condita ertheilte Lob verglichen werden.

hat, wird ſich im Mindeſten wundern, daß Heyne an dem Geiſt- und Kenntniß-vollen Jünglinge nicht Alles zu loben fand. Daß er dieſes dem Miniſter nicht verſchwieg, wer möchte es tadeln? daß aber dieſer die vertrauliche Mittheilung an Wolf verrieth, wer könnte es billigen?

In dem langen Zeitraume ſo vieler Jahre, während denen ich mit Heyne in Verbindung geweſen bin, bei den Geſchäften, die ich in ſeinem Auftrage beſorgte, bei den zahlloſen Gefälligkeiten, die der vielbeſchäftigte Mann mir mit der größten Bereitwilligkeit erzeigte, hab' ich ihn jederzeit wahrhaft, uneigennützig und edel gefunden; offen in ſeinem Urtheile und von Ränken fern. In einem ſeiner Briefe ſchreibt er: „Ich habe mir zum Geſetze gemacht, bei Empfehlungen nur meinem Gewiſſen zu folgen, und Keinen zu empfehlen, wer es auch ſey, und wenn er mein Bruder wäre, von dem ich nicht die Ueberzeugung hege, daß er für die Stelle paßt." Mit dieſer Geſinnung ſcheint er auch ſein Urtheil über Wolf abgegeben zu haben. In den zahlreichen Briefen, die ich von ihm beſitze, wird dieſer nicht oft erwähnt. Einmal ſchreibt er: „Ich höre aus Briefen von Halle, daß mich Wolf bisweilen in ſeinen Collegien züchtigt." Auch Voß wird, wenn ich mich recht erinnere, nur Einmal, im Jahr 91, mit den Worten erwähnt: „Herr Voß höre ich hat mir gute Lehren gegeben, wie ich es mit dem Homer anfangen

ſoll. Wenn ich einmal das Buch und Zeit habe, will ich ihm gehorſamen.“ Es wird hier nicht an der unrechten Stelle ſeyn, wenn ich bemerke, daß in ſeinen Briefen an mich auch nicht ein Wort enthalten iſt, das Voſſens ſo oft und mit ſo großer Zuverſicht ausgeſprochne Anklage, das ſeinen alten, feſtgewurzelten Wahn einer Verſchwörung der ſogenannten heyniſchen Schule gegen ihn auch nur im geringſten begünſtigte. Es war Heynen nicht unbekannt, daß ich in mehrern Perioden meines Lebens mit namhaften litterariſchen Zeitſchriften in Verbindung ſtand; nie aber hat er auch nur von Fern angedeutet, daß er Etwas von mir, entweder für ſich oder gegen Voß, erwarte; nie habe ich auch von ſelbſt eine ſeiner Schriften, oder die Schrift eines ſeiner Gegner irgendwo beurtheilt, und dennoch hat er mir nie, dieſer Enthaltung wegen, weniger Liebe bewieſen, als wenn ich, mit Ueberſchätzung meiner Kräfte und meines Berufes, die Waffen für ihn ergriffen hätte. Ich habe alle Urſache zu glauben, daß Heyne gegen andre ſeiner Schüler daſſelbe Verfahren beobachtet, daß er keinen einzigen für ſeine Sache aufgeregt, oder daß er auch nur das Stillſchweigen veranlaßt habe, das Voß für ein untrügliches Symptom der von ihm geträumten Verſchwörung hielt. Wenn Heyne für das Haupt einer Schule galt, ſo verdankte er dieß ſeinem Verdienſte; Haupt einer Partei iſt er nie geweſen,

und hat nie geſucht es zu ſeyn. Auf der andern Seite ſind ſeine Gegner wohl kaum frei zu ſprechen von dem Beſtreben, das Verdienſt des Mannes in Schatten zu ſtellen, den Europa ehrte. Während ſie ſelbſt der erwünſchteſten Muſſe genoſſen, um ihre Forſchungen ungeſtört zu verfolgen, verſäumten ſie keine Gelegenheit, ihm, der vor allen Dingen den Pflichten ſeines Amtes lebte, und nie dieſen, wohl aber der Erholung die zerriſſenen Stunden abgewann, die er auf ſchriftſtelleriſche Arbeiten wendete, jede, auch die geringſte Uebereilung vorzurücken, und, mit Verkennung unleugbarer Verdienſte, jeglichen Irrthum des Gedächtniſſes, jeden kleinen Widerſpruch ohne Schonung, und meiſt mit Hohn aufzudecken. Ja, ſie warfen ihm vor, daß er den Streit mit ihnen, ſeinen erbitterten Feinden, vermied; einen Streit, wozu ihm, wenn auch ſonſt nichts, doch gewiß die Muſſe fehlte. Der umherſtehenden müßigen Menge wäre das Schauſpiel eines ſolchen Kampfes vielleicht erwünſcht und ergötzlich geweſen; wir aber danken es dem ernſten Manne, daß er, wie auch immer gereizt, ſeinen Unmuth niederkämpfte, und der Würde der Wiſſenſchaft, die er nie vergaß, auch dieſes Opfer brachte. Mit Freuden ſtimmen wir daher in das Urtheil eines Mannes ein, der nicht ſein Schüler war, ihn perſönlich nicht gekannt, keine Verpflichtung gegen ihn gehabt, nie etwas Gutes von ihm empfangen hat; der nur

den gelehrten Mann, den treuen, gemüthvollen Dolmetſcher der Alten und den Prieſter der Wahrheit in ihm ehrte, wenn er an Heynens Manen ſich wendend ſagt: quum difficile sit, una in re excellere, non possum satis admirari vim prope divinam ingenii Tui, quo tot tantasque res ita amplexus fueris, ut, quae multis satis esset laus ad nominis aeternitatem, ea conjuncta in Te uno reperiretur. Quare vix invenio, cujus exemplum aeque ac Tuum commendare possim ad aemulandum juventuti harum literarum studiosae:

sub Te tolerare magistro
Musarum grave discat opus, Tua cernere facta
Adsuescat, primis et Te miretur ab annis*).

*) Philipp Wagner in Praefatione ad editionem quartam Operum Virgilii. Vol. I. p. XXV. s.

Verbeſſerungen.

Seite 3. Zeile 9. denn vor ſt. denn von.
— 21. — 14. dergleichen ſt. der=gleichen.
— 41. — 13. ea ſt. eae.
— 43. — 11. lehrreich ſt. lerreich.
— 44. — 6. μειλιχίην ſt. μειλικίην.
— 49. — 7. τιμῇ ſt. τιμη.
— 50. — 10. πλησίον ſt. πλεσίον.
— 66. — 9. von unten. die= iſt zu löſchen.
— 121. — 8. faſſen ſt. ſaſſen.
— 127. — 5. Eunoë ſt. Eunon.
— 138. — 6. von unten: ἐπισκήπτει ſtatt ἐπειςκύπτει. ſt. ἐπεισκύπτει ſtatt ἐπισκήπτει.
— 153. — 1. Pauſanias ſt. Pauſanius.
— 162. — 8. von unten Hermotimus ſt. Hormotimus.
— 164. — 3. δρέπανον ſt. τρέπανον.
— 169. — 12. fürwahr ſt. führwahr.
— 186. — 2. v. unt. ſind die Worte und des Landes zu tilgen.
— 207. — 7. v. u. Knowledge ſt. Knwledge.
— — — 6. v. u. reasonless ſt. reasonlest.
— 211. — 6. in ein ſt. in eine.
— 221. — 5. daß man ſt. das man.
— 272. — 3. erwägt ſt. erträgt.
— 310. — 14. Seiten ſt. Zeiten.

Seite 312. Zeile 8. muß mir hier ſt. muß hier.
— 339. — 2. v. u. denkbare ſt. dankbare.
— 389. — 6. Puisq' ſt. Pisq'.
— 471. — 13. écrites ſt. éctites.
— 478. — 8. ſehnſüchtigem ſt. ſehnſüchtigen.
— 484. — 2. v. u. Seltenheiten ſt. Seltenheit.
— 541. — 3. nach rite offert iſt ein Strich und vor den folgenden Abſatz die Ziffer 9 zu ſetzen.

Staatliche Bibliothek Bamberg

a

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobs, Friedrich,

Vermischte Schriften

Bd.: Sechster Theil

Leipzig 1837

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB D 15(6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11418269-2